

DIE ALLGEMEINE MENFCHEN = GEFCHICHTE



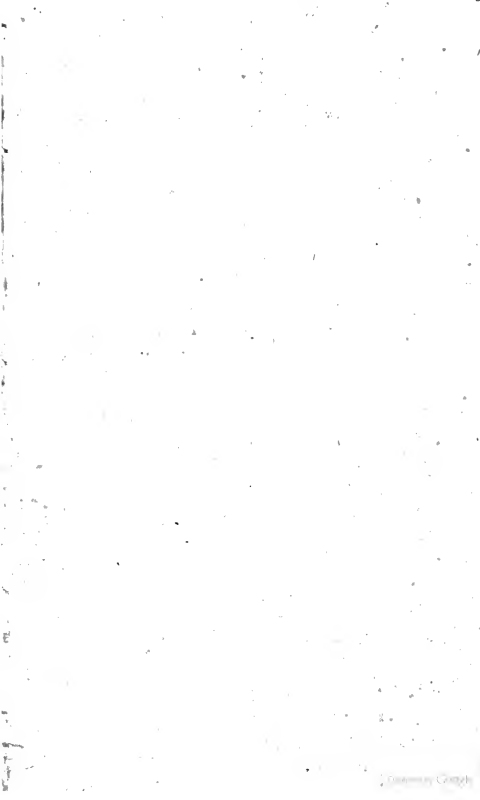
3656

Palat.

XXXIV

89





Die
allgemeine
Menschen = Geschichte

für die
studirende Jugend

von
Georg Friedrich Wiedemann.

Dritter Band.

Die mittlere Geschichte.

Erster Band.

Achte vermehrte Auflage.

München, 1842.
Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung.
(B. Kett.)

58119

Die

allgemeine

Menschen - Geschichte

mittlerer Zeiten

für die

studirende Jugend

von

Georg Friedrich Wiedemann.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Achte Auflage.

München, 1842.

Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung.
(B. Red.)

Page 112

I n h a l t

des ersten Bandes der mittlern Geschichte.

Erste Abtheilung.

Von der Geburt Jesu Christi bis zum Anfange der Kreuz-
züge 1096.

I. Das Christenthum.	Seite
1. Der Messias — die Hoffnung Israels	1
2. Schicksale der jüdischen Nation seit ihrer Rückkehr nach Judäa	8
3. Jesus Christus	23
4. Die Kirche Jesu Christi	34
5. Zerstörung Jerusalems	44
II. Das römische Kaiserreich.	
1. Augustus	64
2. Die alten Deutschen	68
3. Hermann's Schlacht	77
4. Die Kaiser des ersten Jahrhunderts	84
5. Die Kaiser des zweyten Jahrhunderts	96
6. Die Kaiser des dritten Jahrhunderts	100
7. Elitenverfall unter den Römern	115
8. Sechs-Kaiser-Herrschaft	122
9. Constantin der Große	128
10. Kaiser aus Constantins Familie	143
11. Die übrigen Kaiser des vierten Jahrhunderts. An- fang der großen Völkerwanderung. Theilung des Reiches	148
12. Kaiser des fünften Jahrhunderts. Untergang des weströmischen Reichs	164
III. Die Germanen.	
1. Uebersicht der germanischen Völkerschaften dieser Zeit	182
2. Die Franken in Gallien	184
3. Die Ostgothen in Italien	186
4. Die Longobarden in Italien	190

	Seite
5. Veränderungen in den Sitten und Einrichtungen der Deutschen	196
6. Bonifatius, Apostel der Deutschen	201
IV. Das oströmische oder byzantinische Kaiserreich bis 802.	
1. Kaiser des fünften Jahrhunderts.	202
2. Kaiser des sechsten Jahrhunderts	209
3. Kaiser des siebenten Jahrhunderts	232
4. Kaiser des achten Jahrhunderts	240
V. Die Araber.	242
VI. Das Reich der Franken.	
1. Pipin von Heristall, Carl Martell, und Pipin der Kleine	262
2. Carl der Große	270
3. Ludwig der Fromme. Theilung des Frankenreichs	296
VII. Das deutsche Reich.	
1. Die letzten Carolinger in Deutschland	300
2. Conrad I. aus Franken	302
3. Die sächsischen Könige und Kaiser	306
4. Die fränkischen Könige und Kaiser	318
VIII. Frankreich.	
1. Die carolingischen Könige	354
2. Die capetingischen Könige	358
IX. Italien.	
1. Lombardisches Italien	361
2. Griechisches Italien	365
3. Venedig	368
X. Spanien.	
1. Arabisches Spanien	371
2. Westgothisches Spanien	375
XI. England	377
XII. Scandinavien, Rußland, Polen	387
XIII. Ungarn	390
XIV. Das griechische Reich, von 802.	399

Die allgemeine
Menschen-Geschichte
mittlerer Zeiten.

Von der Geburt unsers Heilandes Jesus Christus
bis auf die Entdeckung von Amerika 1492.

Erste Abtheilung.

Von der Geburt Jesu Christi bis zum Anfang der
Kreuzzüge 1096.

I.

Das Christenthum.

1.

Der Messias — die Hoffnung Israels.

I. **G**egen vier Jahrtausende waren nun verflossen, seitdem der Allerbarmherzigste unsern ersten Vætern noch am nämlichen Tage ihres unglücklichen Falles die tröstliche Verheißung gegeben hatte: „Einer von den Nachkommen des Weibes werde der (versührenden) Schlange den Kopf zertreten.“

Diese Verheißung wiederholte Gott nach zweytausend Jahren seinem Lieblinge Abraham: „Ich habe bey Mir selbst geschworen, daß Ich dich segnen und deine Nachkommenschaft mehren will, wie die Sterne am Himmel und wie den Sand am Ufer des Meeres, und in Dem,

der von dir herkommen wird, sollen alle Völker der Erde gesegnet werden.“ — Das nämliche sprach Gott zu Isaac und Jacob; und dem letztern nannte Er sogar denjenigen seiner zwölf Söhne, von dem der Verheißene abstammen, so wie die Zeit, in welcher Er zur Welt kommen sollte. „Nicht weicht der Scepter von Juda,“ reissagte der sterbende Jacob dem Viertgebornen seiner Söhne, „noch der Herrscherstab von seinen Nachkommen, bis Derjenige kommt, der gesandt werden soll; und auf Diesen werden die Völker hoffen.“

Noch vor dem Eingange in das gelobte Land ließ Gott diese große Verheißung dem sämmtlichen Volke Israel durch Moses wiederholen. „Einen Propheten, wie mich,“ sprach dieser, „wird euch der Herr, euer Gott, aus euern Brüdern erwecken; Dem sollt ihr in allem Gehör geben, was Er euch immer sagen wird. Wer Ihn aber nicht hören will, der soll ausgerottet werden aus dem Volke!“

In einem noch hellern Lichte wird dieser Prophet, diese Hoffnung der Völker, dem Könige David gezeigt; und dieser spricht in seinen Psalmen mit der höchsten Begeisterung von dem Einen seiner Nachkommen, der als sein Herr zur Rechten Gottes sitzen, und dessen Reich ewig dauern wird: „Es entströmt meinem Herzen holder Gesang, dem Könige sing' ich mein Lied! Der Schönste bist Du von den Menschenkindern! Es ergeußt sich auf Deine Lippen Holdseligkeit. Gürtel, wie ein Schwert um Deine Hüfte, Du Held, Hoheit und Schöne! Zieh einher, herrsche, in Wahrheit und in Milde, in Gerechtigkeit! Es wird Wunder Dich lehren Deine Rechte! Deine Pfeile sind scharf, es fallen zu Deinem Fuß Dir die Völker, es bringt Dein Geschos den Feinden ins Herz! Es besteht Dein Thron, o Gott, in Ewigkeit! Dein Herrscherstab ist der Gerechtigkeit Stab! Du bist hold dem Rechte, Du hassst den Frevel; darum hat Dich Gott, Dein Gott gesalbet mit dem Oele der Freude. Wir werden von Geschlechte zu Geschlechte gedenken Dein! Es werden die Völker Dich preisen in Ewigkeit!“

II. Als aber in der Folge das Haus David immer tiefer und tiefer sank, und endlich gar den Königsthron verlor, da ließ Gott durch die Propheten nicht nur die gegebenen Verheißungen wieder erneuern, sondern auch die merkwürdigsten Lebensumstände des künftigen Menschenbegrüßers ankündigen.

So weissagte Isaias achthalb hundert Jahre vor der Geburt Jesu Christi: „Das Volk, das im Dunkeln wandelt, erblickt ein großes Licht; denen, die in Finsterniß und im Schatten des Todes sitzen, glänzet ein Licht auf. Denn ein Kind wird uns geboren, und ein Sohn wird uns geschenkt; die Herrschaft ruht auf seiner Schulter, und man nennt seinen Namen: Wunderbar, Rathgeber, Gott, Held, Ewigvater, Friedensfürst. Der Erweiterung seiner Herrschaft und des Friedens wird kein Ende seyn. Auf Davids Thron und in seinem Reiche wird er sitzen, und es befestigen und stützen durch Recht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit.“ . . . „Dem abgehauenen Stamme Isai's wird ein Reis entsprossen, aufgrünen wird ein Zweig aus seinen Wurzeln, und ruhen wird auf Ihm der Geist Jehova's, der Geist der Weisheit und der Einsicht, der Geist des Rathes und der Stärke, der Geist der Wissenschaft und der Frömmigkeit. Die Furcht Jehova's wird Er athmen. Gerechtigkeit wird seyn der Gürtel seiner Lenden, und Treue seiner Hüften Gurt. Der Erdenkreis wird voll seyn der Erkenntniß Gottes, als wenn ihn Meeresfluthen deckten. An jenem Tage werden sich zum Sprossen Isai's, der steht zum Völkerzeichen, die Heiden wenden, und hochgeehrt wird seine Ruhestätte seyn.“ . . . „Siehe meinen Diener, dem reiche Ich meine Hand, meinen Auserwählten, an dem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich senke meinen Geist auf Ihn herab, daß Er das Recht verkündige den Völkern. Er wird nicht schreien, noch laut rufen, und seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen. Das geknickte Rohr wird Er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht nicht auslöschen; mit

Treue wird Er das Recht verbreiten. Ermüdet wird Er nicht und nicht ermatten, bis Er das Recht auf Erden gegründet; und auf sein Gesetz harren die Inseln. So spricht der Mächtige, Jehova." . . . „Ich komme, zu versammeln alle Nationen und Zungen. Und sie werden kommen, und meine Herrlichkeit sehen. Und Ich will ihnen ein Zeichen geben, und die Geretteten aus ihnen senden zu den Heiden von Laris, Phul und Lub, und zu den Bogenschützen, nach Thubal und Taran, und zu den entlegensten Inseln, welche nichts von meinem Namen gehört, und nichts von meiner Herrlichkeit gesehen; und sie sollen verkündigen meine Herrlichkeit unter den Heiden, spricht Jehova." . . . „Sieh! glücklich führt es aus mein Knecht; berühmt und groß und sehr erhaben wird Er seyn. Wie viele staunten über Ihn; so ist sein Ansehen mehr entstellt, als irgend eines Mannes, sein Antlitz mehr als irgend eines Menschensohns. So wird Er viele Völker vereinigen. Fürwahr, Er duldet unsre Leiden, und unsre Schmerzen ladet Er auf sich. Wir aber halten Ihn für so gestraft, von Gott geschlagen und erniedriget. Allein Er ist durchbohrt um unsrer Sünden willen, geschlagen wegen unsrer Missethat; die Strafe ruht zu unserm Wohl auf Ihm, durch seine Wunden werden wir geheilt. Wir alle irren, wie Schafe, ein jeder von uns seinen Weg; Jehova aber warf auf Ihn die Sünde von uns allen. Man forderte die Schuld, und Er hat sich erniedriget, und nicht geöffnet seinen Mund, dem Lamm gleich, das man zur Schlachtbank führt. Abgeschnitten ward Er aus dem Lande der Lebenden, getödtet für die Sünden meines Volkes. Bey Missethättern war sein Grab bestimmt; doch bey den Reichen ward Ihm eine Gruft, weil Er kein Unrecht that und kein Betrug in seinem Munde war. Weil Er sein Leben zum Schuldopfer dargebracht, so wird Er Kinder sehen, fortsetzen seine Tage, und, was Jehova will, gewinnt durch Ihn. Nach saurer Arbeit sieht Er sie, und ladet sich daran; durch seine Erkenntniß wird Er viele

rechtfertigen; denn Er trug ihrer Sünden Schuld.“ . . „Es spricht der Herr: Zu gering ist's, daß Du mein Diener seyst, nur um die Stämme Jacobs aufzurichten, und zu bekehren die Ueberbleibsel Israels. Sieh, Ich habe Dich gegeben zum Lichte der Heiden, daß mein Heil komme bis an die Grenzen der Erde. Dann werd' Ich gesucht von denen, die nicht nach mir fragten, werde gefunden von denen, die mich nicht suchten. Sieh, da bin Ich! spreche Ich zu einem Volk, das meinen Namen nicht weiß. Ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, daß man der vorigen nicht mehr gedenket. Meine Auserwählten werden nicht umsonst arbeiten. Denn der Same des Gesegneten Jehova's sind sie und ihre Nachkommen mit ihnen. Und ehe sie rufen, werd' Ich antworten; während sie noch reden, werd' Ich erhören!“

So weissagte zur nämlichen Zeit Michäas: „Du Bethlehem Ephrata bist zwar ein kleiner Ort unter Juda's tausend Städten. Aber von dir wird derjenige ausgehen, welcher Israels Beherrscher seyn soll. Sein Ausgang ist von Anbeginn, von den Tagen der Ewigkeit.“

So weissagte hundert Jahre später Jeremia s: „Sieh! es kommt die Zeit! spricht Jehova, da Ich vom Stamme Davids einen ächten Sproßling aufwachsen lasse; dieser wird als König glücklich herrschen, und Recht und Gerechtigkeit handhaben auf Erden. Und dieses ist der Name, den man ihm geben wird: Jehova, unsere Gerechtigkeit!“ . . „Sieh, es kommt die Zeit, spricht Jehova, da Ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund machen werde, nicht wie der Bund war, den Ich mit ihren Vätern machte, da Ich ihre Hand ergriff, sie aus Aegyptenland zu führen; sondern das ist der Bund, den Ich an jenen Tagen mit Israel machen werde, spricht Jehova: Ich will mein Gesetz in ihr Innerstes prägen und in ihr Herz schreiben; Ich werde ihr Gott, und sie werden mein Volk seyn. Dann wird nicht mehr einer den andern bekehren, und ihm Kenntniß vom

Göttlichen beybringen; sondern vom Kleinsten bis zum Größten werden sie mich kennen; denn Ich werde ihnen ihr Unrecht vergeben, und ihrer Sünden nicht mehr eingedenk seyn!“

So weissagte gegen sechshundert Jahre vor Christus Ezechiel: „Ich selbst will meine Schafe suchen und nach ihnen fragen, spricht der Herr Jehova. Wie ein Hirt, wenn er selbst bey seiner Heerde ist, seine zerstreuten Schafe aussucht; so will Ich meine Schafe aussuchen, und sie von allen Orten retten, wohin sie an wolkigen und finstern Tagen zerstreut worden. Ich will sie von den Völkern holen und aus den Ländern sammeln; Ich will sie in ihr Land führen, und auf den Bergen Israels und an den Bächen und in allen bewohnten Gegenden des Landes weiden. Ich selbst will meine Schafe weiden, Ich selbst will sie lagern, spricht der Herr Jehova. Ich will das Verlorne suchen, das Verscheuchte zurückführen, das Verwundete verbinden, das Kranke stärken, das Starke erhalten, und sie nach dem Rechte weiden. Ich will über sie einen einzigen Hirten setzen, der sie weiden soll, meinen Diener David; Er soll sie weiden, und Er soll ihr Hirt seyn.“

So weissagte Daniel gegen das Ende des babylonischen Exils: „Während ich bethete, meine Sünden und die Sünden meines Volkes Israel bekannte, und meine Fürbitte für den heiligen Berg meines Gottes vor das Angesicht Jehova's brachte: sieh, da kam Gabriel, und unterrichtete mich, und sprach: Daniel! keine vollen siebenzig Jahr-Wochen sollen über deine heilige Stadt verfließen, so wird dem Abfalle gewehret, der Sünde ein Ende gemacht, die Missethat versöhnet, die ewige Gerechtigkeit herbegeführt, Gesicht und Weissagung erfüllet, und der Allerheiligste gesalbet seyn. So wisse nun, und merke: Vom Ausgange des Befehls, Jerusalem wieder zu bauen, bis zu Messias, dem Sieger, sind sieben Wochen und zwey und sechzig Wochen. Die Straßen und Mauern

werden wieder gebaut werden, aber in bedrängten Zeiten. Nach zwey und sechzig Wochen wird der Messias hingerichtet werden, aber nicht um Seinetwillen. Die Stadt und das Heiligthum wird ein siegreiches Volk zerstören. Sein Hereinbrechen wird einer Wasserfluth gleichen, und bis ans Ende des Kriegs, der abgekürzet werden soll, wird nichts als Verwüstung seyn. Eine Woche wird für Viele den Bund bestätigen, und die Mitte der Woche wird die Schlachtopfer und Speisopfer aufheben. Im Tempel wird der Gräuel der Verwüstung seyn, und ewig die Zerstörung und Verheerung über dem verwüsteten Orte ruhen.“

Nach dem Exil weissagte Zacharias: „Frohlocke, Tochter Sion! jauchze, Jerusalem! Sieh, dein König kommt zu dir. Gerecht ist Er, und Retter, arm, und reitet auf einer Eselinn, auf dem jungen Füllen einer Eselinn. Frieden verkündet Er den Völkern, und seine Herrschaft reicht von Meer bis zu Meer, von den Strömen bis zu den Enden der Erde.“ . . . „Ueber Davids Haus und über Jerusalems Bewohner werde Ich ausgießen den Geist der Gnade und des Gebethes. Und sie werden hinblicken auf Den, den sie durchbohrt, und werden Ihn beklagen, wie man den einzigen Sohn beklagt, und werden bitterlich über Ihn weinen, wie man weinet über den Erstgeborenen. Und man wird zu Ihm sprechen: Was sind dieß für Wunden in deinen Händen? und Er wird antworten: So ward ich verwundet im Hause meiner Freunde.“

So weissagte endlich Malachias, der Zeitgenosse des Zacharias, der letzte der Propheten: „Siehe, Ich schicke meinen Gesandten, daß er den Weg bereite vor Mir her; und plötzlich nach ihm kommt zu seinem Tempel der Herr, den ihr suchet, der Engel des Bundes, den ihr wünschet; sieh, Er kommt! spricht Jehova.“ *)

*) Daß die Hoffnung Israels auch die Hoffnung der Heiden, wenigstens derjenigen unter ihnen war, welche mit redlichem

III. Diese Weissagungen, verbunden mit der Erinnerung an ihre bisherigen Schicksale, besonders an ihre Gefangenschaft und Wiederbefreyung (welche ebenfalls von den Propheten waren vorhergesagt worden), hatten die jüdische Nation so sehr in dem Glauben an den Gott ihrer Väter und an seine Verheißung bekräftigt, daß sie in der fünfhundertjährigen Zeit ihres zweyten Tempels nie mehr von Ihm abfielen, selbst dann nicht, als gegen das Ende dieses Zeitraums Feinde von innen und außen an ihrer Vernichtung arbeiteten. Doch es lohnt sich der Mühe, die Geschichte des Volkes Gottes während dieser Periode etwas näher kennen zu lernen.

2.

Schicksale der jüdischen Nation seit ihrer Rückkehr nach Judäa.

I. Es ist aus der frühern Geschichte der Juden bekannt, wie auf den Befehl des persischen Königs Cyrus ein großer Theil derselben *) nach Jerusalem und der umliegenden Gegend zurückgezogen und die Stadt und den Tempel wieder erbaut, welche Streitigkeiten sich wegen dieses Baues zwischen ihnen und den Samaritern erhoben, und welche Verdienste sich Esra und Nehemia

Herzen nach Wahrheit strebten, bewieset unter andern ein Gespräch Platons, in welchem dieser Philosoph den Sokrates und den Alcibiades also redend einführt:

Sokrates: Wir müssen daher erwarten, bis jemand kommt, der uns lehre, wie wir uns gegen die Götter und Menschen verhalten müssen.

Alcibiades: Wann wird er kommen, o Sokrates! und wer wird es seyn, dieser Lehrer? Ich wünsche sehr, ihn zu sehen.

Sokrates: Es ist der nämliche, unter dessen Fürsorge du stehst.

Alcibiades: So nehme er denn die Dunkelheit von mir hinweg. Ich bin entschlossen, alles zu thun, was er sagen wird, wenn ich nur besser werde.

*) Die wohlhabenden Israeliten waren in Oberasien zurückgeblieben, wo sie sich angekauft und eingelegt hatten.

durch die Sammlung der heiligen Bücher, die Errichtung des Sanhedrins und der Synagogen, und die Befestigung der Stadt um die Nation erworben haben.

Ueber zweyhundert Jahre stand der kleine jüdische Staat unter der milden Oberherrschaft der Perser (der Hohenprieester war auch zugleich der Regent und Lebens-träger der persischen Krone), bis Alexander der Große sein neues Weltreich errichtete. Nachdem nämlich der macedonische Held im dritten persischen Feldzuge Tyrus und mit ihm ganz Phönicien erobert hatte, zog er auch gegen Judäa. Dieses unterwarf sich ihm sogleich ohne Widerstand, und wurde dafür von ihm mit großer Gelmildigkeit behandelt. *) Auch genoss es, nebst den außer Palästina lebenden Juden, seine Gnade während seiner ganzen Regierung.

II. Nach Alexanders Tode war Judäa, nebst Phöni-

*) Alexander — so erzählt der jüdische Geschichtschreiber Josephus — war über die Juden aufs äußerste erbittert, weil sie ihm, als er Tyrus belagerte, die geforderten Lieferungen aus Treue gegen die Perser versagt hatten. Voll Rachgier brach er also, nach der Eroberung von Tyrus, gegen Jerusalem auf. Da er sich dieser Stadt näherte, kam ihm der Hohenprieester Jaddus, einer im Traume erhaltenen Weisung zufolge, in hohenprieesterlichem Schmucke an der Spitze sämtlicher Priester und des ganzen Volkes entgegen. Sobald Alexander den feyerlichen Zug sah, und voran den Hohenprieester in Amtsgewanden und den Namen Gottes auf seinem goldenen Stirnbande, trat er allein hinzu, warf sich anbethend nieder, und begrüßte dann den Hohenprieester. Alle Begleiter des Königs staunten; nur einer derselben fragte: warum er den Hohenprieester angebethet habe? „Nicht ihn,“ antwortete Alexander, „sondern den Gott, dessen Priester er ist, hab' ich angebethet;“ und erzählte darauf, wie er, da er noch in Macedonien gewesen, im Traume eben diesen Hohenprieester in eben diesem Schmucke gesehen, welcher ihn zum Feldzuge ermuntert und ihm verheißen habe, Gott werde vor ihm hergehen und ihm das Reich der Perser übergeben. Nun zog Alexander an der Hand des Hohenprieesters in die Stadt, brachte Opfer, las die Weissagung, daß er das Reich der Perser stürzen werde, in den Schriften des Propheten Daniel, und gab von freyen Städten den Juden die Erlaubniß, nach ihrem Geseze zu leben, und die Freyheit von Abgaben für jedes siebente (Sabbat-) Jahr.

cien und Cölesyrien der stete Handelsknoten zwischen den Besitzern von Syrien und Aegypten. Endlich im Jahre 312 eroberte Ptolemäus Lagi Jerusalem, und führte gegen 100,000 Juden mit sich nach seiner Hauptstadt Alexandria zur Belebung des Handels. Von da an lebten die Juden unter der Herrschaft der ersten vier Ptolemäer in ungestörter Ruhe über hundert Jahre *), bis der König von Syrien, Antiochus der Große, Judäa, Phönicien und Cölesyrien zu erobern sich vornahm. Zwar mißglückte sein erster Versuch (220—217); desto mehr gelang aber der zweyte, indem er in zwey Jahren (203 und 202) Cölesyrien und Palästina eroberte. Antiochus hatte die schnelle Eroberung dieser Landschaften zum Theil den Juden selbst zu danken. Denn sie traten, ihrer gewöhnlichen Treue zuwider, auf seine Seite, und leisteten ihm so große Dienste, daß er sich verbunden sah, ihnen gleich große Dankbarkeit zu beweisen. Nicht nur opferte er eine große Summe Geldes, sondern ließ auch den Tempel zu Jerusalem auf seine Kosten durchgängig von neuem ausbessern, und berief alle aus der Stadt vertriebenen Juden zurück, mit der Verordnung, daß, wie allen übrigen, so auch ihnen, wofern sie in einer gewissen Zeit diesem Rufe folgten, die Abgaben auf drey Jahre erlassen seyn sollten. Gleiche Gnade erzeugte ihnen sein Nachfolger Seleucus IV. (187—176). Ueberhaupt standen die Juden damals in so großem Ansehen, daß selbst Fürsten sich um ihre Freundschaft bewarben, und dem Tempel reichliche Geschenke übersendeten.

III. Doch eben dieser Reichtum des Tempelschazes verbunden mit dem, durch die Kriege mit Rom entstandenen, Geldmangel der syrischen Könige war die Veranlassung zu einem großen Unglücke, das nun über die Juden hereinbrach. Antiochus Epiphanes, der Nachfolger

*) In diese Zeit fällt auch die Uebersetzung der Bücher des alten Testaments ins Griechische, welche unter dem Namen der Uebersetzung der siebzig Dolmetscher berühmt ist.

Seleucus IV., verkaufte die hohepriesterliche Würde, die bisher der würdige Onias (III.) beſeſſen hatte, um 300 Talente an deſſen herrſchſüchtigen und griechiſche Sitten liebenden Bruder Jaſon (175); und als der dritte Bruder, Menelaus, 300 Talente mehr both, ward jener mit Gewalt vertrieben, und dieſer zum Hohepriester gemacht (172). Auf die in Judäa erſchollene Nachricht, daß Antiochus in Aegypten, wohin er ſchon zum zweyten Male einen Feldzug gemacht hatte, geſtorben ſey, ſiel Jaſon in Judäa ein, eroberte mit nur tauſend Mann Jeruſalem, ſo daß Menelaus auf die Burg fliehen mußte, und übte an allen denen, die zur Gegenpartey gehört hatten, die grauſamſte Rache. Nicht genug! Als Antiochus (171) von ſeinem Feldzuge zurückkam, erfuhr er, daß die Juden auf die Gerüchte von ſeinem Tode Freudenfeſte angeſtellt hätten. Dadurch zum heftigſten Zorne gereizt, zog er ſogleich mit dem Heere vor Jeruſalem und eroberte es mit Sturm; 80,000 Menſchen wurden erſchlagen, 40,000 gefangen genommen, und bey 80,000 verkauft. Zugleich beraubte Antiochus den Tempel aller ſeiner goldenen Geräthe, und nahm noch überdieß 1800 Talente Silber daraus hinweg. Zwey Jahre darauf ſchickte er neuerdings einen Feldherrn mit 22,000 Mann wider Jeruſalem, der die Stadt an einem Sabbath überfiel, mit Feuer und Schwert wüthete, die Mauern niederriß, viele Weiber und Kinder als Beute fortführte, durch die Beſetzung der Burg Sion den Gottesdienſt im Tempel hinderte, und einen großen Theil der noch übrigen Bewohner nöthigte, ihre Zuflucht in den öden Gebirgen zu ſuchen. Doch auch damit hatte das Elend des unglücklichen Volkes noch nicht ſeine größte Höhe erreicht. Antiochus ließ den Befehl ergehen, daß alle ſeine Völker gleichen Gottesdienſt haben ſollten. Inſbeſondere ward den Juden befohlen, die Opfer im Tempel einzustellen, den Sabbath und andere Feſte nicht mehr zu feyern, dagegen Gözenbilder und dieſen Altäre zu errichten, Schweinefleisch und andere verbotene Speiſen zu eſſen, die

Söhne unbeschnitten zu lassen, mit einem Worte, ihre Religion zu verläugnen und Heiden zu werden; wer diesem Befehle nicht gehorchen würde, sollte das Leben verlieren. Viele der Juden fielen ab, entheiligten den Sabbath und opferten den Götzen. Doch viele blieben auch standhaft, und wollten lieber das Leben opfern, als von ihrem Geseze lassen (wer kennt nicht den Schriftgelehrten Eleazar, und die sieben Brüder mit ihrer Mutter?). Desto grausamer wüthete aber auch die Verfolgung gegen dieselben. Solches Elend war selbst bey der Zerstörung des Staates durch Nebucadnezar nicht über das Volk gekommen.

IV. Allein je tiefer das Elend, desto schöner die Rettung. Und diese war das Werk einer einzigen Helden-Familie. Mathathias, ein Priester, hatte sich mit seinen fünf Söhnen, Johannes, Simon, Judas, Eleazar und Jonathan von Jerusalem nach seiner Geburtsstadt Modin begeben. Auch hieher kamen Hauptleute des Antiochus, welche ihm anlagen: er sollte sich nach dem ergangenen Befehle, bequemen, als der angesehenste Mann des Ortes das erste Beyspiel geben, und sich dadurch des Königs Gnade und reichliche Belohnung erwerben. Aber standhaft gegen alle Lockungen erklärte er nicht nur laut vor vielem Volke, daß er und seine Söhne nie von dem Geseze ihrer Väter abfallen würden; ja, als eben jetzt ein Jude hinging und vor Aller Augen auf dem Altare opferte, entbrannte des Greises Eifer um das Gesez, er lief hinzu, tödtete beym Altare den Juden und den Hauptmann, und stürzte den Altar nieder. Und nun rief er laut durch die ganze Stadt: Wer um das Gesez eifert und den Bund halten will, der ziehe mit mir! Da verließen er und seine Söhne und viele fromme Leute mit den Ihrigen die Stadt und zogen hinaus in die Wildniß (167). Als sich hier viele, um der Verfolgung und Untersuchung zu entgehen, zu ihnen gesammelt hatten, unternahm es die kleine Schaar ächter Israeliten, anfangs unter der Anführung des Mathathias, und als dieser das Jahr darauf starb, unter der Anführung seines

dritten Sohnes, J u d a s des M a c h a b ä e r s, im Vertrauen auf Gott und ihre gerechte Sache, für die Erhaltung des väterlichen Gesetzes zu kämpfen und zu kämpfen bis zum letzten Blutstropfen. Und sieh! ein Volk, welches bisher nichts weniger als kriegerisch war, da es seit mehr denn vierhundert Jahren, zuerst beynahe als Sklaven unter den babylonischen Königen, hernach als begünstigte Unterthanen unter dem sanften Schutze der Perser, und wieder unter ägyptischen und syrischen Königen gestanden hatte, ein solches Volk wird auf einmal aus Eifer für seine Religion nicht nur kriegerisch, sondern sogar zu Helden; es bietet dem mächtigen syrischen Reiche Troß, schlägt seine Armeen, sieht das Glück zwar bisweilen wider sich, ermannt sich aber immer wieder von neuem, und befreit sich so von dem Joche, das auf ihm lastete. Judas Bruder — „der Gewaltige, der Israel rettete,“ — fiel in einer Schlacht im Jahre 161. Jonathan und Simon wurden nach einander Hohepriester, und der letzte, der aus Dankbarkeit von der Nation zum Fürsten (Ethnarchen) erhoben, und vom syrischen Könige als solcher anerkannt wurde, hinterließ seinem Sohne Johannes Hyrcanus (133) ein unabhängiges, durch Bündnisse mit den Römern gesichertes Reich, das dieser noch durch Siege über die Samariter und Idumäer erweiterte.

V. Kaum war aber der Staat von dem äußern Drucke frey geworden, als die vor kurzem entstandenen religiösen Secten der Phariseer und Sadducäer *) den Charac-

*) Die Phariseer — so genannt von einem hebräischen Worte, welches Erklärer oder auch abgesondert heißt, weil sie sich vorzüglich mit Schrift-Erklärung abgaben, oder, nach ihrer Meinung, durch eine strengere Erfüllung des Gesetzes von dem großen Haufen absonderten — nahmen außer den geschriebenen heiligen Büchern noch mündliche Uebersetzungen an, und zeichneten sich durch spitzfindig-allegorische Deutung der heiligen Schrift, so wie durch ängstliche Beobachtung der vorgeschriebenen Gesetze und durch Trachten nach dem Scheine der Heiligkeit aus. Sadducäer — deren Namen einlge von Saddoc herleiten, welcher gelehrt

ter politischer Parteien annahmen. Hielten es jene mit dem Volke, so hielten es diese mit den Großen und Vornehmen der Stadt.

Hyrcan's ältester Sohn und Nachfolger, der grausame Aristobulus (107), nahm sogar den königlichen Titel an, starb aber schon nach einem Jahre, worauf ihm sein jüngerer Bruder Alexander Jannäus folgte (106—79). Seine Regierung versloß unter beständigen kleinen Kriegen mit den Nachbarn, weil er den Eroberer spielen wollte. Da er zugleich unvorsichtig genug war, die mächtigen Pharisäer zu erbittern: so erregten diese mittelst einer öffentlichen Beschimpfung einen Aufstand gegen ihn, der einen sechsjährigen blutigen Bürgerkrieg zur Folge hatte. Zwar behauptete er sich in demselben, konnte aber seine Gegenpartey so wenig vernichten, daß er auf seinem Sterbebette seiner Gemahlinn Alexandra (hebräisch Salome), welcher er mit Uebergehung seiner Söhne, des schwachen Hyrcan und des ehrgeizigen Aristobulus, das Reich vermachte, den Rath gab, sich auf die Seite der Pharisäer zu schlagen. Wirklich führten auch diese während der ganzen Regierung Alexandra's (79—71) das Ruder, und ließen ihr nur den Namen. Nach ihrem Tode ward die Krone unter ihren Söhnen streitig; ein Bruderkrieg rief fremde Schiedsrichter ins Land, und der in Asien damals allmächtige Pompejus entschied für den, den die Mutter zu ihrem Nachfolger ernannt hatte, für Hyrcan (64), und eroberte für ihn die Hauptstadt. Durch diesen Ausgang des Streites fiel das Gebäude der neuen jüdischen Freyheit zusammen.

haben soll, daß das Gute nicht um der Belohnung willen gethan werden dürfe — hingen am todten Buchstaben der Schrift, von der sie nur die fünf Bücher Moses annahmen, und läugneten die Auferstehung der Todten, eben weil der todte Buchstabe sie nicht aussprach. (Verschieden von diesen beiden Secten waren die Essäer oder Essener, welche sich fast gänzlich vom Judenthume separirten, ganz sonderbare Grundsätze hegten und eine ihnen entsprechende Lebensweise führten.).

Jerusalem verlor seine Mauern, das Reich die neuen Eroberungen, die Nation ihre Unabhängigkeit, und die Familie der Asmonäer (der Erlauchten, wie die Machabäer genannt wurden) den königlichen Titel. Hyrcan wurde Hohepriester und Ethnarch, Aristobulus aber und seine beyden Söhne als Gefangene nach Rom geführt. Zwar entkamen diese wieder, und versuchten durch Erregung neuer Unruhen den vorigen Zustand wieder herzustellen; aber die römische Uebermacht hielt das Volk in Fesseln, und der falsche Freund Hyrcan's, der Idumäer Antipater (der nämliche, auf dessen Rath die Römer zur Entscheidung des Bruderkrieges eingeladen worden), schloß sich um so mehr an Rom an, um auf diese Weise die machabäische Familie völlig zu verdrängen. Wirklich ward er im Jahre 48 vom Cäsar, den er in Alexandrien unterstützt hatte, zum Procurator von Judäa ernannt; und sein zweiter Sohn Herodes, Befehlshaber in Galiläa, ward bald so mächtig, daß er dem Hyrcan und dem Synedrium trohen konnte. Er behauptete sich auch unter den Stürmen, die nach Cäsars Ermordung die römische Welt erschütterten, so mächtig auch die Gegenpartey gegen den Fremden, wie sie ihn nannte, war. Diese stellte jetzt, statt des elenden Hyrcan's, den noch übrigen Sohn Aristobul's, Antigonus, an ihre Spitze, und setzte ihn mit Hülfe der damals so mächtigen Parther auf den Thron (39). Allein der nach Rom geflüchtete Herodes fand bey den damaligen Triumvirn nicht nur eine günstige Aufnahme, sondern ward sogar von ihnen zum Könige ernannt.

VI. Zwey Jahre verflossen, bis sich Herodes mit Beyhülfe eines römischen Heeres in den Besiz der Stadt Jerusalem, und somit des ganzen Reiches gesetzt hatte. Antigonus ward von dem römischen Feldherrn in Ketten zum Antonius nach Antiochien gebracht. Dieser wollte ihn für seinen Triumph aufbewahren; Herodes aber, der sich, so lange jener lebte, auf dem Throne nicht sicher sah, brachte es dahin, daß er getödtet ward. So endigte sich die Res-

gierung des asmonäischen Stammes, nachdem sie, von Judas dem Machabäer an, 129 Jahre gedauert hatte; und Herodes der Große gelangte auf den jüdischen Thron (37). Den Anfang seiner Regierung machte er damit, daß er Verschiedene aus dem Volke, welche seiner Parthey angehangen, zu den ersten Stellen erhob, dagegen fünf und vierzig von der Parthey des Antigonos und alle Mitglieder des hohen Rathes, bis auf zwey, hinrichten ließ. Diesen Schlachtopfern wurden bald darauf beygezählt der durch Jugend, Schönheit und würdevolles Betragen sich auszeichnende Bruder seiner Gemahlinn, Aristobulus, der greise Bruder des hingerichteten Antigonos, Hyrcan, seine eigene Gemahlinn Mariamne, und deren Mutter Alexandra, Hyrcans Tochter. Nachdem er auf diese Weise das Haus der Machabäer vertilgt, und sich zugleich durch mancherley Mittel die Gunst des Kaisers Augustus verschafft hatte (durch dessen Freygebigkeit er tributfreyer König von ganz Palästina und Idumäa wurde), hielt er sich für so sicher von aller Gefahr, daß er es sogar wagte, unter den an ihren Gebräuchen so eifrig hangenden Juden fremde Sitten und Gewohnheiten einzuführen. Er baute zu Jerusalem ein Theater und ein Amphitheater, in denen er zu Ehren des Kaisers Schauspiele gab. Er ließ nicht nur Musikünstler, Fechter und dergleichen auftreten, sondern stellte auch Kämpfe mit wilden Thieren an. Und da diese Neuerungen mancherley Verschwörungen gegen ihn erregten, die nach und nach zu einem allgemeinen Aufstande zu erwachsen drohten, so vollendete und befestigte er die Städte Samaria und Stratonsturm, und nannte dem Augustus zu Ehren jene Sebaste (Augusta), diese Cäsarea. Außerdem legte er noch einige Festungen an, und versah sie mit Waffen und Besatzungen, so, daß er das Volk nun noch mehr als vorher im Zaume halten konnte. Endlich ließ er sogar in der Gegend, wo der Jordan entspringt, dem Augustus einen prächtigen Tempel bauen. Man kann denken, wie dieses alles die Juden erbittern mußte. Um sich nun mit

ihnen einigermaßen auszuföhnen, und zugleich seinen herrschenden Geschmack an herrlichen Gebäuden und seinen Ehrgeiz durch ein Denkmal, das seinen Namen am meisten verewigen würde, zu befriedigen, beschloß Herodes, den Tempel zu Jerusalem mit allen seinen Umgebungen von Grund aus neu und auf das prächtigste aufzuführen. Kein Vorschlag konnte für die Juden schmeichelhafter seyn, wenn sie ihm nur hätten trauen können, und nicht vielmehr befürchtet hätten; er suchte durch Niederreißen des Tempels, den er nicht wieder aufbauen werde, ihren Gottesdienst gänzlich zu zerstören. Doch auf seine Versicherung: „eher solle kein Stein verrückt werden, bis nicht alle Materialien zum neuen Bau angeschafft seyen; auch wolle er den Tempel nur stückweise einreißen, und jeden Theil des Gebäudes sogleich wieder aufführen lassen,“ willigten sie endlich in das Unternehmen. Im 19ten Jahre vor Christus ward angefangen, mit 1000 Wagen alle nöthigen Vorräthe herbeizuschaffen. Alsdann machten sich 10,000 Arbeiter unter der Aufsicht von 1000 Priestern an das Werk, und in anderthalb Jahren war der Tempel selbst (das heißt, das Heilige, das Allerheiligste und die Halle) aufgeführt. Die eigentliche Vollendung verzog sich bis auf 46 Jahre, wo dann auf einmal 18,000 Arbeitsleute entlassen wurden. Nach der Beschreibung des Augenzeugen Josephus, konnte an Größe, Schönheit, Pracht und an der herrlichen Lage kein Gebäude der damaligen Welt ihm den Vorzug streitig machen. Weil aber das alte Gebäude nur stückweise abgetragen, und jeder Theil sogleich wieder hergestellt wurde, und weil auch während des Baues das tägliche Opfer ununterbrochen fortging: so ist dieser Tempel stets als der zweyte, und nicht als ein von demselben verschiedener dritter angesehen worden.

Unterdessen hatte der, in Herodes Gemüthe nie beschwichtigte, vielmehr durch seine Schwester Salome immer neu angefachte, Argwohn seine Wuth gegen seine eigenen, mit der unglücklichen Mariamne erzeugten Söhne gerichtet.

Beyde hatte er aus Schmeicheley gegen den Augustus nach Rom geschickt, um sie da erziehen zu lassen. Beyde erwarteten sich nach ihrer Rückkunft (16) durch ihre vortheilhafte Bildung und ihr gutes Betragen die Achtung und Liebe des Volkes. Aber dieses reizte den Neid und die Eifersucht der Salome, der wahren Furie dieses Hauses, so wie sie auch fürchtete, diese Söhne der Mariamne möchten sich künftig an ihr wegen des Todes ihrer Mutter, an dem sie viel Schuld gehabt hatte, zu rächen suchen. Sie arbeitete also aus allen Kräften an ihrem Untergange. Die Prinzen hatten, von ihr gereizt, einige nicht genug überlegte Worte verlauten lassen, welche Salome auf so böshafte Weise dem Vater hinterbrachte, daß dieser sie übler Absichten gegen sich verdächtig hielt. Sogleich ließ er ihren ältern Bruder Antipater, den ihm seine erste Gemahlinn Doris geboren hatte, und der bisher für den Privatstand erzogen wurde, sammt seiner Mutter an den Hof kommen, und zeichnete ihn überall so aus, daß man allgemein glaubte, er wäre zu seinem Nachfolger bestimmt. Zwar bemühten sich viele, unter denen selbst Augustus war, den Vater mit Alexander und Antipater wieder auszusöhnen; aber eben so wenig hörte Salome mit ihren Genossen auf, die Flamme der Zwietracht immer wieder aufs neue anzufachen. Endlich gelang es ihr, ihrem Bruder hinterbringen zu können, daß beyde das Vorhaben geäußert hätten, vor seiner Tyranney in einem andern Lande Zuflucht zu suchen. Auf diese Nachricht nahm der argwöhnische König alle frühern Beschuldigungen für ausgemacht wahr an, verklagte seine eigenen Söhne bey dem römischen Kaiser, und als dieser den Statthalter in Eyrien zum Richter aufgestellt hatte, begab er sich selbst zu diesem nach Berytus, und trat hier als Kläger mit solcher Heftigkeit und Rachgier auf, daß das Gericht endlich seiner Wuth nachgab, und das Todesurtheil über die abwesenden Söhne aussprach, die Art der Vollstreckung aber dem Vater überließ. Von neuem machte man ihm nun die nachdrücklichsten Vorstellungen, welcher Gefahr er sich

aussehe, wenn er nun ganz in des ehrgeizigen Antipaters Gewalt kommen werde. Allein der Zorn hatte ihn so ganz verblendet, daß er, aller Warnung ungeachtet, die unglücklichen Prinzen zu Sebaste erdroffeln ließ.

Es zeigte sich nun bald, wie gegründet jene Besorgniß gewesen. Denn da Antipater seiner Nebenbuhler los geworden war, so sollte auch der Vater selbst ihn nicht länger mehr aufhalten, den Thron zu besteigen. Die Vergiftung desselben ward als der beste Weg dazu erkannt und beschlossen. Um aber allem Verdachte zu entgehen, wußte er es zu veranstalten, daß Herodes ihn nach Rom sendete. Allein während seiner Abwesenheit wurde sein vatermörderisches Vorhaben dem Könige entdeckt, und in gerichtlichen Verhandlungen, welche sieben Monate dauerten, fast ganz erwiesen. Antipater, der von diesem ganzen Vorgange nichts wußte, wurde nun von Herodes eingeladen, seine Rückreise so viel wie möglich zu beschleunigen. Er folgte der Einladung, und trug kein Bedenken, sich nach seiner Ankunft dem Vater vorzustellen. Aber wie erschrad er, als dieser ihn von sich stieß, ihm verübten Brudermord und versuchten Vaternord vorwarf, und ihn auf den folgenden Tag beschied, um sich in öffentlicher Versammlung vor dem (eben anwesenden) syrischen Statthalter Quintilius Varus zu vertheidigen. Antipater erschien, und ward seines Verbrechens völlig überwiesen. Herodes erstattete sogleich von dem ganzen Verlaufe der Sache Bericht an den Augustus, und als dieser das Urtheil genehmigte, wurde Antipater im Gefängnisse hingerichtet — fünf Tage vor dem Tode seines Vaters. Es hatte ihn in der letzten Zeit eine gräßliche, edelhafte Krankheit befallen. Unter andern brachen an seinem Unterleibe Geschwüre auf, aus denen eine nicht zu vertilgende Menge von Läusen hervorquoll. Da er die warmen Bäder zu Callirhoe jenseits des Jordans vergeblich gebraucht hatte, und zu Jericho (denn bis nach Jerusalem hatte man ihn nicht bringen können) seinem elenden Tode entgegensah, berief er alle Häupter von Israel; und als sie angekommen

waren, ließ er sie in der Rennbahn einsperren, mit dem strengsten Befehle an seine Schwester, dieselben, sobald er verschieden seyn würde, niederhauen zu lassen, damit bey seinem Tode im ganzen Lande getrauert werden müßte. Bald darauf starb er, im 70sten Jahre seines Alters, im 37sten seiner Regierung. Der Ermordungs-Befehl ward nicht vollzogen.

VII. Seinem Testamente zufolge ward, mit einiger von Augustus gemachten Abänderung, sein Reich unter seine drey, ihn noch überlebenden Söhne getheilt, so, daß Archelaus als Ethnarch die eine größere Hälfte, nämlich Judäa, Samaria und Idumäa, — die zwey andern als Tetrarchen, Philipp einen Theil von Galiläa und Trachonitis, Herodes Antipas den andern Theil und Peräa nebst Ituräa erhielt *). Archelaus verlor sein Land wegen übler Verwaltung bereits im 6. Jahre n. Chr., worauf Judäa und Samaria als römische Provinz zu Syrien geschlagen wurde, und unter Procuratoren oder Landpflegern stand, unter denen Pontius Pilatus (26 — 36) am bekanntesten ist **). Gleiches Schicksal hatte die

*) Der älteste von Herodes Söhnen, Herodes Philippus, der nämlich, dem Herodes Antipas seine Gemahlinn Herodias nahm, ward von dem Vater gänzlich enterbt, und blieb bloße Privatperson. Er überlebte die Zerstörung Jerusalems. Josephus nennt ihn den Verehrungswürdigen.

**) Dieser Mann ist für uns zu merkwürdig, als daß wir nicht hier einiges aus seiner Verwaltungsgeschichte beifügen sollten. Er war der Reihe nach der fünfte von den Landpflegern Judäas, übertraf aber alle seine Vorgänger an Ungerechtigkeit, Erpressung und Grausamkeit. Anstatt die Juden durch Gellindigkeit mit der römischen Herrschaft auszuföhnen, erbitterte er sie noch mehr durch seinen Uebermuth, der nicht den geringsten Vortheil bringen konnte. Die römischen Adler, Fahnen und andere Unterscheidungszeichen der Legionen waren den Juden ein Gräuel, weil sie ihnen Gegenstände abgötterischer Verehrung schienen. Dieser Denkungsart hatten die Römer bisher nachgegeben, und ihre Militär-Insignien nicht öffentlich sehen lassen. Auch Pilatus ließ die Truppen, welche zur Besetzung nach Jerusalem kamen, Abends mit bedeckten Fahnen einziehen, des folgenden Tags aber dieselben unbedeckt aufstellen. Die Juden hierdurch aufs äußerste

Tetrarchie Philipps nach seinem Tode im Jahre 34. Doch schon drey Jahre später wurde sie von dem damaligen römischen Kaiser Caligula an Herodes Agrippa (einen Enkel des Herodes von Aristobul) mit dem königlichen Titel, und als Antipas im Jahre 39 abgesetzt wurde, auch dessen Tetrarchie, ja im Jahre 41 auch das vormalige Gebiet des Archelaus übergeben, so daß Agrippa die letzten vier Jahre seines Lebens ganz Palästina besaß. Nach seinem Tode (44) ward das ganze jüdische Land bis auf

gekränkt, kamen in Menge nach Cäsarea, den eigentlichen Sitz des Landpflegers, und bathen demüthigst, die Fahnen wegbringen zu lassen. Fünf Tage und Nächte nacheinander lagen sie deswegen vor seinem Palaste auf der Erde, ohne erhört zu werden. Am sechsten Tage kam er endlich heraus, aber von seiner Wache begleitet, welche auf ein gegebenes Zeichen über alle herfiel, die sich nicht schnellig entfernten. Die Juden ließen sich geduldig ermorden, mit der Bethenerung, der Verlust des Lebens sey ihnen nicht so schmerzlich, als die Verletzung der Geseze. Durch so viel Geduld und Standhaftigkeit sah sich endlich Pilatus bewogen, die aufstößigen Fahnen wegzuschaffen. — Bald aber kränkte er die Juden auf ähnliche Weise eben so empfindlich, indem er im Palaste zu Jerusalem dem Kaiser Liberius zu Ehren Schilde aufstellte, auf denen sich heidnische Namen in erhabener Arbeit befanden. Sogleich begab sich die Obrigkeit der Hauptstadt, mit den Söhnen des Herodes an der Spitze, zu ihm, und bath ihn, sie mit diesem Vergernisse zu verschonen. Ihr Bitten ward mit spottendem Troze abgewiesen; und erst als die Juden sich an den Kaiser selbst wendeten, erhielten sie, daß die Schilde in Cäsarea aufgestellt wurden. Dieß reizte ihn zu einem neuen Versuche, die Juden zu drücken. Er verlangte von ihnen eine Summe Geldes aus dem heiligen Schatze, um, wie er sagte, eine Wasserleitung herstellen zu können. Dieses Ansinnen erregte unter dem vor ihm versammelten Volke den heftigsten Unwillen, der sogar in laute Schmähungen ausbrach. Das hatte Pilatus erwartet, und deswegen schon vorher verkleidete Soldaten unter das Volk vertheilt, welche dann, so wie sich der Tumult erhob, die Juden mit ihrem Gewehr anfielen, und viele tödteten. Unter solchem Druck mußte das Volk zehn Jahre lang seufzen, bis ihn der Proconsul von Syrien, wegen einer neuen gegen die Samariter verübten Grausamkeit von seinem Amte entsezte und nach Rom schickte. Einer Sage zufolge, wurde er von dem Kaiser nach Wienne in der Dauphiné verwiesen, wo er sich aus Unmuth selbst das Leben nahm.

einen kleinen Theil, den sein Sohn Agrippa II. erhielt, römische Provinz.

VIII. Während auf diese Weise die Freyheit des jüdischen Volkes zu Grunde ging, sank auch der eigentliche Character desselben immer tiefer. Zwar stand der Tempel jetzt prächtiger als je da, zwar hatten die Opfer und Feste immer ihren Fortgang; aber was dieser Gottesverehrung allein einen Werth geben konnte, Rücksicht auf Jehova, Gesinnungen des Dankes und Vertrauens gegen Ihn, — diese fehlten. Der Leib war noch da; der Geist war entwichen. So kam es, daß das Volk, welches bisher sich als ein Volk Gottes im eigentlichsten Sinne dargestellt, jetzt wie jedes andere Volk geworden zu seyn schien, dessen innere und äußere Angelegenheiten, wie überall, so auch bey ihm durch eine gewöhnliche menschliche Politik geleitet werden mußten. Daher sieht auch seine Geschichte in der spätern Zeit jeder andern Volksgeschichte so ähnlich, daß man beynahe zweifeln möchte, ob dieses Volk jemals zu so besondern Absichten bestimmt gewesen, als seine frühern Schicksale und Führungen anzudeuten schienen.

Damit ist aber nicht gesagt, daß die Juden selbst sich den übrigen Völkern gleichgeachtet hätten. Nein; vielmehr sahen sie — besonders jene, welche zur Secte der Pharisäer gehörten, — mit stolzer Verachtung auf dieselben herab. Weil sie seit zwey Jahrtausenden das auserwählte Geschlecht Gottes waren, so glaubten sie, daß sie allein würdig wären, Gott zu erkennen, und dünkten sich eben darum besser, als die übrigen Menschen, die die Erkenntniß Gottes nicht hatten. Die Herkunft von Abraham nach dem Fleische schien ihnen ein Vorzug zu seyn, der sie natürlicher Weise über alle andere Völker weit erhob. Daher glaubten sie auch, nicht durch die Gnade erst heilig werden zu sollen, sondern von Natur schon heilig zu seyn. Dieser Nationalstolz machte sie denn auch gegen die Oberherrschaft der Römer und alle Freunde und Anhänger derselben immer erbitterter, und wirkte in ihnen nach und nach einen Geist der

Unruhe und der Empörung, der am Ende den Ruin der Nation herbeiführte.

Je trauriger nun in diesen Zeiten der innere und äußere Zustand des jüdischen Volkes war, desto stärker und lebhafter wurde in ihnen auch die Sehnsucht nach dem längst verheißenen Retter und Messias um so mehr, da man gerade jetzt die von den Propheten vorgefügten Umstände, und insbesondere die von Daniel bestimmte Zeit seiner Erscheinung erfüllet sah. Und Er erschien wirklich; aber nicht so, wie sie, von Sectengeist und Nationaldünkel geblendet, Ihn erwartet hatten.

3.

Jesus Christus.

I. „Als nun die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, geboren vom Weibe, dem Gesetze unterworfen, damit Er die, so unter dem Gesetze standen, erlösete, und wir die Annahme an Kindesstatt empfangen.“ (Paulus an die Galater IV. 4, 5.)

Die erste Ankündigung der bevorstehenden Erscheinung Jesu auf Erden erhielt durch den Engel Gabriel ein betagter Priester, Zacharias, zugleich mit der Versicherung, daß ihm von seiner eben so betagten Frau, Elisabeth, ein Sohn geboren werden würde, den er Johannes nennen, und der der Vorläufer des Messias seyn sollte.

Die zweite Ankündigung erhielt durch den nämlichen Engel Gabriel eine Jungfrau in dem galiläischen Städtchen Nazareth, genannt Maria, aus dem Geschlechte Davids, und vermählt mit einem Manne aus gleichem Geschlechte, Namens Joseph. Zu dieser kam der Engel und sprach: „Sei gegrüßt, du Gnadenvolle! der Herr ist mit dir, du Gesegnete unter den Weibern! Sieh, der heilige Geist wird über dich herabkommen, und die Kraft des Höchsten dich überschatten; und du wirst einen Sohn gebären, und

seinen Namen sollst du Jesus (das ist: Heiland, Retter) nennen. Denn Er wird groß seyn, und der Sohn des Höchsten genannt werden. Gott der Herr wird Ihn den Thron seines Vaters David geben, und Er wird König seyn über das Haus Jacob in alle Ewigkeit, und seines Königreiches wird kein Ende seyn."

II. Etliche Monate nach dieser Ankündigung geschah es, daß vom Kaiser Augustus ein Gebot ausging, daß das ganze Römerreich beschrieben werden sollte. Jedermann ging also in seine Vaterstadt, um sich da aufzeichnen zu lassen. So kam denn auch Joseph mit Maria aus Nazareth nach der Stadt Davids, Bethlehern. Und hier gebar nun die heilige Jungfrau ihren Sohn, und legte Ihn in eine Krippe, weil in der Herberge sonst kein Platz übrig war. Nur wenigen Personen, „die auf die Erlösung Israels warteten,“ wurde diese freudenreiche Begebenheit kund gethan, und jedesmal auf eine außerordentliche Weise. So verkündigte ein Engel dieselbe nahewohnenden Hirten als „eine große Freude, die allem Volke widerfahren werde.“ So führte der heilige Geist Simeon und Anna gerade zur nämlichen Zeit in den Tempel, als der kleine Jesus dem Herrn dargelegt wurde; und jener erkannte in dem Kinde, das auf seinen Armen lag, „das Heil, welches Gott im Angesichte aller Völker bereitet hat, das Licht, das die Heiden erleuchten soll, und die Herrlichkeit Israels.“ So führte ein wunderbarer Stern Weise aus dem fernen Morgenlande nach Judäa, um „den neugebornen König der Juden anzubethen, und Ihn Gold, Weihrauch und Myrrhen als Geschenke darzubringen.“

Wie bisher, so zeigte es sich auch bey folgendem Vorfall augenscheinlich, daß das göttliche Kind unmittelbar unter höherer Aufsicht und Leitung stand. Denn als der eifersüchtige König Herodes durch die Fragen der morgenländischen Weisen nach einem neugebornen Könige der Juden gereizt wurde, alle unmündige Knäblein in Bethlehem und den benachbarten Gegenden umbringen zu lassen, wurde

Joseph, der Pflegvater Jesu, noch vor der Ausführung dieses Mordes von einem himmlischen Boten von der drohenden Gefahr benachrichtet, und gemahnt, schnell mit Maria und dem Knaben nach Aegypten zu fliehen; und erst als Herodes todt war, befahl der Engel den Flüchtigen, nach Nazareth zurückzukehren.

Hier lebte Jesus unbekannt und in stiller Verborgenheit — (nur einmal kam er noch als Knabe zum Vorschein, da er mit seinen Aeltern nach Jerusalem reisete, und im Tempel durch seine weisen Fragen und Antworten allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung erregte) — bis in sein dreißigstes Jahr, und „nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bey Gott und den Menschen.“

III. „In dem funfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius *), da Pontius Pilatus Landpfleger in Judäa war, und Herodes Vierfürst in Galiläa, und Philippus, sein Bruder, Vierfürst in Ituräa- und in der Gegend Trachonitis, und Lysanias Vierfürst von Abylene; unter den Hohenpriestern Annas und Kaiphas, erging das Wort des Herrn an Johannes, Zacharias Sohn, in der Wüste. Und er kam in die ganze umliegende Gegend des Jordans, und predigte die Taufe zur Vergebung der Sünden, und sprach: Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe gekommen! Da ging zu ihm hinaus Jerusalem und ganz Judäa und die ganze umliegende Gegend am Jordan, und sie ließen sich von ihm taufen und bekannten ihre Sünden. Als aber das Volk in Erwartung war, und alle in ihren Herzen von Johannes dachten, ob er nicht etwa Christus wäre, antwortete er und sprach: Ich bin nicht Christus, sondern nur die Stimme des Rufenden in der Wüste: bereitet den Weg des Herrn! Ich taufe euch nur mit Wasser; aber es kommt Einer nach mir, der vor mir gewesen ist,

*) Tiberius folgte dem Augustus, welcher im Jahre 14 n. Chr. starb.

und dem ich nicht werth bin die Schuhriemen aufzulösen: der wird mit Feuer und dem heiligen Geiste taufen.“

„Jetzt kam auch Jesus, da Er ungefähr das dreißigste Jahr angetreten hatte, von Galiläa zu Johannes an den Jordan, um sich von ihm taufen zu lassen. Und als Er getauft war, sieh! da öffnete sich der Himmel über Ihm, und Johannes sah den Geist Gottes wie eine Taube herabschweben und sich auf Ihn niederlassen, und eine Stimme rief vom Himmel herab: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe!“ Und nun wies Johannes noch stärker hin auf „das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt.“

IV. Sogleich nach der Taufe ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, und nachdem Er hier vierzig Tage und vierzig Nächte hindurch gefastet, und alle Versuchungen des Teufels überwunden hatte, trat Er voll göttlicher Kraft öffentlich auf, und fing an, sein Evangelium zu predigen und sein Reich aufzurichten. Zu seiner nähern Gesellschaft wählte er zwölf Männer von geringem Stande: Simon und dessen Bruder Andreas (Söhne des Jonas), Jacob den Größern und dessen Bruder Johannes (Söhne des Zebedäus), Philippus, Bartholomäus (vermuthlich Nathanael), Thomas, Matthäus (Sohn des Alphäus), Jacob den Kleinen, Judas Thaddäus, Simon den Cananäer und Judas Iscariot. Unter diesen zeichnete Er den Simon, des Andreas Bruder, besonders aus. Denn als dieser auf die Frage Jesu an seine Jünger: für wen sie Ihn hielten? die Antwort gegeben hatte: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ da erwiderte Jesus und sprach zu ihm: „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn! denn dieß hat dir nicht Fleisch und Blut geoffenbaret, sondern mein Vater, der im Himmel ist. Und ich sage dir: Du bist Petrus (ein Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben: was du

binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden seyn; und was du lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gelöst seyn.“ Außer diesen Zwölfen wählte Er noch zwey und siebenzig. Mit ihnen zog Er nun im Lande umher und lehrte, und seine Lehren waren „Worte des ewigen Lebens.“

Er lehrte von Gott: daß Er ein Geist sey, und solche Anbether suche, die Ihn im Geiste und in der Wahrheit anbethen; daß Er der Alleingute sey, und über alles und in allem und mit aller Kraft der Seele solle geliebet werden. Er lehrte von Gott dem Vater: daß Er die Menschen lieb habe, ihre Bedürfnisse kenne, ihre Gebethe erhöhe, ihre Sünden vergeihe, und seinen Eingebornen aus Liebe für sie gegeben habe. Er lehrte von Sich selbst: daß Er in der allervollkommensten Einigung mit dem Vater und in der allergenauesten Verbindung mit den Menschen stehe, d. h., daß Er Gottes wahrer Sohn, Eins mit dem Vater, und ein Gegenstand der Anbethung wie der Vater, und zugleich unser Licht, unsre Nahrung, unser Lehrer, unser Beyspiel, unser Hirt, unser Erlöser, unsre Wahrheit, unsre Stärke und unser Leben sey; daß sein Daseyn Ewigkeit und Zeit, Zeit und Ewigkeit umfasse, d. h., daß Er vor Grundlegung der Welt seine Herrlichkeit im Schooße des Vaters gehabt habe, von dem Vater gesendet auf die Erde gekommen sey, auf Erden alle Aufträge des Vaters zum Wohle der Menschen mit vollkommener Treue vollbringe, und einst wiederkommen werde, die Todten zu erwecken und die Guten von den Bösen zu sondern. Er lehrte von dem heiligen Geiste: daß Er der Geist der Wahrheit sey, den die Welt nicht empfangen könne, und der bey den Jüngern sey und bleibe; daß Er ein Zeuge von Jesus und ein Dolmetscher seiner Lehre, ein Ankündrer der Zukunft und ein Lehrer aller Wahrheit, ein Verkärer unsers Herrn und ein strafender Ueberzeuger der Welt sey; daß Ihn der Vater denen geben werde, die ihn darum bitten; daß sich ohne Ihn keine Umschaffung des Menschen

zum Guten, so wie ohne diese Umschaffung kein Antheil am Reiche Gottes hoffen lasse. Von der Menschheit, das ist, von ihrem Urstande, ihrem Falle, ihrer Wiederauferstehung, ihrer Bestimmung, ihren Schicksalen, Pflichten, Verirrungen und Hoffnungen, lehrte Er: daß die Erde ein Acker und auf diesem guter Same und Unkraut gesäet sey, daß der Hausvater nur guten Weizen auf sein Feld ausgesäet habe, und das Unkraut nicht aus der Hand dessen, dem der Acker angehört, gekommen sey; daß das Gute eine Aussaat des Menschensohnes, das Böse eine Aussaat des Teufels sey; daß Gutes und Böses miteinander fortwachsen werde, bis das Ende der Welt, der große Erntetag, kommen, und die Engel, als Schnitter, die bösen Menschen in den Feueröfen werfen, und die guten in Gottes Scheuern sammeln werden; — daß die Vollkommenheit des himmlischen Vaters der Maßstab der menschlichen, und unsre Bestimmung nichts geringeres sey, als lebendige Ebenbilder Gottes an Wahrheit und Güte, und Vorbilder der übrigen Menschen zu werden; daß der Kinderfönn und die Sinnesänderung die unnachlässlichen Bedingungen zum Eintritt in das Reich Gottes, Gefühl eigener Schwäche und Dürftigkeit die Grundlage aller wahren Größe, und das heilige Verlangen nach Gerechtigkeit ein Vorbote von der nahen Befriedigung desselben, die Reinheit des Herzens ein Erforderniß zum vertrauten Umgange mit Gott, Friedensfönn ein Kennzeichen der Kinder Gottes, Erbarmung gegen seines Gleichen eine Befähigung zur Erfahrung der göttlichen, die Unvergänglichkeit das Wahrzeichen des rechten Schazes für den Menschen, Brudertiebe das Siegel der Jüngerschaft Jesu, das treue Halten seiner Gebote der Beweis aller Liebe gegen Ihn, das Ja und Nein die eigentliche Sprache des Christen, das herzliche Wohlthun das einzige Vergeltungsrecht gegen Feinde, Freygebigkeit ohne Geräusch, Bethen in der verschlossenen Kammer, Fasten mit freudigem Gesichte die Hinterlage auf den großen Vergeltungstag, und

das Thun die sichere Probe seiner Weisheit sey; — daß im Gegentheile Lüsterheit des Blickes nach einem fremden Weibe schon Ehebruch, geheime Rachgier schon Brudermord, und also das Herz die Quelle der Befleckungen sey, indem von dem Herzen böse Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerey, Dieberey, falsche Zeugnisse und Lasterungen kommen; daß ängstliche Sorge um Nahrung und Kleidung Gottesvergeffenheit und Abgötterey, scharfes Richten fremder Splitter nur Stoff zum scharfen Gerichte über uns, Sagen und Hören ohne Vollbringen eine Thorheit, die auf Sand baut, äußerliches Fasten ohne Sinnesbesserung thörichtes Aufflicken neuer Lappen auf ein altes Tuch, herrschende Geld- und Brodsorge das allgemeinste Erstickungsmittel alles Tugendkeimes, die Sünde der rechte Sclavendienst, die Wahrheit die einzige Erlöserinn aus dieser Slavery, und jeder, der Böses thut, ein Kind seines Vaters sey, dessen nämlich, der ein Mörder von Anbeginn und ein Lügner und ein Vater der Lüge ist; — daß unsere Leiden, wenn wir sie als Jünger Jesu tragen, nur Geburtswehen bleibender Freuden seyen; daß unsere Gebethe alles erslehen werden, um was wir im Sinne unsers Herrn und im Vertrauen auf seinen Namen bitten; daß die wahren Christen fruchtbringende Zweige seyen an dem großen Weinstocke, die der Vater reiniget, damit sie immer mehr Frucht bringen; daß alle, die den Willen des Vaters thun, zur geheimsten Freundschaft mit Jesus und mit dem himmlischen Vater zugelassen, und die segensvollsten Proben dieser Vereiniung erfahren werden; daß in ihrem Innersten das ewige Leben hier schon geboren werde, auch bey dem Sterben des Körpers nicht sterbe, sondern vielmehr neulebendig werden und ewig bleiben werde.

V. So lehrte Jesus; und was Er lehrte, bestätigte Er durch seinen Wandel und seine Wunderthaten. Und dennoch waren es nur wenige, welche seinem Jünger Petrus das Wort nachsprechen konnten: „Du bist Christus, der

Sohn des lebendigen Gottes!“ Vielmehr entbrannte während der drei Jahre, „in denen Er umherging und wohlthat,“ der Haß und Neid der Pharisäer und Schriftgelehrten so sehr gegen Ihn, daß sie endlich seinen Tod beschloßen. Jesus wußte dieses; und damit seine Auswählten an Ihm nicht irre werden möchten, sagte Er ihnen voraus, was ihm begegnen würde: „Seht! wir gehen nach Jerusalem hinauf, und da wird alles in Erfüllung gehen, was die Propheten von dem Menschensohne geschrieben haben. Denn er wird den Hohenpriestern, Schriftgelehrten und Ältesten übergeben werden. Diese werden ihn zum Tode verdammen, und den Heiden ausliefern, daß sie ihn verspotten, anspeyen und geißeln, und nachdem sie ihn geißelt haben, werden sie ihn kreuzigen und tödten; aber am dritten Tage wird er wieder auferstehen.“ Wie Er es vorausgesagt hatte, so geschah es. Zwar wurde Er vom Volke, das in Ihm den Retter Judäas aus dem römischen Joche zu sehen glaubte, unter dem größten Jubel in die Stadt eingeführt; aber desto größer waren die Anstrengungen der Hohenpriester und Schriftgelehrten, ihren Entschluß wo möglich noch vor dem OSTERFESTE in Ausführung zu bringen. Nachdem sie nun vier Tage lang auf alle mögliche Weise, aber immer vergebens, versucht hatten, Ihn ein des Todes schuldig machendes Wort zu entlocken, wurden sie endlich darin einig, Ihn dem Volke als „Gotteslästerer,“ und dem römischen Landpfleger Pilatus als „Empörer“ verhaßt zu machen, und auf solche Weise seine Verdamnung zum Kreuzestode zu bewirken. Um so besser kam es ihnen zu statten, daß sich selbst Einer von den Zwölfen, Judas der Iscariote, anbot, für ein Handgeld von dreißig Silberlingen seinen Herrn und Meister ihnen in die Hände zu liefern.

VI. „Da nun Jesus wußte, daß seine Stunde komme, wo er aus dieser Welt zum Vater gehen sollte, und Er die Seinigen, die in dieser Welt waren, lieb hatte, und sie liebte bis ans Ende,“ da versammelte Er seine Aus-

erwählten zum letzten Abendmahle, wusch ihnen nach demselben die Füße, und gab ihnen unter den Gestalten des Brodes und Weines seinen Leib und sein Blut zur Speise, mit dem Befehle: „dieses, so oft sie es thun, zu seinem Andenken zu thun.“

Nachdem Er ihnen nun nochmal den Geist seiner Lehre wiederholt, sie auf die bevorstehende Trennung durch die Verheißung, sie bald in Freude wieder zu sehen und ihnen an Seiner Statt den Tröster vom Himmel zu senden, gestärkt, und endlich in einem feyerlichen Gebethe für die Seinen gesiehet hatte und für alle, die durch sein Wort an Ihn glauben werden, „daß sie unter einander Eines seyen auf Erde, wie Er und der Vater Eines sind, und Eines werden mit Ihm und seinem Vater in der Herrlichkeit“ — geht Er mit den Jülfen vor die Stadt hinaus, seinem letzten Leiden entgegen. Auf jene Abschiedsstunde, wo der Blick auf den hohen segensreichen Umfang seines Werkes Ihn über die Erde zum Himmel erhob, folgten nun Stunden des herbsten Seelenkampfes, so herb, daß Er den Vater bittet, womöglich Ihn dieses Leidenskelches zu überheben, doch nur, „nach dem Willen seines Vaters.“ Durch einen Engel vom Himmel in seinem Todeskampfe gestärkt, geht er getrost seinem Verräther und den Kriegsknechten entgegen, läßt sich geduldig von ihnen zu seinen Richtern führen, und giebt auf die Frage des Hohenpriesters: „Ich beschwöre dich bey dem lebendigen Gott! sage uns: bist du Christus, der Sohn Gottes, des Hochgelobten?“ öffentlich die, allen Menschen Leben, Ihm aber den Tod bringende Antwort: „Ich bins!“ Unter Hohn und Marter, verworfen von seinem Volke, verlassen von seinen Freunden, bleibt sich seine Seelenstärke, seine Weisheit, seine Geduld, seine Liebe unerschütterlich gleich, und noch am Kreuze verbreitet Er Segen um sich. Finsterniß kommt in seinen letzten Stunden über das Land, und Dunkelheit über seine Seele. Kein Mensch, außer einem Mitgekreuz-

zigten, der für Ihn sprach; keine Stimme vom Himmel, die für Ihn zeugete; kein Wunder zu seiner Rettung! „Ein Spott der Leute und eine Verachtung des Volkes,“ ja selbst, „von Gott verlassen“ ist Er dahingegeben „als das Versöhnungskopfer für unsere Sünden.“ Endlich erhebt das erlöschende Licht noch einmal seinen Glanz. Der Kampf ist ausgestritten; mit unaussprechlicher Borne ruft Er: „Es ist vollbracht!“ empfiehlt seinen Geist dem Vater, neiget sein Haupt und stirbt.

„Und siehe! der Vorhang des Tempels zerriß von oben bis unten in zwei Stücke, die Erde bebte, die Felsen spalteten sich, und viele Leiber der entschlafenen Heiligen gingen aus ihren Gräbern hervor, kamen in die heilige Stadt und erschienen Vielen. Da nun der Hauptmann, und die mit ihm waren und Jesum bewachten, das Erdbeben und alles, was sonst geschehen war, sahen, erschrocken sie sehr, und sprachen: Wahrhaftig, Gottes Sohn war dieser!“

VII. Am dritten Tage erweckte sich Jesus, wie er vorausgesagt hatte, durch eigene Kraft von den Todten, und zeigte sich während vierzig Tagen bald Einem, bald mehreren seiner Freunde, einmal sogar fünfhundert derselben wahrhaft lebendig, nicht ein Phantom, sondern berührbar den Händen, kenntlich an seinen Wunden, noch kenntlicher an dem Geiste seiner Reden und an der Liebe zu den Seinigen. Besonders redete Er während dieser Zeit mit den Jülfen vielfältig von dem Reiche Gottes. Er schloß ihnen den Sinn auf, daß sie die Schrift verstanden, und sprach zu ihnen: „Also steht es geschrieben, und also mußte Christus leiden, und von den Todten wieder auferstehen am dritten Tage, und so in seine Herrlichkeit eingehen. Und nun muß in Seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern verkündigt werden, von Jerusalem angefangen. Ihr nun seyd Zeugen davon.“ — Abermal sagte Er zu ihnen: „Friede sey mit euch! Wie mich mein Vater gesendet hat, so sende ich euch.“ Und indem Er dieß sagte, hauchte Er sie an und sprach zu

ihnen: „Nehmet hin den heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen; welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ — Ein anderes Mal erschien Jesus den Jüngen am See Tiberias; und nachdem Er mit ihnen Brod und Fische gegessen hatte, sprach Er in ihrer Gegenwart zu Simon Petrus: „Simon, Jonas Sohn! liebst du mich mehr als diese?“ Er sprach zu Ihm: Ja, Herr! Du weißt, daß ich Dich lieb habe. Jesus sagte zu ihm: „Weide meine Lämmer!“ Er sprach zum zweyten Mal zu ihm: „Simon, Jonas Sohn! hast du mich lieb?“ Er antwortete: Ja, Herr! Du weißt, daß ich dich lieb habe. Da sprach Jesus zu ihm: „Weide meine Lämmer!“ Er sprach zum dritten Mal zu ihm: „Simon, Jonas Sohn! hast du mich lieb?“ Da war Petrus traurig, weil Er ihn zum dritten Mal also fragte, und er sprach zu Ihm: Herr! Du weißt alles; Du weißt, daß ich Dich lieb habe. Und Jesus sprach zu ihm: „Weide meine Schafe!“ — Wieder ein anderes Mal erschien Jesus seinen eilf Jüngern auf einem Berge, redete mit ihnen und sprach: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Gehet also hin, lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe. Und sehet, ich bin bey euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“

Endlich am letzten Tage seines Wandels auf Erden, da Er seine Apostel in Bethanien versammelt hatte, befohl Er ihnen, nicht von Jerusalem zu weichen, sondern die Verheißung des Vaters zu erwarten. „Nach wenigen Tagen,“ so sprach Er zu ihnen, „werdet ihr mit dem heiligen Geiste getauft werden. Ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, der über euch herabkommen wird, und werdet meine Zeugen seyn in Jerusalem und ganz Judäa und Samaria und bis an die äußersten Grenzen der Erde. Wer glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt wer-

den.“ Nachdem Er dieß gesagt hatte, hob Er seine Hände auf und segnete sie. Und indem Er sie segnete, ward Er vor ihren Augen emporgehoben, und eine Wolke entrückte Ihn ihren Blicken.

4.

Die Kirche Jesu Christi.

I. Nun kehrten die Apostel nach Jerusalem zurück, und verharrten hier mit Maria, der Mutter Jesu, und seinen übrigen Freunden und Freundinnen einmüthig im Gebethe. Auch wählten sie auf den Antrag des Petrus an die Stelle des Verräthers Judas einen andern Apostel, den Matthias, so daß jetzt die Zahl der Zwölfe wieder voll war.

Als nun der Pfingsttag (der zehnte Tag nach der Auf-
fahrt Jesu) eintrat, waren sie alle, ungefähr hundert und zwanzig Personen, einmüthig am nämlichen Orte versam-
men. „Da entstand plötzlich ein Getöse vom Himmel, gleich dem Brausen eines gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus; es erschienen ihnen zertheilte Zungen, wie Feuerflammen, und ließen sich nieder auf einen jeden von ihnen, und alle wurden voll des heiligen Geistes, und fingen an, in fremden Sprachen zu reden, so wie es ihnen der heilige Geist in den Mund legte.“

Es hielten sich aber zu Jerusalem Juden auf, gottes-
fürchtige Männer, aus allen Völkern unter dem Himmel. Als nun dieses Getöse entstand, kam die Menge zusammen und gerieth in Entsetzen; denn jeder hörte sie in seiner Sprache reden. Und sie sprachen zu einander: Sieh doch! sind denn nicht alle diese, welche da reden, Galiläer? Wie hören wir denn ein jeder unsre eigne Sprache, in der wir geboren sind? Was will doch dieß werden? Andere aber spotteten und sagten: Sie sind voll süßen Weins. Da trat Petrus auf, sammt den Elfen, und erhob seine Stimme und sprach zu ihnen: „Ihr Juden und alle Bewohner Jerusalems! Kund sey euch dieses, und vernehmet meine

Worte mit euren Ohren. Nicht betrunken sind diese, wie ihr vermuthet; denn es ist ja erst die dritte Stunde des Tages. Sondern das ist, was der Prophet Joel vorher sagte: Es wird geschehen in der Folge der Zeiten, spricht der Herr, daß Ich von meinem Geiste über alle Menschen ausgießen werde; weissagen werden dann eure Söhne und Töchter; eure Jünglinge werden Gesichte sehen, und eure Alten prophetische Träume haben; dann wird jeder, der den Namen des Herrn anruft, selig werden. Ihr Männer von Israel! höret diese Worte. Ihr habt Jesum von Nazareth, einen Mann, dem Gott selbst vor euren Augen Zeugniß gab, wie ihr wohl selbst wisset, — diesen, der nach dem bestimmten Rathschlusse Gottes dahingegeben ward, diesen habt ihr durch die Hände der Gottlosen ans Kreuz geheftet und getödtet. Gott aber hat Ihn wieder auferwecket und die Bande des Todes aufgelöset, weil es doch nicht möglich war, daß Er von demselben gehalten würde: deß sind wir alle Zeugen. Nachdem Er nun zur Rechten Gottes erhöht ist, so hat Er den heiligen Geist ausgegossen, wie ihr sehet und höret. So wisse nun das ganze Haus Israel unfehlbar gewiß, daß Ihn Gott zum Herrn und Christus gemacht — eben den Jesus, den ihr gekreuziget habet.“ Da sie das hörten, ging es ihnen durchs Herz; und sie sprachen zu Petrus und zu den übrigen Aposteln: Was sollen wir thun, liebe Brüder? Petrus sprach zu ihnen: „Thut Buße, und es lasse sich jeder von euch taufen im Namen Jesu Christi, zur Vergebung eurer Sünden; so werdet ihr die Gabe des heiligen Geistes empfangen. Denn euch gehört diese Verheißung und euren Kindern, und allen, die noch ferne sind, so viele der Herr, unser Gott, herbeyrufen wird. So lasset euch nun retten von diesem ausgearteten Geschlechte!“ Da nahmen noch an diesem Tage bey dreytausend Seelen sein Wort freudig an, und wurden getauft.

Auf solche Weise entstand durch den Geist Gottes, der sich in dem Munde der Apostel wie in den Herzen ihrer

Hörer gleich mächtig zeigte, die erste Christengemeine zu Jerusalem — „das erste Blättchen des aufkeimenden Senfkörnleins, das aber immer mächtiger emporsproß, und endlich zum Baume werden sollte, unter dessen Zweigen die Vögel des Himmels nisten.“

II. Mit großer Kraft fuhren nun die Apostel fort, von der Auferstehung Jesu Christi Zeugniß zu geben, und dieses Zeugniß durch viele Wunder, „im Namen Jesu des Nazareners“ gewirkt, zu bestätigen, so daß die Anzahl derer, die gerettet wurden, sich täglich vermehrte. Zwar erhoben sich die Hohenpriester und alle, die es mit ihnen hielten, mit Macht gegen die neue Lehre und ihre Verkündiger; aber weder Versprechungen noch Drohungen, weder Gefängniß noch Geißelstreiche konnten diese bewegen, „von dem Namen Jesu zu schweigen,“ und „den Menschen mehr zu gehorchen, als Gott.“ Vielmehr gingen sie voll Freude vom Angesichte des Rathes hinweg, weil sie würdig geachtet worden, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden, und hörten nicht auf, „alle Tage im Tempel und in den Häusern hin und her zu lehren, und das Evangelium von Jesu Christo zu verkündigen.“ Ja, um bey dem großen Zuwachse der Gemeine durch nichts „am Gebethe und am Dienste des Wortes“ gehindert zu werden, ließen sie für das Geschäft der Almosenvertheilung, so wie zu ihrer eigenen Unterstützung im Predigen und Taufen, sieben Männer wählen, welche ein gutes Zeugniß hätten und voll des heiligen Geistes wären, und weihten die Gewählten als ihre Gehülfsen oder Diaconen durch Gebeth und Handauslegung zu ihrem neuen Amte ein.

III. Unter diesen Gehülfsen zeichnete sich vorzüglich Stephanus als ein Mann „voll Gnade und Kraft“ aus. Einige von der Synagoge begannen mit ihm einen Streit; aber sie konnten der Weisheit und dem Geiste, der aus ihm redete, nicht widerstehen. Voll Erbitterung fielen sie nun über ihn her, schleppten ihn vor den hohen Rath, stellten hier falsche Zeugen gegen ihn auf, und ruhten nicht,

bis er zur Stadt hinausgestoßen und gesteiniget ward — der Erstling unter den Blutzengen Jesu Christi.

Von nun an war die Wuth der Verfolgung wider die Gemeinde der Christen wie losgelassen, so daß sie sich genöthiget sahen, in die Gegend von Judäa und Samaria zu flüchten, und nur die Apostel in Jerusalem zurückblieben. Doch was zur Ausrottung des Evangeliums gemeint war, wirkte gerade das Gegentheil; denn die zerstreuten Christen gingen überall umher und verkündeten das Wort Gottes. So kam der Diacon Philippus in eine Stadt von Samarien; und predigte ihnen Christus; und das Volk gab einmüthig seinem Worte Gehör, und ließ sich taufen im Namen Jesu Christi. Da die Apostel zu Jerusalem dieses hörten, kamen Petrus und Johannes nach Samaria, theilten für die Getauften, legten ihnen dann die Hände auf; und alle empfingen den heiligen Geist. Ferner verkündigte der nämliche Diacon dem Kammerer und Oberschatzmeister der Königin Candace in Aethiopien das Evangelium; und als dieser bekannte: „er glaube, daß Jesus Christus der Sohn Gottes sey,“ ward er getauft und konnte nun voll Freude seines Weges ziehen. Noch mehr: Einer der wüthendsten Verfolger, Namens Saulus (oder Paulus), ward mitten auf seiner Verfolgungsreise von Jesus selbst zu Seinem Apostel gemacht, zum „ausgewählten Rüstzeug, Seinen Namen vor Heiden und Könige zu tragen.“

IV. Bisher hatten sich die Apostel, ungeachtet der wiederholten Aeußerungen ihres Meisters und Herrn, immer gescheut, das Evangelium auch den Heiden zu predigen. Ein Gesicht belehrte den Petrus, da er eben zu Tappe war, „das, was Gott gereiniget habe, nicht für unrein anzusehen;“ und er folgte der Belehrung. Ueberzeugt, daß Gott die Person nicht ansehe, sondern unter jedem Volke, wer Ihn fürchte und recht thue, Ihm angenehm sey, verkündigte er dem heidnischen Hauptmanne Cornelius in Cäsarea und seinem ganzen Hause Jesum als denjenigen, durch dessen Namen alle, die an Ihn glauben, Vergebung

der Sünden erhalten. Und als noch während seiner Rede der heilige Geist auf alle herabkam, die das Wort hörten: da sprach Petrus: Kann wohl jemand wehren, diese mit Wasser zu taufen, da sie den heiligen Geist schon empfangen haben, gleichwie wir? Und „er gebot, sie zu taufen im Namen des Herrn Jesu Christi.“

Auch in Antiochien hatten einige derjenigen, welche in der Verfolgung zerstreut worden waren, nicht nur den Juden, sondern auch den Griechen Jesum verkündigt; und die Hand des Herrn war so sehr mit ihnen, daß eine große Anzahl gläubig wurde und sich zum Herrn bekehrte, so daß die Jünger zu Antiochia zuerst Christen genannt wurden.

V. Bald darauf gab ein in eben dieser Gemeinde entstandener Streit die Veranlassung zur amtlichen Entscheidung der Kirche: daß die Christen nicht gehalten wären, das mosaische Gesetz von der Beschneidung und die übrigen mosaischen Gebräuche zu beobachten. Es waren nämlich einige Judenchristen nach Antiochia gekommen, welche die Heidenchristen lehrten, daß sie nicht könnten selig werden, wenn sie sich nicht nach dem Gesetze Moses beschneiden ließen. Paulus und Barnabas, die eben in dieser Gemeinde verweilten, hielten es, nach einem fruchtlosen Streite mit den Eiferern, für das Beste, nach Jerusalem zu reisen, und die Sache zu einer förmlichen Entscheidung den Aposteln und Ältesten vorzulegen. Als sie angekommen waren, versammelten sich die Apostel und die Ältesten*), um die Streitfrage zu untersuchen. Petrus eröffnete die Berathschlagung mit den Worten: „Liebe Brüder! ihr wißt, daß schon vor längerer Zeit mich Gott erwählt hat, daß durch meinen Mund die Heiden das Wort des Evan-

*) Älteste, Presbyter, hießen überhaupt die zum Lehr- und Priesleramte in der Kirche Christi Geordneten und Geweihten. Diesen Namen führten auch wohl die Apostel selbst. In obiger Stelle, wo die Ältesten den Aposteln be- und nachgeordnet werden, heißen so diejenigen Diener der Kirche, welche ihnen zunächst standen, nach unserer Benennung: Bischöfe und Priester.

geliums hören und glauben sollten. Und Gott, der Hergensfündiger, gab ihnen Zeugniß, indem Er ihnen den heiligen Geist mittheilte, gleichwie auch uns. Er machte also keinen Unterschied zwischen uns und ihnen, indem Er durch den Glauben ihre Herzen reinigte. Warum versucht denn nun ihr Gott, daß ihr ein Joch dem Nacken der Jünger auflegen wollet, das weder unsere Väter, noch wir zu tragen vermochten? Vielmehr glauben wir durch die Gnade des Herrn Jesu Christi selig zu werden, gleichwie sie.“ — Nun stand auch Jacobus auf, erinnerte an die Aussprüche der Propheten von der Aufrichtung des Reiches Gottes unter den Heiden, und gab den Rath: „man solle denen, die sich aus den Heiden zu Gott bekehren, keine Beschwerde machen, sondern ihnen schreiben, daß sie sich enthalten von der Befleckung der Götzenopfer, von der Hurerey, vom Erstickten und vom Blute.“ Da fanden die Apostel und die Aeltesten sammt der ganzen Gemeinde für gut, zwey Männer aus ihrer Mitte zu wählen, und mit Paulus und Barnabas nach Antiochien zu senden, mit der schriftlichen und mündlichen Antwort: „Es hat dem heiligen Geiste und uns gefallen, euch keine Last weiter aufzulegen, außer diesen nothwendigen Stücken: daß ihr euch enthaltet vom Götzenopfer, vom Blute, vom Erstickten und von der Hurerey. Wenn ihr euch davor hütet, so werdet ihr wohl thun. Lebet wohl!“

VI. Immer mächtiger und umfassender wirkte die Kraft der heiligen Boten in der bekannten Welt. Wer erstaunt nicht, wenn er, die Landkarte in der Hand, den Weg verfolgt, den diese rastlosen Verkündiger des Glaubens, ohne Vermögen, ohne Geld, ohne Ansehen, eingeschlagen haben? wenn er die Länder und Städte betrachtet, in denen sie aufgetreten sind, wo sie gesprochen und gesieget haben? Rom und Athen, damals die Sige der Wissenschaft und Politik, das üppige Corinth, das abergläubische Ephesus, das blühende Thessalonich und Colossä hatten einige Jahre nach dem Tode Jesu schon

ansehnliche Christengemeinen. Creta, Cypern, Pontus, Bithynien, Macedonien, Persien, Arabien, Phrygien, Galatien, überhaupt Asien und Europa wurde von den Aposteln durchzogen, und das Evangelium von dem Reiche Gottes überall mündlich und schriftlich verkündigt. Der Name Jesu ertönte jetzt von der westlichen Küste des Peloponnes bis zum persischen Meerbusen, vom persischen Meerbusen bis zum Hellespont, vom Hellespont bis zu den Ufern der Eber.

VII. Fragen wir nach den Ursachen dieser schnellen Ausbreitung des Christenthums, so finden wir sie, außer verschiedenen äußern Umständen, vorzüglich in der Natur der verkündigten Lehre selbst, und in der Art des Berufes der Apostel und ihrer Nachfolger. — Alle Welt stand unter dem Scepter Roms. Die öffentlichen Heerstraßen, welche für die Regionen angelegt worden waren, eröffneten den christlichen Missionarien einen bequemen Weg von Damascus nach Corinth, und von Italien bis an die äußerste Grenze von Spanien und Britannien. Mit Einer Sprache, der griechischen, ward man beynahe durch das ganze römische Reich verstanden. Die Philosophen hatten sich in Secten getrennt, von welchen die eine eine allzustrenge, die andere eine allzuschläffe Moral lehrte, die dritte überall an der Möglichkeit der Erkenntniß der Wahrheit verzweifelte; dem Volke blieb keine Religion, kein höheres Motiv zur Tugend mehr übrig. Der allgemeine Despotismus, die Hoffnungslosigkeit eines bessern Zustandes bey der eingewurzelten Macht desselben und dem verdorbenen Geiste der Zeiten, trug bey edlen Gemüthern noch mehr dazu bey, ihre Hoffnung höher zu suchen. Da kam nun die neue Lehre, und gab ihnen, was ihnen niemand geben konnte, — den Frieden der Seele mit Gott. Denn diese Lehre war nicht abermals ein philosophisches System, das als solches manchen, der dieses Sectenwesens müde war, vielleicht gleich Anfangs weggescheucht hätte, sondern ein Evangelium war sie, eine historische Lehre, daß Je-

Iesus Christus, der Sohn Gottes, in die Welt gekommen sey, die Sünder selig zu machen, und daß jeder, der an Ihn glaubt und nach seinen Geboten wandelt, das ewige Leben erhalte; oder wie Paulus schreibt: „Es ist die Gnade Gottes, unsers Heilandes, allen Menschen erschienen, und lehret uns, daß wir die Gottlosigkeit und die weltlichen Lüste verläugnen, und nüchtern und gerecht und gottselig in dieser Welt leben und entgegen harren sollen der seligen Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes, unsers Heilandes Jesu Christi, welcher sich selber für uns dahingegeben, auf daß Er uns erlösete von aller Ungerechtigkeit, und uns reinigte zu seinem eigenthümlichen Volke, das eifrig wäre in guten Werken.“ Eine solche Lehre, die weit entfernt ist, entweder die Vernunft unthätig zu machen, oder den Trieb des Menschen nach Vervollkommenung der Kräfte seines Geistes und Herzens zu lähmen, mußte allen Menschen von gesundem Verstande und gutem Herzen wegen ihrer Einfalt und beseligenden Kraft höchst willkommen seyn. Ueberredungskünste hatten die Apostel keine; das Göttliche in der Sache sollte siegen. Aber Gott gab ihrer „Verkündigung der Seligkeit“ durch Mittheilung von Wunderkräften sein Zeugniß. Dadurch wurde einerseits die Aufmerksamkeit erregt, welche der bloße unberebte Lehrvortrag meistens ungelehrter Leute vom Bürgerstande ohne dieses wohl schwerlich gefunden hätte, andererseits ihr nicht eigenmächtig erwähltes, sondern von Gott ihnen aufgetragenes Apostelamt beglaubigt. Zu allem diesem kam noch der enthusiastische Eifer der Apostel und ihrer Gehülfen, ihrem geliebten Herrn Verehrer und Gläubige zu gewinnen; ein Eifer, der allen Gefahren der Ehre, des Leibes und Lebens (Reichthum hatten sie keinen zu verlieren) aus muthigste trogte, und bey dem — was als ein ganz neues Beispiel jedermann auffallen mußte — gar keine Absicht auf weltliche und zeitliche Vortheile, die sonst die Menschen zur Anstrengung ihrer Kräfte bewegen, auch nur vermuthet werden konnte. Eine so reine Liebe zur Wahrheit, ein so standhaftes Festhalten an seiner

Ueberzeugung, ein solcher Eifer für die Seligkeit seiner Brüder, eine solche Verachtung alles Glanzes und Glückes der Welt, und eine solche heitere Geduld in den grausamsten Verfolgungen mußten jedes gute Gemüth für sie gewinnen. Freylich, wer unter den Juden von alten Nationalvorurtheilen sich nicht losmachen wollte oder slavisch am Buchstaben seines Gesetzes und seiner väterlichen Traditionen hing; wer unter den Heiden sich durch Sophisten den Sinn für Wahrheit hatte verwirren lassen; wer sich durch den Glauben an Christus in seinen Lastern gestört fühlte; wer zu stolz war, von galiläischen Fischern und Zöllnern neue Begriffe anzunehmen; oder zu schwach, durch den wenig versprechenden Schein auf die Sache selbst durchzuschauen; oder wer von dem Aberglauben des Volkes Gewinn zog: der war ihr Feind und Verfolger. Aber gerade diese Verfolgungen zeigten jenen unüberwindlichen Heldensinn der Christen, welcher Tausende und Tausende für die Wahrheit ihrer Religion sterben hieß, im hellsten Glanze. Alle Martern der Welt, alle Todesarten — selbst nach aufgeworfener Preisfrage, welche Quälung das Sterben am meisten erschwere? ausgedacht — waren nicht im Stande, die standhaften Bekenner wankend zu machen. Jünglinge und Greise, angesehene Männer, Frauenspersonen von edler Erziehung und im blühendsten Alter wurden auf die schrecklichste Art mißhandelt, mit Haken zerrissen, mit glühenden Eisen gefengt, an todte Körper angebunden, den wilden Thieren vorgeworfen, gefoltert, gezeißelt, enthauptet. — Der unmenschliche Nero spielte bey dem großen, von ihm selbst angelegten Brande zu Rom, auf der Cither. Kaum merkte er, daß man ihn für den Urheber des Brandes hielt; so mußten es sogleich die Christen gethan haben. Ihre Martern waren ihm nun ein eben so angenehmes Schauspiel, wie vorher die Einäscherung der Stadt. Unter andern ließ er den Christen in Pech getauchte Räder anlegen, die man anzündete, so daß die Leidenden zu Windlichtern dienten, um die Nacht zu erleuchten. Diese schreckliche Unter-

haltung verschaffte er sich selbst in seinem Garten, wo er bey dem traurigen Glanze dieser lebendigen Fackeln im Wagen umherfuhr. Auch die Apostel Petrus und Paulus, „von denen der erste den Baum des Lebens zu Rom gepflanzt, der zweyte ihn begossen hatte,“ traf seine Verfolgungswuth. Nachdem sie neun Monate in einem Kerker gefangen gehalten worden, ward Paulus als römischer Bürger enthauptet; Petrus aber jenseits der Tiber gezeiselt und gekreuziget. Auf solche Weise setzte das Martirerthum des Ersten unter den Aposteln in der Hauptstadt des Reichs auch den Hauptsitz der Religion fest. — Eben so heftig, ja noch heftiger, weit ausgebreiteter und andauernder waren die Verfolgungen der Christen unter den Kaisern Domitian, Trajan, Marcus Aurelius, Septimius Severus, Maximin, Decius, Valerian und Aurelianus; am heftigsten aber jene unter Galerius und Diocletian. Galerius ließ den Palast von Nicomedia, den er mit Diocletian bewohnte, zweymal in Brand stecken, und schob allezeit die Schuld auf die Christen. Nun wurden die unmenschlichsten Edicts wider dieselben erlassen. Die Kirchen der Christen sollten niedergerissen und ihre Bücher verbrannt werden. Aller Würden und Ehrenstellen entsezt, sollten sie wider Niemand als klagfähig erkannt werden, selbst dann nicht, wenn sie wider die Angriffe, die man gegen ihre Person oder ihr Vermögen vornehmen würde, die Gerichte um Hülfe bätthen. Man sollte sie auffordern, den Göttern zu opfern, und die, die sich weigerten, außgrausamste aus der Welt schaffen; welches denn auch geschah. Die Christen wurden zu Tausenden gemartert oder den wilden Thieren vorgeworfen, oder auf durchlöchernte Boote geladen, die man den Stürmen des Meeres überließ. Mit reißender Schnelle verbreitete sich diese Verfolgung durch alle drey Welttheile. In Aegypten allein wurden einhundert vier und vierzig tausend Christen ermordet, und siebenhundert tausend in Wüsteneyen vertrieben oder versprengt. Und nachdem die Tyrannen in der übrigen Welt mit glei-

cher Wuth getobt hatten, glaubten sie ihren Triumph über Millionen Wehrlose dadurch zu feyern, daß sie eine Aufschrift in Marmor graben ließen: „Der Name der Christen ist vertilgt.“ Doch er war nicht vertilgt. Vielmehr ward „das Blut der Martyrer der Saame der Christen.“ Der Heldentod der Sterbenden diente nur dazu, die Lebenden zu stärken und ihre Zahl zu mehren, so wie die Zerstreung der Verwiesenen, die Religion zu verbreiten. Kaum hatte die Erde die Verfolger verschlungen, kaum hatte Constantin der Große den Thron bestiegen; so wirkte der Geist des Herrn auf das Herz dieses Kaisers, und er gab der christlichen Religion Freyheit, Schutz und öffentliche Ausübung. Die Christen zeigten sich bald wieder so zahlreich, daß bey der ersten Kirchenversammlung, welche Constantin zu Nicäa veranstaltete, dreyhundert und achtzehn Bischöfe erschienen; — eine augenscheinliche Widerlegung der in Marmor gegrabenen Lüge.

VIII. Glänzend und kraftvoll, durch ein langes Feuer wie Gold geprüft, erhob sich jetzt das vom Thron geschüttete Christenthum weit und breit. Die Schönheit und Liebenswürdigkeit dieser Religion ward immer mehr erkannt, und das Göttliche ihrer Grundsätze, der Anstand ihrer Feste, die Sittenreinheit ihrer Bekenner, die Herrlichkeit ihrer Verheißungen — verglichen mit den Gräueln und Ungereimtheiten des Heidenthums — eroberten in kürzester Zeit Millionen Herzen. So wurde erfüllt, was Jesaiass geweissagt hatte: „Also spricht der Herr Jehova: Sehet! Ich hebe meine Hand über die Völker empor. Ich stecke mein Panier unter den Heiden auf. Sie werden ihre Söhne auf den Armen herbeibringen, ihre Töchter auf ihren Rücken. Könige werden deine Pflegeväter seyn, und Königinnen deine Ammen!“

5.

Zerstörung Jerusalems. (70 n. Chr.)

Als Jesus, am Tage seines feyerlichen Einzuges

in Jerusalem, näher an die Stadt kam, und sie sah, weinte Er über sie und sprach: „Wenn du es doch erkanntest, und zwar an diesem deinem Tage, was zu deinem Frieden dient! Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden Tage über dich kommen, da deine Feinde einen Wall um dich her aufwerfen, dich ringsum einschließen und von allen Seiten ängstigen werden. Ja, der Erde werden sie dich gleich machen, dich und deine Kinder in dir! Keinen Stein in dir werden sie auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht wahr genommen hast.“ — Zwey Tage darauf traten seine Jünger zu Jesu, um Ihm die Gebäude des Tempels zu zeigen. Da sprach Er zu ihnen: „Sehet ihr alle diese großen Gebäude? Wahrlich! ich sage euch: es werden Tage kommen, in welchen von allem, was ihr da sehet, kein Stein auf dem andern gelassen wird, der nicht zerstört wird. . . . Nehmet euch in Acht, daß euch niemand verführe. Denn viele werden in meinem Namen auftreten und sagen: „ich bin Christus,“ und werden viele irre führen. . . . Wenn ihr aber höret von Kriegen und Empörungen, so laßet euch nicht erschrecken, und sehet zu, daß euch niemand verwirre; denn das muß vorhergehen; doch das Ende ist noch nicht sogleich da. Sehet ihr aber Jerusalem einmal von einem Kriegsheere umrungen; dann wisset, daß ihre Zerstörung nahe ist. Wenn ihr nun den Gräuel der Verwüstung, wovon Daniel der Prophet gesprochen, stehen sehet an heiliger Stätte, wo er nicht stehen soll (wer das liest, der merke darauf): dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge; wer mitten in der Stadt ist, der eile hinaus; und wer auf dem Lande ist, der gehe nicht wieder in dieselbe hinein; und wer auf dem Dache ist, steige nicht in das Haus herab, um etwas aus demselben mitzunehmen; und wer auf dem Felde ist, lehre nicht zurück, um sein Kleid zu holen: denn das werden Tage der Rache seyn, so, daß alles in Erfüllung gehen wird, was geschrieben steht. Wehe aber den Schwängern und Säugenden in denselben Tagen. Denn zu dieser Zeit wird große

Drangsal seyn, dergleichen von Anbeginn der Welt bis jetzt nicht gewesen ist, noch ferner seyn wird. So wird über dieses Volk das Bornegericht ergehen. Die einen werden durch die Schärfe des Schwertes fallen, die andern unter alle Völker gefangen geführt werden; und Jerusalem wird von den Heiden zertreten werden, bis die Zeiten der Heiden voll sind.“ — Was hier Jesus von den traurigen Schicksalen der jüdischen Nation, ihrer Stadt und ihres Tempels vorhergesagt hatte, ging, nach 37 Jahren, in die vollkommenste Erfüllung.

II. Es ist oben erzählt worden, welchen Haß das jüdische Volk gegen die Römer nährte. In diesem Haße bekräftigten es einerseits die häufigen Bedrückungen, welche es seit 44 von den römischen Landpflegern zu erdulden hatte, andererseits die Aufrührerspredigten nichtswürdiger Schwärmer und Betrüger, die sich — wie der Augenzeuge Josephus sagt — für göttliche Gesandte ausgaben und so das unglückliche Volk verblendeten, daß es auf die Zeichen ihres Schicksals nicht achtete, sondern sie vielmehr gleich Unsinnigen verachtete.*).

*) Von diesen Zeichen erzählt Josephus folgendes: „Zuvörderst stand über der Stadt ein Gestirn, ähnlich einem Schwerte, und ein Komet erschien ein ganzes Jahr. — Ferner, als vor dem Abfalle und vor der ersten Erregung des Krieges das Volk zum Osterfeste in Jerusalem versammelt war, da erleuchtete um die neunte Stunde der Nacht am achten Tage des Monats Xantikus (den 8. April 65) ein solches Licht den Altar und den Tempel, daß während einer halben Stunde heller Tag zu seyn schien. — Eine feste eiserne Thüre, die gegen Aufgang den innern Tempel schloß, und so schwer war, daß kaum 20 Männer sie des Abends zu schließen vermochten, öffnete sich gegen Mitternacht auf einmal von selbst. — Am 21sten des folgenden Monats wurden, vor Sonnenuntergang, über der ganzen Gegend hoch in der Luft Wagen und Heerschaaren gesehen, welche die Stadt zu umringen schienen. — Am Feste der Pfingsten hörten die Priester, als sie bey Nacht, den Dienst des Festes zu versehen, in den Tempel gingen, zuerst Bewegung und Geräusch, dann eine Stimme, wie von einer großen Menge: Lasset uns von hinnen gehen! — Endlich, schon vier Jahre vor dem Ausbruche des Krieges, fing ein Landmann, Na-

III. Unter sechs Procuratoren war Judäa als Provinz seit dem Jahre 44 n. Chr. gestanden. Der siebente und letzte derselben war Gessius Florus (seit 65), der alle seine Vorgänger an Habsucht und Grausamkeit übertraf. Er jagte jedem auch noch so kleinen Gewinne nach, und schügte sogar die Räuber, von denen das Land voll war, wenn sie ihm nur einen Theil ihrer Beute abgaben. Endlich mochte ihn zwar die Furcht, darüber in Untersuchung zu kommen, schrecken; allein nun drückte er das ohnehin äußerst schwierige und erbitterte Volk desto härter, um es dadurch zum Aufstande zu reizen, und so von aller Verantwortung frey zu werden. Nicht lange, so erreichte er, ungeachtet aller Gegenbemühungen der Hohenpriester und Ältesten, des Königs Agrippa und des bessern Theils des Volkes, seinen Zweck. Eleazar, der Sohn des gewesenen Hohenpriesters Ananias, Hauptmann des Tempels, hob im Jahre 66 alle Opfer für Fremde, also auch für den Kaiser, auf. Zu gleicher Zeit überfiel ein

mens Jesus, der am Feste der Laubhütten in den Tempel gekommen war, plötzlich zu schreien an: „Eine Stimme von Aufgang! eine Stimme von Untergang! eine Stimme von den vier Winden! eine Stimme wider Jerusalem und den Tempel! eine Stimme wider Männer und Frauen! eine Stimme wider alles Volk!“ Und von dem an fuhr er Tag und Nacht fort, zu schreien: Weh, weh über Jerusalem! An den Festtagen verdoppelte er sein Geschrey. Diejenigen, welche ihn beklagten; diejenigen, welche ihn verfluchten; diejenigen, welche ihm seinen Unterhalt reichten; — alle hörten nie etwas anderes von ihm, als das schreckliche Wort: Weh über Jerusalem! Er wurde gefangen gesetzt, befragt und zur Gefesselung verdammt; aber bey jeder Frage, bey jedem Streiche antwortete er: Weh über Jerusalem! Als ein Unsinniger wieder losgelassen, lief er im ganzen Lande umher, und wiederholte seine traurige Prophezeiung. Sieben Jahre lang setzte er sein Geschrey fort, ohne nachzulassen, ohne heilsamer zu werden. Zur Zeit der letzten Belagerung von Jerusalem schloß er sich in die Stadt ein, lief unermüdet auf den Mauern herum, und schrie aus vollem Halse: Weh dem Tempel, weh der Stadt! weh dem ganzen Volke! Endlich setzte er hinzu: Weh auch mir! und zu gleicher Zeit wurde er durch einen Steinwurf getödtet.“ — Alles dieses erzählt auch der römische Geschichtschreiber Tacitus.

kriegsfüchtiger Schwarm die Burg Massada, machte die römische Besatzung darin nieder, und besetzte sie mit Leuten seines Hausens. Damit war nun der Empörungskrieg gegen die Römer erklärt. Dennoch gaben die Freunde des Friedens ihre Hoffnung nicht auf, diesen zu erhalten; sie ersuchten daher den Florus sowohl als den Agrippa, dem Aufruhr zu steuern. Aber Florus, der den Krieg wünschte, gab ihnen keine Antwort; und die 3000 Reiter, welche Agrippa sandte, waren zu schwach gegen die immer zunehmende Schaar der Aufrührer. Schon nach sieben Tagen wurden sie genöthigt, die obere Stadt, welche sie besetzt hatten, zu verlassen, und zu den Römern in die königliche Burg zu fliehen; und auch diese wurde Tag und Nacht bestürmt. Dazu kam noch, daß sich jetzt ein neuer Aufrührer: oder vielmehr Räuberhaufe unter der Anführung eines gewissen Manahem, mit den Stürmenden vereinigte, und die Belagerung mit rastloser Thätigkeit betrieb. Endlich erhielten die Truppen des Agrippa Abzug; die römische Mannschaft aber flüchtete sich in drey von Herodes dem Großen erbaute feste Thürme. Ueber diesen Erfolg ward Manahem so stolz, daß er sich als der einzige Oberherr betrug, und sogar königliche Kleidung anlegte. Allein Eleazar, der ihm nicht unterworfen seyn wollte, griff ihn mit seinem Haufen an, dem selbst das Volk beystand, weil es glaubte, wenn er gestürzt wäre, würde der Aufruhr ein Ende haben. Er ward also geschlagen, auf der Flucht eingeholt und unter vielen Martern hingerichtet. Die in die Thürme geflüchteten Römer ergaben sich auf die Bedingung, ohne Waffen abziehen zu dürfen; als sie aber die Waffen ausgeliefert hatten, wurden sie alle (bis auf ihren Befehlshaber, der sich zur Beschneidung erbot), und noch dazu am Sabbath, niedergemacht.

VI. Jetzt glaubte auch der römische Statthalter Festus nicht einen bloßen Zuschauer der entstandenen und sich immer mehr verbreitenden Unruhen abgeben zu dürfen, und brach mit einem Heere von ungefähr 25,000 Mann nach

Judäa auf. Auf seinem Wege ließ er alle Städte und Dörfer verbrennen und alles, was ihm in die Hände fiel, niederbrennen. Endlich langte er, gegen Ende Octobers, bey Jerusalem an, und lagerte sich eine Meile von der Stadt. Sogleich verließen die Juden das eben angegangene Fest der Lauberhütten, und machten einen wüthenden Ausfall, wobey sie das Heer in Unordnung brachten, und über fünfhundert Mann erlegten, ohne mehr als 22 einzubüßen. Cestius rückte jetzt noch näher, schlug sein Lager nur 7 Stadien ($\frac{1}{8}$ Meile) von der Stadt auf, drang am vierten Tage (den 30. October) in die Unterstadt Jerusalems, griff fünf Tage lang die obere Stadt, am sechsten selbst den Tempel an, und würde, bey dem innern Zwiespalt und der einreißenden Ruthlosigkeit der Aufrührer, leicht dem Kriege auf einmal ein Ende gemacht haben, wenn er die Belagerung fortgesetzt hätte. „Aber“ — sagt Josephus — „ich glaube, daß Gott, der Bösen wegen auch dem Heiligthum abhold, es nicht zuließ, daß an diesem Tage der Krieg geendiget würde.“ Cestius hob auf ganz unbegreifliche Weise die Belagerung so plötzlich auf, daß sein Rückzug einer Flucht ähnlich sah. Die Aufrührer bekamen neuen Muth, setzten den Flüchtigen nach, und schlossen das Heer so ein, daß es erst in der Nacht mit Verlust von 4000 Mann zu Fuß, 400 Reitern und des ganzen Belagerungsgeschüßes entkommen konnte. Nunmehr war es entschieden, daß der Krieg gegen die Römer fortbauere. Daher verließ der bessere und klügere Theil der Juden Jerusalem, wie man ein Schiff verläßt, das zu sinken droht *).

V. Die Zurückgebliebenen sahen, daß sie bey der Fortsetzung des Krieges planmäßiger und mit mehr Ueberlegung zu Werke gehen mußten. Sie wählten also einige

*) Damals war es wohl, daß auch die in Jerusalem befindlichen Christen, der Warnung Jesu eingedenk, sich nach Pella jenseits des Jordans begaben, wo sie vor aller Gefahr des Krieges sicher waren.

ihrer tapfersten Männer zu Befehlshabern in den verschiedenen Provinzen. Josephus, der Geschichtschreiber, ward zum Vertheidiger Galiläa's bestimmt; Josephus, Gorions Sohn, und Ananus, der Hohepriester, wurden die Befehlshaber zu Jerusalem, und Eleazar, das Haupt der Aufrührer, bekam die Statthalterschaft Idumäa. Was aber alle Anstalten unkräftig machen mußte, war die herrschende Zwietracht der Parteyen, welche selbst einander zu unterdrücken suchten, statt daß sie alle Kräfte gegen den gemeinschaftlichen Feind hätten vereinigen sollen, der jetzt mit großer Macht gegen sie austrat.

Denn Kaiser Nero, welcher die Empörung der Juden und das schlechte Verhalten des Gestijs erfuhr, befahl dem Feldherrn Vespasian mit einem starken Heere nach Judäa zu gehen. Dieser zog nun in Syrien eine große Macht zusammen, zu der auch Agrippa mit seinen Hülfsvölkern stieß, und schickte seinen Sohn Titus nach Aegypten, ihm noch zwey Legionen zuzuführen. Die Juden, welche die Niederlage des Gestijs stolz gemacht hatte, wagten es unterdessen, Ascalon anzufallen, wurden aber mit Verlust von 10,000 Mann abgeschlagen, und verloren bey einem zweyten Angriffe fast eben so viel.

Mit Anfang des folgenden Jahres (67) zog Vespasian bey Ptolemais den Titus mit seinem Heere an sich, so daß er nun 60,000 Mann stark war. Damit rückte er vor Jotapata in Galiläa. In diese sehr feste Stadt hatte sich Josephus selbst geworfen, und vertheidigte sie 47 Tage lang mit ausgezeichnete Tapferkeit. Endlich ward die Stadt im Julius mit Sturm eingenommen und mit Feuer und Schwert verwohlet. Man schätzte die Getödteten auf 40,000, und der Gefangenen waren nur 12,000. Unter diesen befand sich auch Josephus. Er hatte sich mit 40 Mann in einer Höhle verborgen, und war mit Vorrath auf einige Zeit versehen. Vespasian versprach ihm das Leben und seine Freundschaft, wenn er sich ergäbe. Das schlug Josephus aus; und als er endlich sich dazu ent-

schloß, wollten seine Leute nichts davon hören, sondern sich untereinander selbst tödten. Weil sie nun davon nicht abzubringen waren, so schlug Josephus vor, zu loosen, wer den Nächsten, und sofort bis auf den letzten Mann umbringen sollte. Dabey fügte es sich, daß er noch mit Einem übrig blieb, der sich zur Uebergabe bereden ließ. Vespasian gab Befehl, ihn genau zu bewahren, als wenn er ihn dem Kaiser zuschicken wollte. Josephus aber bath sich eine geheime Unterredung mit ihm aus, in welcher er ihn, als von Gott gesendet, versicherte, er werde in kurzem selbst Kaiser werden, wobey er sich zugleich erbot, die härtesten Strafen zu leiden, wenn seine Versicherung nicht einträfe. Vespasian hielt ihn also beym Worte, ließ ihn zwar noch ferner bewahren, begegnete ihm aber mit aller Achtung. — Nach Jotapata wurden auch die übrigen Städte Galiläens, zum Theil mit großer Mühe und vielem Blutvergießen, eingenommen.

VI. Heftige Kriege mit auswärtigen Feinden pflegen sonst den Haß der Parteyen wenigstens auf einige Zeit zu unterdrücken. Aber bey den Juden folgte diese Wirkung nicht. Der bessere Theil derselben sah zwar, daß der Krieg, wenn er fortgesetzt würde, sich mit dem gänzlichen Untergange des Staates endigen müßte, und rieth daher zur schleunigen Unterwerfung unter die Römer. Hingegen die Uebrigen, die sich Zeloten, d. i., Eiferer für die Ehre Gottes, nannten (und zum Unglücke war diese Partey nicht nur an Zahl die stärkste, sondern bestand auch aus den verruchtesten Bösewichtern), wollten von gar keiner Unterwerfung etwas wissen, sondern den Juden, koste es auch, was es wolle, die Unabhängigkeit verschaffen. Ihr höchster Grundsatz war: die Ehre Gottes werde geschändet, wenn sich Sein Volk andern Völkern, zumal Heiden, unterwerfe. Sie erklärten daher, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis sie alle fremde Gewalt ausgerottet hätten. — Diese fürchterliche Uneinigkeit hatte ganz Palästina, ja selbst die einzelnen Familien angesteckt.

Die Zeloten wütheten zuerst mit Rauben und Morden in der umliegenden Gegend gegen alle, die sich ihnen widersetzen, und zogen darauf unter Anführung Sacharias und Eleazar's in Jerusalem ein, bemächtigten sich des Tempels, und thaten daraus häufige Ausfälle. Der ehemalige Hohepriester Ananias berebete das Volk, die Waffen gegen sie zu ergreifen; und wirklich wurden sie, nach einem hartnäckigen Treffen, aus dem äußern Bezirk des Tempels in den innern vertrieben, und daselbst enge eingeschlossen. Aber ein Aufrührer, Johannes, der aus Giscala nach Jerusalem geflohen war, hinterging den Hohenpriester, ließ sich von ihm an die Zeloten abscheiden, als wenn er einen Vergleich vermitteln wollte, rieth ihnen aber auszuhalten und die Idumäer zu ihrem Beystande zu rufen. Diese ließen nun 20,000 Mann anrücken. Ananias verweigerte ihnen den Eingang und ersuchte sie freundlich, in ihr Land zurückzukehren. Das brachte sie auf; sie beschuldigten den Ananias, er wolle die Stadt an die Römer verrathen, und drohten, die Thore mit Gewalt zu erbrechen. Ein in der Nacht entstandenes fürchterliches Ungewitter begünstigte die Ausführung dessen, was man gedroht hatte; die Zeloten zerbrachen inwendig die Riegeln und Angeln der Thore, und ließen die Idumäer ein. Nun kannte die Wuth dieser vereinigten Rotten vollends keine Grenzen. Es war ihnen nicht genug, zu morden; sie richteten die Leute unter den abscheulichsten Martern hin. 12,000 Personen von vornehmer Herkunft wurden geopfert; unter denen auch Ananias war. Selbst die Idumäer schrieen dagegen, und mochten endlich mit solchen Unmenschen nicht länger mehr Gemeinschaft haben; sie zogen in ihr Land zurück.

Nun hatten die Zeloten vollends freye Hand, alle Unmenschlichkeit zu begehen. Da die Leute von Stand und Ansehen fast alle schon aus dem Wege geschafft waren, traf ihre Grausamkeit auch das gemeine Volk. Man mochte sich verhalten, wie man wollte, so ward ein Verbrechen daraus gemacht. Das größte war freylich, sich ihnen zu

widersehen, oder ehemals widerseht zu haben; aber auch wer sich ruhig hielt, kam in den Verdacht, sie zu belauern. War einer reich oder ihnen mißfällig, so verdiente er schon um deswillen den Tod. Das nöthigte viele Juden, ob man gleich nicht ohne Lebensgefahr aus der Stadt kommen konnte, zu entweichen, und bey Vespasian Sicherheit zu suchen, der jetzt zu Cäsarea, ungefähr zehn Meilen von Jerusalem, selbst zur Verwunderung seiner Befehlshaber, ganz unthätig stand, aber richtig darauf gerechnet hatte, daß die Juden, die einander selbst aufrieben, ihm den Sieg erleichtern, und die Anführer unter sich immer mehr uneins werden würden.

VII. Das Letzte geschah bald. Die Ehrsucht des schon erwähnten Johannes von Giscala konnte keinen Befehlshaber neben sich leiden, daher er den Abschaum der Zeloten an sich zog. Gegen ihn vereinigten sich die Uebrigen, und so entstanden zwey Parteyen, die einander unaufhörlich bekämpften. Zu gleicher Zeit schlug sich auf dem Lande eine Räuberbande zusammen, welche überall mit Feuer und Schwert wüthete. Ihr Anführer Simon versprach allen Sclaven, die zu ihm träten, die Freyheit, und den Freygebornen reiche Belohnung, so, daß er sich bald an der Spitze eines großen Haufens sah, und selbst angefehene Juden sich gern unter seinen Schutz begaben. Die Zeloten, welche von ihm angegriffen zu werden befürchteten, wollten ihm zuvorkommen, wurden aber in die Flucht geschlagen. Weil jedoch Simon sich nicht für stark genug hielt, Jerusalem zu belagern, so zog er mit 20,000 Mann nach Idumäa. Hier wurde er zwar von 25,000 Idumäern angegriffen, ohne daß das Treffen entscheidend gewesen wäre. Allein bald ward der Idumäische Befehlshaber zum Verräther, und ging mit seiner ganzen Macht zu Simon über, der nun den Zeloten furchtbar ward. Zu seinem Vortheil entstand überdies ein neuer Parteykrieg. Die Kotte des Johannes konnte seine Tyranney nicht mehr ertragen, und machte daher einen Aufstand gegen ihn, so, daß er in den

Tempel flüchten mußte. Man fürchtete, er möchte von da ausfallen, und die Stadt in Brand stecken; deswegen wurde Simon in die Stadt gelassen, daß er sich dem Johannes und den Zeloten widersetzen sollte. Allein er tyrannisirte so arg als die andern, und konnte doch gegen Johannes nicht mehr ausrichten, als daß er ihn im Tempel enge belagert hielt.

VIII. So ging das Jahr 67 zu Ende, in welchem sich Vespasian noch das jüdische Land jenseits des Jordans, bis auf eine Festung, unterwarf. Im Jahre 68 verheerte er Idumäa, legte in einige feste Orte Besatzungen, und kehrte nach Cäsarea zurück. Eben wollte er mit seiner ganzen Macht gegen Jerusalem rücken, als er erfuhr, daß Nero gestürzt, und Galba an seine Stelle erhoben worden. Er unterließ seinen Marsch, um erst den Ausgang der Sachen in Rom abzuwarten; und als daselbst Galba zu Anfang des Jahres 69 ermordet, und Otho zum Kaiser ernannt worden war, vernachlässigte er den jüdischen Krieg noch länger. Endlich nach des Otho Tode wurde er selbst von den morgenländischen Legionen zum Kaiser ausgerufen. Da übergab er das Heer seinem Sohne Titus, und ging, den Thron zu behaupten, nach Rom.

Während dieser Zeit nahm die Zerrüttung in Jerusalem immer mehr zu. Ein anderer Eleazar aus priesterlichem Stande zog viele von des Johannes Leuten an sich, und warf sich zum Haupte einer neuen Parthey auf, mit deren Hülfe er sich des Hofes der Priester bemächtigte, und den Johannes in den Hof der Israeliten drängte. Dieser sah sich also auf zwey Seiten eingeschlossen, von Eleazar in dem höher gelegenen Hofe der Priester, und von Simon, der von der Stadt Herr war. Gegen den ersten vertheidigte er sich durch Geschütz, mit dem er immerfort Steine in den Hof warf; gegen den letztern durch Ausfälle, wobei er alles, was er erreichen konnte, in Brand steckte, und dadurch große Vorräthe an Getreide vernichtete, welche auf eine Belagerung von mehreren Jahren zugereicht hätten.

So verderbte eine Pärthey die andere. Simon war an Volk wie an Vorrath von Waffen und Lebensmitteln den andern beyden überlegen, indem sein Heer aus 10,000 Zeloten und 5000 Idumäern bestand; aber er hatte die nachtheiligste Lage. Johannes von Giscala hatte einen vortheilhaften Posten, aber nur 6000 Mann, denen er den Unterhalt durch seine beständigen Ausfälle verschaffen mußte. Eleazar, mit nur 2400 Mann, hatte einen noch festern Ort besetzt, und ward durch die vom Volke gebrachten Opfer reichlich mit Lebensmitteln versehen.

IX. In so kläglichem Zustande befand sich Jerusalem, als Titus im Jahre 70 dagegen anrückte. Sein Heer bestand aus vier römischen Legionen, 3000 Mann, die aus den Legionen am Euphrat zu ihm gestoßen waren, und zahlreichen Hülfsvölkern des Agrippa und anderer asiatischer Fürsten. Mit diesen unternahm er die Belagerung einer Stadt, welche 30 Stadien (anderthalb Stunden) im Umfang hatte, bey ihrer von Natur festen Lage mit dreysacher Mauer und vielen starken Thürmen umgeben, und mit allem Nöthigen versehen war, um eine harte Belagerung auszuhalten. Noch besonders war der Tempel eine in ihrer Art einzige Festung, welche Titus selbst für unüberwindlich erklärte. Die ohnedieß große Volksmenge ward jetzt noch außerordentlich vermehrt, da zu dem bevorstehenden Paschafeste so viele Juden aus andern Gegenden, selbst vom Euphrat her, dahin kamen, als man sich nicht erinnern konnte, je gesehen zu haben. Titus lagerte sich vor der Stadt in einer Entfernung von nur sieben Stadien.

Nun sahen die Häupter der Pärtheyen die Nothwendigkeit ein, ihre Streitigkeiten unter sich bey Seite zu setzen, und sich zur Gegenwehr gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen. Allein ihr gutes Benehmen war von kurzer Dauer. Denn da Eleazar am Paschafeste die Zugänge seines Hofes für das Volk, welches zu opfern kam, geöffnet hatte, ließ Johannes eine Menge von seinem Anhange sich darunter schleichen, die, heimlich mit Schwertern

bewaffnet, Eleazars Partey anfielen, und unter vielem Blutvergießen den Hof in Besiz nahmen. Die wenigen, welche von Eleazars Rotte noch übrig waren, unterwarfen sich, so wie er selbst, dem Johannes, so, daß nun der Parteyen nur zwey waren, die aber, wenn sie vor den Römern einige Ruhe hatten, einander stets aufs neue angriffen.

Titus ließ den Juden Friedensvorschläge thun, und da diese zweymal verworfen wurden, ward die Stadt mit allem Ernste angegriffen. Das Geschütz der Römer that große Wirkung. Steine von hundert Pfunden wurden damit zwey Stadien weit geworfen. Vierzehn Tage nach Anfang der Belagerung drangen die Römer durch die äußerste Mauer ein, worauf die Juden sich hinter die zweyte zurückzogen. Fünf Tage hernach ward auch ein Bruch in der zweyten Mauer gemacht; aber die eindringenden Römer wurden von Simon, der die Stadt, wie Johannes den Tempel und die Burg Antonia, vertheidigte, zurückgeschlagen, bis sie sich nach einem zweyten Angriffe behaupteten.

X. Zugleich hatte der Hunger in der Stadt überhand genommen, welcher das Elend der Einwohner aufs höchste brachte. Alle Häuser wurden von den Aufrührern durchsucht. Leute, bey denen man Lebensmittel fand, wurden ermordet, weil sie sie verborgen hätten; traf man bey ihnen nichts an, so wurden sie gemartert, um die etwa versteckten Vorräthe herauszulocken. Und doch verwarfen die Juden die ihnen nochmal angebotene Gnade, so, daß sie auch auf den an sie abgeschickten Josephus mit Pfeilen schossen. Titus glaubte, ihr Troß würde brechen, wenn die Hungersnoth aufs äußerste käme. Er ließ daher statt des bisherigen Erdenwalles eine Mauer um die Stadt aufführen, daß niemand weder ein noch aus konnte. Nun sah man in Jerusalem nichts als todte Körper, die in Menge unbegraben herumlagen; denn mit dem Hunger rissen auch tödtliche Seuchen ein, und die noch Lebenden waren aus-

gemergelte Serrippe. Vom 14. April bis 1. July wurden nur zu Einem Thore 115,880 Leichen hinausgeschafft, 600,000 wurden über die Mauern hinabgeworfen, und in großen Häusern lagen die Todten in Haufen besammen. Das Elend ging über alle Vorstellung. Eine Mutter hatte sogar ihr säugendes Kind geschlachtet und gegessen. Der Geruch von zubereiteter Speise zog die alles raubenden Beloten dahin, die aber, als die Mutter ihnen den Rest des abscheulichen Mahles vorsetzte, so unmenschlich sie auch waren, vor Entsetzen zurückbebt. Dieser Vorfall setze die ganze Stadt in unbeschreiblichen Schrecken. Die Juden sahen sich nun als Leute an, welche den Strafgerichten Gottes ganz dahin gegeben, und ohne Rettung verloren wären. Auch Titus schwur, als er von der unmenschlichen That hörte, das Volk, welches lieber das äußerste Elend wählen, als seine Gnade annehmen wollte, gänzlich zu vertilgen.

XI. Die Belagerung ward daher eifrig fortgesetzt, obgleich das dazu nöthige Zimmerholz weit hergeholt werden mußte. Gegen Ende des Julius ward die Burg Antonia erobert, wobey die Juden die Gallerie, welche sie mit dem Tempel verband, in Brand steckten. Die Mauern des Tempels fand Titus für sein Sturmzeug zu stark; deswegen ließ er Feuer an die Thore desselben legen, wobey es zu einem heftigen Gefechte kam, in welchem die Römer zurückgeschlagen wurden. Josephus wurde von neuem abgeschickt, die Juden, denen nur noch der Tempel übrig war, zur Uebergabe zu bewegen. Allein sie konnten sich nicht von dem Wahne losreißen, daß Gott diesen heiligen Ort nimmermehr werde in der Heiden Hände fallen lassen; und selbst Johannes war, wie er sagte, versichert, daß er durch keine menschlichen Kräfte könne eingenommen werden. Ja, als Titus sich so weit herabließ, daß er ihnen selbst zuredete, sahen sie seine Großmuth für Furcht an, und wurden darüber nur desto wüthender. Er mußte also zur äußersten Gewalt schreiten. Er ließ von der Burg Antonia mit vieler Mühe den Weg zum freyen Angriffe

ebnen. Am siebzehnten Tage des Julius mußte das tägliche Opfer aus Mangel der Thiere aufhören, worüber ihnen Titus neue Vorstellungen machen ließ, ohne daß es gefruchtet hatte. Bey fortgesetzter Bestürmung ward die nördliche Gallerie des Tempels in Brand gesteckt, und dadurch der äußere Hof gewonnen, daß die Belagerten in den Hof der Priester getrieben wurden. Nun wurden die ihn umgebenden Gebäude angegriffen; aber in sechs Tagen konnte man sie weder durch die stärksten Mauerbrecher, noch durch Untergrabung des Grundes einstürzen, bis endlich Titus Feuer an die Thore legen ließ, wovon sich die Flammen über einen großen Theil dieser Umgebungen verbreiteten, welchem Brande die Juden unthätig zusahen, bis Titus ihn des Tages darauf selbst löschen ließ. Auf den folgenden 10. August ward ein allgemeiner Sturm angelegt, doch mit dem Befehle, den eigentlichen Tempel, nämlich das Heilige und Allerheiligste nebst seinen Umgebungen, zu erhalten. Aber ein Soldat warf einen Brand in eines der an das Heiligthum anstoßenden Gemächer, wodurch sogleich die eine Seite in volle Flammen gerieth. Titus eilte herbey, befahl, bath, drohte, damit der Brand gelöscht würde; aber die auf Raub und Verwüstung erpichten Soldaten lehrten sich nicht im geringsten daran. Wie er sah, daß alles verloren sey, besichtigte er noch das Heilige und Allerheiligste, und rettete aus dem ersten die heiligen Gefäße. Kaum hatte er sich entfernt, so ward auch dieses in Brand gesteckt; die Soldaten plünderten, was sie fanden, brachen die goldenen Platten von Thüren und Tafelwerken ab, so daß sie sich dadurch ansehnlich bereicherten. Darauf folgte ein allgemeines Blutbad, bey dem weder Alter, noch Geschlecht, noch Stand verschont ward. Tausende fanden ihren Tod in den Flammen, oder durch Herabstürzung von den Mauern. Mit Brennen und Morden ward nicht eher aufgehört, als bis vom Tempel nur noch zwey Thore und ein Theil des für die Weiber bestimmten Hofes übrig war.

XII. Die Aufrührer hatten sich zum Theil herzhast durchgeschlagen, und waren in die Stadt gezogen, deren Zugänge von außen aber so besetzt waren, daß sie unmöglich entkommen konnten. Sie verschanzten sich also an der Mittagsseite, so gut sie konnten, und suchten Unterhandlung mit Titus. Dieser versprach ihnen das Leben, wenn sie sich zu Gefangenen ergäben; aber sie weigerten sich dessen, weil sie, durch die feyerlichsten Eide gebunden, sich nicht ergeben könnten, und verlangten mit Weibern und Kindern in die Gebirge ziehen zu dürfen. Eine so unsinnige Forderung mußte abgeschlagen werden. Sie gingen also in die obere Stadt auf den Berg Sion, und besetzten sich in dem königlichen Palaste, wo sie zuerst 8000 dahin geflüchtete Juden tödteten. Unterdessen war die Stadt den Soldaten preisgegeben. Der Gefangenen wurden so viele gemacht, daß sich keine Käufer mehr dazu fanden, und der Ermordeten waren so viele, daß das Blut durch die Straßen floß. Titus brachte mit den Anstalten zum Angriff der obern Stadt bis zum 7. September zu. Sobald aber seine Werkzeuge die Bestürmung anfangen, hielten sich die Aufrührer für verloren, und nach einem vergeblichen Versuche, aus der Stadt zu kommen, flüchteten viele, sonderlich die Anführer, in die unterirdischen Gänge und Gewölbe, wo sie so lange zu bleiben gedachten, bis die Stadt würde verbrannt und die Römer abgezogen seyn. Im Vertrauen auf diese unterirdische Zuflucht, steckten sie selbst noch mehr in Brand als die Feinde. Doch vielen verunglückte ihr Vorhaben; sie wurden von den römischen Soldaten entdeckt, und aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezogen. Andere trieb der Hunger heraus, wie den Johannes, der sich entdeckte, um sein Leben bath, und zur ewigen Gefangenschaft verurtheilt ward. Simon aber hatte einen kühnern Anschlag gefaßt. Als die Stadt ganz erobert war, begab er sich mit seinen besten Freunden, und einer Anzahl Leute, welche sich auf das Miniren verstanden, mit nöthigen Werkzeugen und großem Vorrathe an

Lebensmitteln in eine solche Gruft, in der verzweifeltsten Absicht, sich unter der Stadt weg aufs Feld hinaus zu arbeiten. Aber ehe er so weit kommen konnte, hörte der Vorrath auf, der Hunger ward ihm unerträglich, und so kam er gegen Ende October, da, wo der Tempel gestanden hatte, in einem prächtigen Kleide hervor und bath um sein Leben. Er ward zum Titus nach Cäsarea geschickt, der ihn zu Rom mit im Triumphe aufführte, worauf er durch die Gassen geschleppt, gegeißelt und endlich hingerichtet ward. Das gab zur Vermuthung Anlaß, es möchten noch mehrere so versteckt seyn; man suchte nach und fand ihrer eine große Menge.

XIII. Nach vollendeter Eroberung ließ Titus alles, was von der Stadt noch stand oder schon zertrümmert war, vollends der Erde gleich machen. Nur ein Stück von der Mauer gegen Abend ließ er stehen, nebst drey Thürmen. Jenes sollte der zurück zu lassenden Besatzung zur Sicherheit, diese zum Andenken dienen, daß ehemals hier eine Stadt gestanden habe. Die Anzahl der in diesem Kriege gebliebenen Juden läßt sich nicht bestimmen; es möchte aber wohl nicht übertrieben seyn, sie auf anderthalb Millionen zu schätzen. Der Gefangenen, welche man in verschiedene Provinzen des Reiches vertheilte, waren 97,000.

Noch hatten die Juden drey Festungen besetzt, Herodion an der arabischen Gränze, Machäron an der südlichen Gränze von Peräa, und Massaba am todtten Meere. Die ersten beyden eroberte Bassus, den Titus nach seinem Abzuge zum Statthalter gesetzt hatte. Gegen die dritte, welche überaus fest war, konnte des Bassus Nachfolger mit seinem Sturmzeuge nichts ausrichten, daher er sie mit einer hohen Mauer umgab, und alsdann Feuer an die Thore legte. Da der Brand die Stadt ergriff, geriethen die Juden in Verzweiflung, brachten erst alle Weiber und Kinder um, wählten durchs Loos zehn Männer, die sie, und wieder einen, der die zehn und sich selbst hinrichten mußte, wie man von zwey Weibern erfuhr, welche sich, ehe das Worden anging, versteckt hatten.

Die jüdischen Lande ließ Vespasian zum Besten des kaiserlichen Fiscus verkaufen; wohin auch alle Juden, welche in dem römischen Gebiete wohnten, den halben Sessel zahlen mußten, den sie vorher an den Tempel entrichtet hatten.

XIV. So war nach einem vierjährigen Kriege der jüdische Staat zerstört, und fast die ganze Nation aus ihrem Vaterlande vertrieben. Dennoch konnten die Juden auch nach diesem schrecklichen Schlage mit ihrem Schicksale im Ganzen genommen zufrieden seyn, da sie unter der römischen Herrschaft mit aller Schonung behandelt wurden. Die Uebung ihrer Religion, so wie sie nach der Zerstörung des Tempels bestehen konnte, war ihnen nicht verboten. Ihre Geseze und Sitten wurden nicht angetastet. Ja, es war ihnen sogar ein Schatten ihrer ehemaligen Regierungsart gelassen worden. Unter dem Namen eines Patriarchen, der zu Tiberias wohnte, hatten sie ein Oberhaupt, das einigermassen mit dem Vorsteher des sonst mächtigen hohen Rathes verglichen werden konnte. Er führte die Aufsicht über die Synagogen, über die dabey angestellten Lehrer und Diener, die er nach Gefallen ein- und absetzen konnte, war selbst der vornehmste Lehrer des Gesezes, mit einer freylich so ziemlich eingeschränkten Gerichtsbarkeit. Auch mußten sie sich überzeugen, daß es die größte Raserey seyn würde, sich aufs neue gegen die Römer zu empören. Allein sie glaubten, sich unter einem Joche zu sehen, welches, wie sie meinten, den Weissagungen der Propheten ganz zuwider sey. Noch war daher nicht ein halbes Jahrhundert seit der Zerstörung ihrer Stadt vorüber, als die Empörung neuerdings ausbrach. Die ganze Macht des römischen Reiches war damals eben gegen den Orient gerichtet; sie hielten also diese Zeit für die bequemste, sich aus der Unterdrückung wieder zu erheben.

Der Aufruhr begann im Jahre 115 zu Cyrene in Afrika, und ergriff bald die Insel Cypren. An beyden Orten wütheten die Juden gegen Römer und Griechen mit wahrhaft unmenschlicher Grausamkeit. Der Präfect von Aegypten,

welcher gegen sie marschirte, ward geschlagen, und mußte sich in Alexandria einschließen. Sie zogen nun unter dem Befehle eines gewählten Königs umher, und richteten überall Verwüstung an. Als Kaiser Trajan dieses erfuhr, schickte er den Marcius Turbo mit einer ansehnlichen Macht nach Aegypten; aber erst nach mehreren Treffen gewann er die Oberhand, und vergalt nun den Juden alles verübte Böse in reichem Maße.

XV. Doch alles das hatte den Fanatismus dieses Volkes nur unterdrückt, nicht ausgerottet. Die Hoffnung auf einen Messias, der sie von den Römern erlösen sollte, lebte immer noch in ihren Herzen. Dazu kam ihre unausslöschliche Liebe zu Jerusalem. Kaiser Hadrian war auf den Gedanken gekommen, diese Stadt in der Form einer römischen Colonie gänzlich wieder herzustellen. Er schickte also römische Colonisten dahin, gab der Stadt den Namen Aelia Capitolina, und ließ auf dem Platze, wo der Tempel des wahren Gottes gestanden hatte, dem Jupiter Capitolinus einen Tempel errichten. Diese Entheiligung ihrer Stadt und Religion brachte nun die Juden in die äußerste Wuth. Zwar mußten sie sich Anfangs verstellen; denn der Kaiser war eben auf seiner großen Reise durch das ganze Reich jetzt in Aegypten. Aber sie wußten sich durch List mit allerley Kriegsgeschütz zu versehen, indem sie die Waffen, welche sie für das römische Kriegsheer verfertigen mußten, vorsehlich so schlecht machten, daß sie ihnen gelassen wurden; und kaum war Hadrian aus Aegypten zurückgekehrt, so brach im Jahre 133 die Empörung aus.

Da sie nicht im Stande waren, sich durch große Kriegsheere im Felde zu behaupten, so besetzten sie die vortheilhaftesten Posten, bauten feste Schlösser und gruben unterirdische, miteinander in Verbindung stehende Höhlen. Aus diesen fielen sie wie wilde Thiere auf ihren Raub heraus, und flüchteten mit der Beute wieder dahin. Bald aber wuchs ihre Zahl, und ganz Judäa hatte die Waffen er-

griffen. Ihr Anführer war ein Straßenräuber, Namens Cozba, der sich jetzt aber Bar-Cozba, Sohn des Sterns, nannte. Er brachte ein großes Heer zusammen, womit er sogar nach Syrien streifte, und besonders die Christen durch Grausamkeit zum Abfall zu zwingen suchte. — Die Römer, welche den Aufruhr Anfangs wenig geachtet hatten, wurden durch die zunehmende Gefahr aufgeweckt. Man schickte nach Judäa Verstärkung, und rief den Feldherrn Julius Severus zum Oberbefehl in diesem Kriege aus Britannien ab. Dieser fand bey seiner Ankunft die Macht der Juden und ihren Muth so furchtbar, daß er es für bedenklich hielt, ihnen eine Schlacht zu liefern. Er vertheilte also sein Heer im Lande, wodurch die Juden genöthiget wurden, sich ebenfalls zu vertheilen, griff ihre Haufen einzeln an, zwang sie, sich in ihre Burgen einzuschließen, die er hernach belagerte und eroberte, wobey alles, selbst Weiber und Kinder, niedergemacht wurde. Auf solche Weise eroberte und zerstörte er 50 besetzte Plätze und über 900 Städte und ansehnliche Flecken. Zuletzt wehrten sich die Juden noch in Bethoron bis zur Verzweiflung, mit dessen Einnahme (bey der Bar-Cozba vermuthlich sein Ende gefunden) der Krieg sich endigte, nachdem er bis ins dritte Jahr gedauert hatte. Judäa ward beynähe zur Wüste, denn es sollen 580,000 Juden erschlagen worden seyn; viele waren durch Hunger und Krankheiten umgekommen; die übrigen wurden größtentheils als Sclaven verkauft, und in fremde Länder abgeführt. Kein Jude durfte sich ferner der Stadt Jerusalem nähern; erst nach längerer Zeit gelang es ihnen, die Erlaubniß zu erkaufen, daß sie einmal des Jahres, am Tage der Zerstörung ihrer Stadt durch Titus, nach Aelia kommen durften, um über der Asche ihres Vaterlandes ihr Elend zu beweinen.

„Verbrochen und zertrümmert war nun der Scepter von Juda, und die Reste der Nation in alle Theile zerstreut, zerstreut und sichtbar durch alle Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag. Wo von allen verschwundenen

Nationen sich keine Seele mehr regt, da zeigt sich noch der Jude — der ewige Zeuge seiner Geschichte.“

II.

Das römische Kaiserreich.

1.

Augustus.

(30 J. v. Chr. — 14 n. Chr.)

I. Gaius Julius Cäsar Octavianus, von Senat und Volk zugenannt Augustus, war im Jahre 30 vor Chr., durch den entscheidenden Sieg bey Actium und das klägliche Ende des Triumvirs Antonius, Alleinherrscher des römischen Reiches geworden. Während seiner 44jährigen friedlichen, für Künste und Wissenschaften wohlthätigen Regierung war es ihm gelungen, unter der bescheidenen Miene eines bloßen Bürgers die Macht des unumschränktesten Monarchen zu besitzen, und die römische Republik mit Beybehaltung ihres Scheins in ein römisches Kaiserreich umzuwandeln. Alle Gewalt im Staate, welche vorher unter Consuln, Censoren, Oberpriestern, Volkstribunen und Proconsuln vertheilt gewesen, war jetzt unter den nämlichen Titeln in der Person des einzigen Augustus vereinigt. Vermöge seiner consularischen Macht hatte er den Vorsitz im Senate, und stand an der Spitze der ausübenden Gewalt. Als Tribun des Volkes konnte er jedes Verfahren in der Staatsverwaltung und Gerechtigkeitspflege nach seinem Gefallen hindern, und war gegen jeden Angriff auf seine Person in des Staates Schutz genommen. Als Censor, wiewohl unter einer andern Benennung, war er die Quelle öffentlicher Ehren, konnte jeden Bürger am Range erhöhen oder herabsetzen. Als Augur und Pontifex konnte er in allem, was sich auf die Staatsreligion bezog, Ausspruch thun, und diese für die Politik ehemals so wichtige Maschine nach seinem Gefallen lenken. Als Imperator, im neuen

Sinne des Wortes, hatte er alle See- und Landmacht zu seinem Befehle, und auch außer dem Kriegsdienste das Recht über Leben und Tod. Endlich als Proconsul des römischen Reiches herrschte er über alle Provinzen desselben. — Und diese so große und so weit ausgedehnte Gewalt gebrauchte Augustus nur zum Besten seines Volkes, so, daß man gestehen muß, sie hätte nicht in bessere Hände kommen können.

Dennoch konnte seine gelinde und wohlthätige Regierung nicht alle Freunde der alten Verfassung mit ihr ausöhnen. Vielmehr wurden wiederholte Anschläge gefaßt, ihn zu stürzen. So verschwor sich *Fannius Cäpius*, der als ein sehr böshafter Mann geschildert wird, gegen sein Leben. Doch die Sache ward noch zu rechter Zeit ruchbar. Cäpio wurde auf der Flucht ergriffen und hingerichtet. — Daß *Egnatius Rufus* ihm nach dem Leben strebte, war eigentlich Rachsucht, weil Augustus ihn gehindert hatte, sich mit Gewalt in das Consulat einzudrängen. — Desto merkwürdiger war die Verschwörung des *Cinna*, theils weil dieser Enkel des Pompejus verschiedene Männer vom höchsten Range in dieselbe hineingezogen hatte, theils weil sie erst angestiftet ward, nachdem die Römer schon 30 Jahre lang unter Augustus Herrschaft glücklich gewesen waren. In der heunruhigenden Verlegenheit, ob er durch gerechte Strenge die mächtigen Freunde der Verschwornen noch mehr gegen sich reizen, oder durch Verzeihung vielleicht andern zu ähnlichen Unternehmungen Muth machen sollte, entschloß sich Octavian auf den Rath seiner Gemahlinn, die Strafbaren zu begnadigen. Er hielt also mit *Cinna* eine lange geheime Unterredung, erinnerte ihn an die bisher ihm erwiesene Güte, zeigte ihm einleuchtend, daß er von seinem Tode nicht den geringsten Vortheil haben würde, und schloß endlich mit der Erklärung: „Schon habe ich dir einmal als meinem Feinde das Leben geschenkt, jetzt schenke ich es dir nochmal. Laß uns von heute an Freunde seyn, damit die Welt sehe, ob mein Vertrauen zu

dir, oder deine Treue gegen mich größer sey!" Durch diese, wenn gleich bloß politische, Großmuth gewann Augustus nicht nur den Cinna, sondern auch die wahre Buneigung aller Römer, so daß seitdem nie wieder an eine Verschwörung gegen ihn gedacht wurde.

II. Man kann es den Römern nicht übel nehmen, wenn ihnen, bey ihrer eingeschränkten Kenntniß des Erdbodens, römisches Reich und Erdkreis (*orbis terrarum*) oft einckley bedeutete, da jenes sich, wo nicht über den größten, doch über den besten und vortrefflichsten Theil der bekannten Erde erstreckte. Vom westlichen Ocean an begriff es außer Italien, Lusitanien und Spanien, ganz Gallien bis an den Rhein nach seiner ganzen Länge, zuletzt noch das südliche Deutschland bis an die Donau, weiterhin die der Donau südwärts gelegenen Länder, nebst Dalmatien, Epirus, Macedonien, Griechenland, die Inseln des mittelländischen und griechischen Meeres. Im Orient gehörte ganz Kleinasien, Syrien, und alles Land bis an den Euphrat dazu, so wie in Afrika Aegypten und die ganze Küste des Mittelmeeres. Der größte Theil dieses ungeheuren Reichs war also von der See begrenzt, von welcher Seite es keine Gefahr zu befürchten hatte. Allein die zu Lande so weit ausgedehnte Grenze längs dem Rheine und der Donau, welche den Einfällen der anwohnenden Völker jezt mehr als ehedem ausgesetzt war, desgleichen die asiatische Grenze am Euphrat hatte einer sorgfältigen Beschützung nöthig, welche eine große Kriegsmacht erforderte. Daher führte August stehende Heere ein, wozu schon in den lezten Zeiten der Republik der Grund gelegt worden war, da man wegen der lange dauernden Kriege die Truppen nicht wie sonst am Ende des Feldzuges entlassen durfte, sondern sie noch länger im Dienste behalten mußte. Diese Heere bestanden, wie seit langer Zeit, aus National- und Provinzialtruppen, das ist, aus römischen Bürgern und der in den Provinzen ausgehobenen Mannschaft. Diese Truppen, die man auf 170,000 Mann schätzen

kann, lagen nicht in Städten, sondern standen im Sommer in gewöhnlichen, im Winter aber in besonders für die raube Jahreszeit eingerichteten Lagern (*castra stativa*), welches in der Folge zur Entstehung mancher Städte Gelegenheit gegeben hat. Hierzu kam die Leibwache des Imperators von 9 bis 10 Cohorten, jede zu 1000 Mann (*cohortes praetorianae*), und die Stadtwache von 3 Cohorten (*cohortes urbanae*). Die Seemacht war nicht so stark, wie sie es auch nicht zu seyn brauchte. Zwey große Flotten standen, die eine zu Misenum, die andere zu Ravenna, zwey andere zu Forum Julii (Frejus) in Gallien und im schwarzen Meere, und hatten außer dem Schiffsvolke noch 12,000 Mann Soldaten, so, daß die eigentliche Kriegsmacht der Römer über 200,000 Mann betrug. Allein es stand ihnen auch noch die Macht verschiedener ausländischer Fürsten zu Dienste, als der in Palästina, in Comagene, in einem Theile von Pontus, in Kleinasien, in Thracien, welche Tacitus nicht viel geringer schätzt, wobey aber doch das Ganze höchstens 450,000 Mann betragen konnte. Diese Macht sollte aber nur zum Schutze des Staates, nicht zu seiner Vergrößerung dienen. Und obschon August einige zum Theil schwere Kriege führte, so hatten sie doch hauptsächlich die Sicherheit des Innern und die Deckung der Grenzen zum Zweck. So war die Unterwerfung des nördlichen Spaniens und des südlichen Galliens in der ersten Hinsicht nöthig, und der unglückliche Feldzug nach dem südlichen Arabien hatte wahrscheinlich die Absicht, den Handel Alexandriens mit Indien auf diesem Wege in nähere Verbindung zu bringen. Selbst der Angriffskrieg der Römer gegen die germanischen Völkerschaften scheint wegen der Sicherheit der Grenzen des Reichs eröffnet worden zu seyn. Doch diese Begebenheit geht uns mehr an, als daß wir nicht sie und das Volk, welches sich hier zum ersten Mal den Römern siegreich entgegenstellte, etwas näher kennen lernen sollten.

2.

Die alten Deutschen.

I. Im Norden des römischen Reiches, von der Donau bis zur Nord- und Ostsee, vom Rhein bis zur Weichsel und zu den carpathischen Gebirgen wohnten die Germanen (Heermänner), wie die Römer sie nannten, oder wie sie später hießen, die Deutschen. Welches ihre ursprünglichen Wohnsitze gewesen, und wann sie in dieses Land eingewandert, darüber weiß niemand etwas Bestimmtes anzugeben. Zwar wollten Einige in Sprache und Sitten eine auffallende Aehnlichkeit zwischen Deutschen und Persern finden; allein hier hätten wir nur die äußersten Enden einer großen genealogischen Linie, deren Mittelglieder so bald nicht ausfindig gemacht werden dürften.

II. Das alte Deutschland war ein rauhes und unwirthbares Land, voll ungeheurer Waldungen, Sümpfe und öder Strecken. Der große hercynische Wald zog sich von den Alpen 60 Tagereisen weit hindurch. Der Boden war wenig bearbeitet. An Getreide konnte man nur Gerste und Haber bauen. Die Weiden aber waren grasreich und schön, und das Rindvieh so wie die Pferde, wenn gleich klein und unansehnlich, doch von sehr guter Art. Edle Obstbäume konnten nicht wohl gedeihen; es wuchsen nur einige Arten wilder Beeren. Darum hielten es die Römer für unmöglich, daß jemand Italien verlassen könne, um in Deutschland zu wohnen. Unsere Vorfahren aber liebten dieses Land über alles, weil sie als freie Männer darin geboren waren, und weil des Landes Beschaffenheit ihre Freyheit schützen half. Die Wälder und Sümpfe schreckten den Feind, die raue Luft, so wie die Jagd der wilden Thiere stärkten die Körper der Männer, und bey einfacher, natürlicher Kost wuchsen sie zu so hohen Gestalten und solcher Kraft empor, daß die andern Völker sie staunend bewunderten. Ihre Höhe war drey, vier Zoll über sechs Fuß, ihre Brust breit und stark, ihre Haare gelb und lang:

herabhängend, ihre Augen blau, ihr Blick durchbringend und kühn. Zur Kriegsarbeit waren sie unermüdet, für sitzende Gewerbe aber unlustig. Sie litten geduldiger Hunger, als Durst; geduldiger die Kälte, als die Hitze des Tages. — Städte liebten und bauten sie nicht; sie verglichen sie den Gefängnissen. Nicht einmal zusammenhängende Dörfer legten sie gerne an. So groß war ihre Lust und Liebe zu uneingeschränkter Freyheit. Die Hütte lag meistens in Mitte der Feldmark, die zu ihr gehörte, und mit einem Gehege umschlossen war; und eine Anzahl solcher Höfe zusammen bildete eine Mark oder einen Gau. Ja, sehr oft wählten sie ihre Sitze nicht sowohl nach der Bequemlichkeit und dem Nutzen, als nach ihrer Liebe zur freyen und schönen Natur. Wo ein Hain, wo eine Quelle sie lockte, sagt ein römischer Geschichtschreiber, da bauten sie sich an; auf der Höhe des Berges, am steilen Abhange des Felsen, neben dem rauschenden Bergstrome und im Dunkel des waldigten Thales schlugen sie am liebsten ihre Wohnung auf.

III. Der Deutschen Lieblingsbeschäftigung war nebst dem Kriege die Jagd, und sie war selbst ein Krieg; denn die Wälder bargen, außer dem noch jetzt gewöhnlichen Wilde, auch Wölfe, Bären, Auerochsen, Elenthiere und viele Arten der großen Raubvögel. Der Ackerbau und die häusliche Arbeit ward den Weibern und Knechten überlassen. Denn es schien ihnen feige, durch Schweiß zu erwerben, was man mit Blut gewinnen konnte. So ist es bey rohen Völkern häufig; aber daneben ist bey keinem die edle Naturanlage, die Zucht und Ordnung, die Keuschheit, die Treue, die bey den Deutschen war. Dort lächelte niemand, wie der Römer sagt, über Paster; und verführen oder sich verführen lassen, hieß nicht vornehmer Ton. Kein Volk ehrte ferner die Rechte der Gastfreundschaft höher, als die Deutschen. Einen Fremden, wer er auch sey, von seinem Hause zurückzuweisen, wäre sehr schimpflich gewesen. Ein jeder nahm ihn an seinem Tische auf nach seinem

Vermögen; war sein Vorrath aufgezehrt, so wurde der, welcher noch eben sein Wirth gewesen, der Wegweiser und Begleiter des Gastfreundes, und ungeladen traten beyde in das nächste beste Haus, wo sie gleich freundlich empfangen wurden. — Bey ihren Gastmählern berathschlagten sie zugleich über die Versöhnung zwischen Feinden, über Bündnisse und Freundschaften, über die Wahl der Fürsten, ja über Krieg und Frieden; hier, in der fröhlichen Ausgelassenheit des Mahles, öffneten sie die Geheimnisse der Brust. Aber am folgenden Tage wurde das, was so an das Licht gekommen war, in endliche Berathung genommen. Sie rathschlagten also, wenn sie sich nicht verstellen konnten, und faßten den Beschluß, wenn sie nicht irren konnten. — Das Würfelspiel trieben sie nüchtern, als ein ernstes Werk, und mit solcher Begier um Gewinn und Verlust, daß sie, wenn Alles verloren war, auf den letzten Wurf ihre Freyheit und sich selbst wagten. Der Verlierende ging in die freywillige Knechtschaft; wenn gleich jünger und stärker als der Gegner, ließ er sich geduldig binden und als Knecht verkaufen. Das nennen sie Vorthalten, sagt der römische Schriftsteller.

IV. Der Deutschen Gottesdienst schloß sich an die Natur an. Sie verehrten die Sonne, den Mond, die Erde, über alle aber ein höchstes Wesen, dessen Kräfte weit über die menschlichen hinausgingen. Sein allgemeiner Name war Allvater, sein besonderer bald Thor, bald Wodan (Odin). Bey einigen Völkerschaften aber waren Thor und Wodan zwey verschiedene Gottheiten; die Gemahlinn des letztern hieß Freya, so wie sein Hof, in den die kriegerischen Deutschen nach dem Tode aufgenommen zu werden hofften, Walhalla. Seinen Ursprung leitete das Volk gleichfalls von den Göttern her. Der Gott Teut oder Tuiskon (welches Wort Stärke bedeutet), hatte einen Sohn, Man, welcher der Stammvater des Volkes war; von ihm benannte dasselbe alle seine männlichen Nachkommen. — Diesen Gottheiten bauten die Deutschen keine Tempel; sondern Haine und Wälder, denen die Natur die

Säulen gebaut hatte, und deren Decke der unendliche Himmel selbst war, weiheten sie zu Orten ihres Aufenthaltes und ihrer Verehrung.

V. Das ganze Volk bestand aus Freyen und Knechten. Die Knechte aber hatten ein besseres Loos, als bey andern Völkern. Sie empfingen Haus und Hof und ein Stück Land von ihrem Herrn, und entrichteten ihm dafür eine bestimmte Abgabe an Korn oder Vieh, oder an gewebtem Zeuge, welches in jeder Haushaltung selbst verfertiget wurde. Der Waffen aber wurde der Knecht für unfähig gehalten; sie waren das Vorrecht und die Ehre der freyen Männer. Unter diesen gab es zwey Stände: edle Freye und gemeine Freye, oder Adel und Volk. Aus dem Adel wurden die Könige genommen, wo es deren gab (nicht alle Völkerschaften hatten Könige); die Anführer aber im Kriege, die Herzoge (die vor dem Heere herzogen), wählten sie nicht nach der Geburt, sondern nach ihrer Tapferkeit und Mannestugend. Ein jeder Stamm, oder mehrere zusammen, machten einen Bund und eine Eidgenossenschaft aus; und in allem, was den allgemeinen Bund anging, waren die Geseze sehr streng. Jede Treulosigkeit wurde mit dem Tode bestraft. — Jeder freye Mann hatte Antheil an der Kraft des Ganzen; denn er war ein Glied der Volksversammlung, welche in allen wichtigen Dingen die Entscheidung gab. Am Neuz und Vollmonde kam die Gemeinde zusammen, jeder mit seinen Waffen; denn diese waren das Merkmal der Freyheit, und lieber setzten sie sich der Gefahr des Mißbrauches aus, als daß Einer ohne Waffen erschienen wäre. Aber er durfte sie nicht tragen, bis er ihrer würdig befunden war; dann schmückte in der Volksversammlung selbst entweder einer der Fürsten, oder der Vater, oder ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Speer. Dieses war bey ihnen das Männerkleid, dieses der Schmuck der Jugend; vorher erschienen sie nur als Glieder des Hauses, jetzt als Glieder des Vaterlandes. — Der Gemeinde standen Priester vor; nur Gott war

der allgemein gefürchtete Herr, dem zu gehorchen kein Abbruch der Freyheit war, und unter seinem Ansehen hielten die Priester die Menge in Ordnung. Sie geböten Stillschweigen. Der König, der Herzog, die Alten, welchen lange Jahre Erfahrung gaben, die Adlichen, die von Vorfältern erblich wußten, wie ein Gau zu verwalten sey, die Tapfersten, die durch Kriegsthaten bei Allen in Achtung standen, redeten einfach, kurz, nachdrücklich, nicht im Tone des Befehls, sondern durch die Kraft der Gründe. Mißfiel der Vorschlag, so verwarfen sie ihn durch Wischen und Gemurmel; gefiel er, so schlugen sie die Waffen klirrend zusammen.

VI. Wenn eine große Gefahr dem Volke drohte, oder wenn ein großer Zug in Feindesland geschehen sollte, so wurden alle freyen Männer zu den Waffen gerufen; und das war der Heerbann. Er zog aus unter dem Panier des Nationalgottes, das die Priester vorantrugen. Die Fürsten und Ritter jedes Gaues waren auch seine Anführer im Kriege; die Genossen einer Mark und eines Geschlechtes fochten zusammen; und wenn der Zug in ein fremdes Land ging, so folgten Weiber und Kinder und Heerden und alles bewegliche Gut, so, daß der Krieg eine Wanderung wurde. Auf solche Weise war Alles vereinigt, was ihre Tapferkeit anseuern konnte: neben jedem Streiter seine nächsten Verwandten, Genossen und Freunde, und hinter der Schlachtordnung die Weiber und Kinder, deren Luruf sie hörten. Zu den Müttern und Frauen kehrten sie verwundet zurück, und diese erblaßten nicht, die Wunden zu untersuchen und zu zählen. Man liest, wie die Weiber einige schon weichende Schlachtreihen wieder hergestellt haben durch ihr standhaftes Fliehen, durch die Furcht vor ihrer Gefangenschaft, ja, indem sie selbst die Fliehenden mit den Waffen in der Hand wieder in die Schlacht zurücktrieben.

VII. Außer dem Heerbann, dem allgemeinen Aufgebot der Volksgenossenschaft, gab es noch eine, auf sechswöl-

liges Zusammentreten geschlossene Waffenfreundschaft, die man das Gefolge nannte. Kriegslustige Jünglinge sammelten sich um den bewährten, hochgeachteten Anführer, und schwuren, vereint mit ihm zu leben und zu sterben. Unter diesem Volke war ein großer Wettseifer, wer bey seinem Kriegsfürsten die erste Stelle hätte; denn das Gefolge hatte seine Stufen. Die Fürsten aber wetteiferten, welcher die meisten und besten Gefährten bey sich hätte. Nicht nur bey seinem Volke, sondern auch bey den Benachbarten war es ihm ein hoher Ruhm, wenn er durch die Zahl und Tapferkeit seines Gefolges glänzte; man rief ihn zu Hülfe, man schickte ihm Gesandtschaften, man ehrte ihn mit Geschenken; oft wehrte er bloß durch den Ruf seines Namens einen Krieg ab. Wenn es zur Schlacht kam, so war es dem Führer eine Schande, an Tapferkeit besiegt zu werden, dem Gefolge aber, es der Tapferkeit des Fürsten nicht gleich zu thun; für das ganze Leben aber war es ein Schimpf, seinen Fürsten überlebend aus der Schlacht heimgekommen zu seyn. Die Treue war so groß, daß kaum ein Beyspiel der Art gefunden wird. Den Waffenherrn beschirmen und vertheidigen, die eigenen tapfern Thaten seinem Ruhme zulegen, war die heiligste Pflicht. Die Fürsten stritten für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten. Wenn der Stamm, zu welchem sie gehörten, in langem Frieden saß, so zogen die meisten Jünglinge, mit einem solchen Waffenherrn, freywillig zu den Völkerschaften, die Krieg hatten; Ruhe war ihnen verhaßt, und unter Gefahren war Ruhm und Beute des Tapfern Lohn.

VIII. Die Waffen der alten Deutschen waren Schild und Speer, dieser mit einem schmalen und kurzen Eisen, das so scharf und zum Gebrauche geschickt war, daß sie mit derselben Waffe, wie es eben Noth that, in die Nähe oder Ferne sochten. Aus Mangel an Eisen trugen nur wenige Panzer, und kaum einer oder der andere einen Helm: selbst Schwerter waren selten, und die Schilde nur von Holz oder aus Weidenruthen zusammengeflochten. Nur ei-

nige Völkerschaften, die an der Ostsee wohnten, mögen aus Schweden Eisen geholt haben. — Ihre Pferde waren weder durch Schönheit noch durch Geschwindigkeit ausgezeichnet, aber sehr dauerhaft; und die Deutschen wußten sie so gut abzurichten, daß sie oft die vollkommen bewaffnete römische und gallische Reiterey über den Haufen warfen. Sie achteten diese gering, weil sie Sättel gebrauchten; das schien ihnen unmännlich und weichlich, und sie selbst saßen auf dem bloßen Rücken der Pferde. Doch war die Stärke der Schaaren im Fußvolk, und sie stellten die hurtigsten und kräftigsten ihrer Jünglinge, vermischt mit den Reitern, ins Vordertreffen, um den Reihen derselben Festigkeit zu geben. Die Reiter wählten sich ihre Gefährten selbst unter den Fußkämpfern, und so hatte bey ihnen in der rohen Arbeit des Krieges auch das Gemüth und die wechselseitige Liebe ihre Stimme. Diese nun hielten zusammen im Getümmel der Schlacht, und kamen einander zu Hülfe, wenn der Streit hart war. Sank einer mit schweren Wunden vom Pferde, so umstanden ihn schnell die Fußgänger, und beschützten ihn. Wenn man rasch und weit vorwärts oder zurück sollte, so war die Geschwindigkeit derer zu Fuß durch anhaltende Übung so groß, daß sie, an den Mähnen der Pferde sich haltend, diesen im schnellsten Laufe gleich kamen.

Ihre Schlachtordnungen waren meistens keilsförmig, damit sie die Reihen der Feinde schnell durchbrechen konnten. Vor der Schlacht sangen sie den Schlachtgesang oder Bardiet, welcher die Gemüther entflammete, und selbst eine Weissagung von des Treffens Ausgang war. Der Feldherr hoffte oder fürchtete, je nachdem der Gesang kräftiger oder matter ertönte. Oft hielten sie, um den Schall fürchterlicher zu machen, die hohlen Schilde vor den Mund. — Den Schild im Stiche zu lassen, war eine unauslöschliche Schande. Wer sich so beschimpft hatte, durfte weder dem Gottesdienste beywohnen, noch in der Volksversammlung erscheinen. Viele, die der Schlacht glücklich entron-

nen waren, konnten ein so trauriges Leben nicht ertragen, sondern endigten es durch freywilligen Tod. Für die beste Reiteren wurde die der Tenchterer, eines Volkes in Westphalen, gehalten. Zu Fuß aber that es kein Volk den Chatten, den jetzigen Hessen, zuvor. Sie waren mehr als alle andere an Kriegszucht und Ordnung gewöhnt, und mußten besetzte Lager aufzuschlagen; dabey waren sie besonders groß, kraftvoll und unerschrocken, und schon ihr Blick schreckte. Schlagen konnten sich alle, wie die Römer sagen; nur die Chatten wußten Krieg zu führen; und was sehr selten bey barbarischen Völkern ist, sie setzten mehr in den Feldherrn, als in das Heer. Das Glück zählten sie unter die zufälligen, die Tapferkeit unter die gewissen Dinge. Ihre Jünglinge ließen Haare und Bart lang wachsen, und trugen einen eisernen Ring, das Zeichen der Unfreyen, am Arme, bis ein erschlagener Feind ihre Mannhaftigkeit bewies; über seinem Leichnam und der Waffenbeute machten sie das Gesicht wieder frey, und rühmten sich dann erst, den Lohn für das Leben bezahlt zu haben, und des Vaterlandes und der Vorfahren würdig zu seyn.

IX. Die vielen einzelnen Völkerschaften, die Deutschland bewohnten, vereinigten sich unter drey Hauptstämme:

1) Im nordwestlichen Deutschland, zwischen der Elbe und dem Rhein, also um die Aller, Leine, Weser, Lippe, Ruhr und Ems, wohnte der Sächsishe Stamm. Mit diesem Namen können wir die dort wohnenden Völker zusammenfassen; denn sie beschäftigten sich vorzüglich mit dem Ackerbau, hatten feste Wohnsitze, und waren daher Einfassen, Sassen, während die Völker jenseits der Elbe und im südlichen Deutschland mehr eine unstäte Lebensart führten, und daher Sueven, Schweifende hießen. Die Hauptvölker Sächsischen Stammes waren: die Cherusker am Harz und an der obern Weser; die Friesen im Kalenbergischen und Hildesheimischen; die Dulgibiner im Herzogthum Westphalen; die Usipeter in der West-

terau; die Tenchterer, ihre Nachbarn; die Sigambrier zwischen der Sieg, der Lippe und dem Rheine; die Bructerer an der Ams, Lippe und Ruhr; die Marsen und Amfibarier (Emsfahrer) im Münsterischen; die Friesen an der Nordsee bis zur Ems; endlich das große und geachtete Volk der Chauken zwischen der Ems und der Elbe, die Weser umschließend.

2) Die Suevischen Völker waren schon früh in einem großen, kriegerischen Bunde vereinigt, und umgaben die Völker sächsischen Stammes vom Rheine bis an die Ostsee, so, daß sie an dem rechten Elbeufer, an der Havel, Spree und Oder, dann in der Mitte Deutschlands, in Thüringen und Franken, an der Saale, am Main, und hinauf bis an den Neckar und die Donau wohnten; die Chatten aber, die auch zum suevischen Stamme, jedoch nicht immer zum Bunde gehörten, erstreckten sich im westlichen Deutschland an der Lahn hinab bis an den Rhein. Einzelne Völkerschaften dieses Stammes sind die Longobarden an und um die lange Börde, den Landstrich an dem rechten Ufer der Elbe, neben dem Magdeburgischen; die Reudinger nördlich von den Longobarden; die Semnonen an der Oder, Havel und Spree; die Avionen, Angeln, Variner an der Küste oder in der Nähe der Ostsee; die Marfinger und Burier in den Marken; die Hermunduren in der Mitte Deutschlands, vom Thüringer Walde und dem Fichtelgebirge bis an die Donau; die Markomannen zuerst in der Nähe des Oberrheins, dann um Christi Geburt sich von den Römern weg nach Böhmen und Mähren ziehend; die Marisker in der Oberpfalz; die Quaden an der Niederdonau.

3) Die Völker des gothischen, als des dritten deutschen Hauptstammes, wohnten in Nord-Osten der Sueven, an der Oder und Weichsel, in Preußen, an der Bernsteinküste, in Schlesien und einem Theile von Polen, und außer den Goten selbst, von denen sie nachher, als ihr großer Bund gestiftet war, alle den Namen erhielten, gehörten

noch dazu die Lemovier, Rugier, Heruler, Turcilinger, Vandalen und andere.

Im Westen war der Rhein nicht die Grenze der deutschen Völker; sondern einige derselben waren schon vor Christi Geburt über den Strom gegangen, und hatten sich an seinem linken Ufer niedergelassen: die Bangionen im Elsaß; die Remeter bey Speyer; die Triböder weiter hinab, und die Ubier bey Cöln. Die Bataver, ein chattiſches Volk, hatten sich nach den Ausflüssen des Rheins gewendet; die Canineſater waren weſtliche Nachbarn der Bataver. Die Trevirer bey Trier, und die Nervier zwischen der Maas und der Schelde, waren ebenfalls deutscher Abkunft. Ueberhaupt waren die Belgier fast alle deutschen Stammes, und schon früh über den Rhein gegangen; und wenn sie sich auch mit den Galliern gemischt hatten, so waren sie doch den Deutschen an Tapferkeit und Ernst mehr gleich geblieben.

Im Süden von der Donau wohnten nicht reine deutsche Völkerschaften, sondern mit gallischen gemischte, die schon in alter Zeit dahin eingebrungen waren. Sie bewohnten die Reihe der Gebirge und Pässe von der Schweiz, Graubünden, Tyrol, Salzburg, Steyermark, Kärnthén und Krain. Diese Länder hießen in der alten Zeit: Helvetien, Rhätien, Bindelicien, Noricum und Pannonien.

Hermann's Schlacht.

(9 n. Chr.)

I. Seit den Siegen des Marius und Catulus über die Cimbern und Teutonen, und Cäsars über die Gallier und den suevischen Heerführer Ariovist, waren die kriegerischen Völkerschaften noch immer in unruhiger Bewegung, so, daß es den Römern nicht rathsam schien, die Waffen gegen sie aus der Hand zu legen.

Im Jahre 15 v. Chr. brachen die Bindelicier,

Rhätier und Noriker in Oberitalien ein, und ließen überall Spuren der Verwüstung zurück. Da sandte Augustus seine Stiefföhne (von seiner zweyten Gemahlinn Livia), Tiberius und Drusus, gegen sie; und diese schlugen die rohen Horden zurück, unterwarfen Deutschland bis an die Donau den Römern, und suchten die gemachten Eroberungen durch Anlegung von Colonialstädten — Augusta Vindelicorum (Augsburg), und Drusomagus (Memmingen) — zu decken.

II. Drey Jahre nachher begann Drusus, da er eben den Oberbefehl in Gallien führte, seine Kämpfe mit den Deutschen jenseits des Rheins. Er drang zuerst in Norddeutschland bis an die Weser und Elbe vor, und schlug die Cherusker, Tencterer und Chatten. Doch waren seine vier Feldzüge gegen die Deutschen größtentheils bloße Streifereyen ohne Folgen. Wohl möchte er endlich das Mittel gefunden haben, seine Herrschaft in Nieder-Deutschland zu befestigen, — wie er denn dazu schon einen Anfang gemacht hatte, indem er an den Mündungen der Flüsse in den Rhein und die Nordsee gegen 50 feste Schloßer (Castelle) baute, und den Rhein mit der Yffel durch einen Canal verband, — wenn er nicht im Jahre 9 v. Chr. an den Folgen eines Sturzes vom Pferde gestorben wäre. Eben so unerheblich waren die Verrichtungen seines Bruders und Nachfolgers im Commando, Tiberius, obschon er neben den Waffen noch andere schlimmere Mittel, List und Treulosigkeit, gegen die Deutschen anwendete (9 — 7 v. Chr. und 2 — 4 n. Chr. *). Indes war doch einmal so viel geschehen, daß bis über die Weser hinaus kein gerüstetes Volk mehr war, welches offen widerstand. Alles war gebeugt, die Bündnisse der Völkerschaften zerrissen, und mancher Vornehmen Sinn durch die Lockungen der Römer vergiftet. Die Wälder waren durchbrochen, Dämme

*) In den Jahren 7 v. Chr. bis 2 n. Chr. führten Xenobatus und nach ihm Vinicius das Commando am Rhein.

und Brücken durch die Sümpfe aufgeworfen; drey vollständige Legionen, die besten des römischen Heeres, hielten die Wache in den vielen Castellen und Lagern, und mitten in den hohen Eichenwäldern Deutschlands war eine römische Statthalterschaft eingerichtet, waren römische Gesetze, Gerichte und Sachwalter. Den Befehl führte jetzt, nach der Rückkehr des Tiberius, Quintilius Varus, ein Mann von schwachem Gemüthe, der für die Geschäfte des Friedens geschickter war als für den Krieg, und überdies dem Geize ergeben. Diesem schienen die Deutschen vollkommen unterworfen, weil sie ruhig waren. Zugleich suchte er die Knechtschaft unter ihnen durch jene stillwirkenden Mittel zu befestigen, welche verderblicher sind als die Gewalt des Schwertes, weil sie ein unschuldiges Ansehen haben. Er saß unter den Germanen zu Gerichte wie unter den Römern, und die römischen Sachwalter suchten statt des geraden und einfachen deutschen Herkommens die feinen und verwirrenden Künste des römischen Rechtsganges einzuführen. Und weil die gerichtlichen Verhandlungen alle in der römischen Sprache geführt wurden, so sollten sie auch das Mittel seyn, diese unter den Deutschen herrschend zu machen. Darin aber hatte sich Varus sehr verrechnet, daß er glaubte, die rohen Deutschen hätten kein Gefühl für solche Kunstgriffe und merkten sie nicht. Vielmehr sahen diese sehr scharf den Quell des Verderbens; und vor allen Dingen wurden sie mit innerm Grimm erfüllt bey dem Anblicke der Ruthen und Beile des römischen Statthalters, welche die Zeichen seines Rechtes waren, körperliche Strafen und selbst den Tod zu verhängen. Nichts war den freyen Deutschen mehr entehrend als körperliche Züchtigung, die Schande der äußersten Knechtschaft; und das Recht der Todesstrafe räumten sie nicht einmal ihren Fürsten, sondern nur der Gottheit ein, welche das Urtheil durch den Mund des Priesters aussprach. Allein ihr Grimm durfte nicht laut werden, und blieb lange in der Brust der Einzelnen verborgen, weil keiner war, der mit kühnem

Geiste die glimmenden Funken zu einer großen Flamme vereinigte. Da mußte Rom selbst den Retter deutscher Freiheit groß ziehen. Es war Hermann, den die Römer Arminius nennen, der Sohn des Cheruskerfürsten Segimer, ein Jüngling tapfern Arms und Herzens, klaren und schnellen Geistes, aus dessen Auge das Feuer seiner Seele sprach. Augustus hatte nämlich viele Söhne besiegter Stammhäupter in Rom erziehen lassen. Unter diesen war auch Hermann. Nach vollendeter Erziehung diente er in einem römischen Heere, und zeichnete sich in diesem Dienste so sehr aus, daß der Kaiser ihn mit dem römischen Bürgerrechte und der Ritterwürde beschenkte.

III. Wohl unterrichtet und geübt in allen Künsten des Krieges und Friedens kehrte nun Hermann zu seinem Volke zurück. Hier sah er die Schmach und das Verderben, welches dem Vaterlande bereitet wurde; sein Geist sann auf große Dinge. Er fand bald die gleiche Stimmung bey den Edelsten der Cherusker und der benachbarten Völker; sein flammendes Wort sachte ihren Muth noch mehr an; sie entwarfen den großen Rettungsanslag, und um diesen desto sicherer ausführen zu können, lockten sie den Varus durch absichtliche Empörungen an den Grenzen immer weiter vom Rheine ab, in die Tiefen des großen Teutoburger Waldes, welcher die Gegenden nach der Weser hin bedeckte.

Varus hätte seinem Schicksale entgehen können, wenn ihm nicht eine blinde Zuversicht den Abgrund verdeckt hätte, der sich vor seinen Füßen öffnete. Unter den Deutschen selbst war einer, der ihn warnte und noch am Tage vor dem Ausbruche der Verschwörung, da Varus eben die Fürsten bey einem Gastmahle vereinigt hatte, ihn auf das dringendste bath, den Arminius gefangen zu halten; aber ein böses Geschick hatte ihm die Augen verblendet. Er zog noch tiefer in das mit Wald bedeckte Weserland, und die Fürsten entfernten sich mit dem Versprechen, alsbald mit ihren Hülfsvölkern zu ihm zu kommen. Sie kamen. In

der Gegend zwischen dem heutigen Paderborn und Detmold trafen sie auf ihn, im dichten Walde, wo von allen Seiten Berge und enge Thäler waren. Ein starker Regen hatte den Boden schlüpfrig und alle Tritte unsicher gemacht, und der Sturmwind sauste fürchterlich in den Gipfeln der Eichen. Unter diesen Schrecknissen der Natur erschienen plötzlich, auf allen Höhen umher, die Deutschen als — Feinde, und schleuderten auf die zusammengedrängten Haufen der Römer ihre Geschosse herab. Diese in ihrer schweren Rüstung, auf schlüpfrigem Boden, und mit Waffen, die durch den anhaltenden Regen schon verdorben waren, konnten sich wenig vertheidigen. Dennoch setzten sie, unter beständigen Anfällen, ihren Zug fort, und gelangten am Abend zu einem Plage, wo ein Lager aufgeschlagen werden konnte. So ermüdet auch alle waren, boten sie dennoch die äußersten Kräfte auf, Verschanzungen zu errichten, die den Feind zurückhalten konnten, um sich wenigstens eine ruhige Nacht, vielleicht die letzte, zu verschaffen. So wurde der Tag unter Furcht und Hoffnung erwartet. Am Morgen verbrannte man alles, was an Gepäck entbehrlich war; die Soldaten wurden dadurch leichter zum Kampf, der Troß kleiner; diesen, so wie die Weiber und Kinder, deren eine große Menge bey dem Zuge war, weil man keinen Krieg erwartet hatte, nahmen sie in die Mitte, und setzten nun ihren Weg in der Richtung nach dem Rheine zu fort. Ihr Schicksal schien sich aufzubellen; sie kamen auf einen freyern Raum, wo sie ihre Reihen ordnen konnten, und die Deutschen keinen Angriff wagten. Allein, ihres Bleibens war hier nicht; sie mußten weiter, und der furchtbare Wald nahm sie wieder auf. Auch die Feinde erneuerten und verdoppelten ihre Angriffe; das Unwetter dauerte fort; die Deutschen riefen: „Sieh! das thut unser Gott, der uns heute an unsern Feinden rächen will!“ Viele der tapfern Römer erlagen von ihren immer kühnern Anfällen.

In solcher Noth erschien die Nacht zum zweyten Male, und sie suchten sich wieder zu verschanzen. Aber die mit

Siegesgeschrey anstürmenden Feinde ließen ihnen nicht Zeit. Da, als Himmel und Erde entgegen, und nirgend Rettung zu hoffen war, entfiel auch dem Tapfersten der Muth. Varus, wie er alles verloren sah, und schon mehrere Wunden empfangen hatte, stürzte sich in sein Schwert, viele der Anführer folgten seinem Beispiele; das ganze Heer wurde niedergemacht oder gefangen, und nur einzelne Wenige entkamen. So ward das schönste und tapferste unter allen römischen Heeren, mit den Hülfsvölkern an 35,000 Mann stark, vernichtet. — Es war die Stunde schwerer Rache, wie von der Muth eines hartbeleidigten, freyheitsliebenden und noch rohen Volkes an solchem Tage zu erwarten war. Viele der vornehmsten Gefangenen bluteten als Opfer den vaterländischen Göttern auf den Altären; andere, die das Leben behielten, wurden zu den niedrigsten Arbeiten gebraucht, so daß, wie die Römer selbst berichten, mehr als Ein vornehmer Mann, dem zu Hause schon der Eingang zum Senate offen stand, und der die Triumphe seiner Vorfahren zählte, als Hüter deutscher Heerden oder Wächter an deutschen Thüren sein Leben beschloß.

IV. Diesem Siege verdankt unser Vaterland, nach der Römer eigenem Geständnisse, seine Freyheit, und wir, die Enkel, daß noch ungemischtes deutsches Blut in unsern Adern strömt, und das reine deutsche Wort auf unserer Zunge ist. In Rom aber war Bestürzung und Kummer. Während die Deutschen frohlockten, die Besten diesseits des Rheins erstürmten, und das ganze Land von der römischen Art säuberten, war der Kaiser Augustus außer sich, rannte in der Betäubung mit dem Kopfe gegen die Wand, und rief beständig: „Varus! Varus! gieb mir meine Legionen wieder!“ Einige Monate lang ließ er Haare und Bart wachsen; die Wache der Stadt wurde verdoppelt, damit nicht etwa ein Aufruhr entsände; die Deutschen wurden aus Rom fortgeschafft, sogar die deutsche Leibwache über's Meer auf die Inseln gebracht. Endlich gelobte

Augustus seinem Jupiter große Feste, „wenn sein Reich in eine glücklichere Lage käme.“

V. Um den größern Unternehmungen der Germanen, die man als gewiß erwartete, zu begegnen, mußte Tiberius mit einem schnell zusammengerafften Heere an den Rhein eilen; aber zu seinem Erstaunen fand er alles ruhig. Die Deutschen wollten nicht erobern, sondern nur ihre Freyheit schützen. Tiberius hielt das wankende Gallien in Gehorsam, und ging abermals über den Rhein, doch ohne tief einzubringen; und als er nach wenigen Jahren dem Augustus in der Herrschaft Roms folgte, trug er seinem Neffen Drusus Germanicus, dem Sohne seines Bruders Drusus, den Krieg gegen die Deutschen auf. Dieser junge, feurige Held hatte das große Beyspiel seines Vaters vor der Seele, und beschloß, des Varus Niederlage zu rächen. Wirklich gelang es ihm, zweymal deutsche Völker unter Hermanns Anführung zu schlagen, ja sogar Hermanns Gemahlinn, Thysnelba, gefangen zu bekommen, welche dann in seinem Triumphe zu Rom mit aufgeführt wurde. Indes widerstanden die Deutschen dem siegreichen Feinde mit vorzüglicher Tapferkeit, und nöthigten ihn nach jedem Feldzuge, sich nach seinen Festungen am Rheine, oft mit großem Verluste, zurückzuziehen.

VI. Ueber Hermanns letzte Jahre haben wir keine Nachricht, außer daß die Römer mit wenigen Worten erzählen: er sey in den Verdacht der Herrschsucht gekommen, es sey eine Verschwörung gegen ihn entstanden, an welcher selbst seine Verwandte Theil genommen, und so sey er (21 n. Chr.) im 37sten Jahre seines Alters, und im 12ten seiner Feldhauptmannschaft ermordet worden. „Noch“ — fügt Tacitus hinzu — „wird er bey den Barbaren besungen. Den Jahrbüchern der Griechen, die nur ihre Thaten bewundern, ist er unbekannt. Auch bey uns Römern ist er nicht berühmt genug; denn wir erheben nur Altes, um das Neue unbekümmert.“

4.

Die Kaiser des ersten Jahrhunderts.

I. Vier blutgierige Tiegernaturen folgten dem Augustus in der Regierung: Tiberius (14 — 37), Caligula (37 — 41), Claudius (41 — 54) und Nero (54 — 68); alle ein Schrecken der Menschheit, aber doch, möchte man sagen, werth der nichtswürdig gewordenen Römer, die ihnen nicht etwa bloß schmeichelten, sondern sie sogar vergötterten.

Der erste unter ihnen, Tiberius, Stieffohn des Augustus, war schon im Jahre 11 n. Chr. (nachdem nicht nur die nähern Verwandten des Augustus, die des Thrones so würdig gewesen wären, sondern auch des Tiberius eigener edler Bruder, Drusus, auf nicht ganz unverdächtige Weise den Tod gefunden hatten) von diesem mit Bewilligung des Senats zum Mitregenten angenommen worden. Als er im Jahre 14 nach Campanien abging, um sich zu einem Feldzuge nach Aegypten einzuschiffen, begleitete ihn sein Stiefvater, der 76jährige Augustus, und seine Mutter Livia bis Neapolis. Hier fühlte sich der alte Mann nochmal recht heiter; er beschenkte die Landleute und Schiffer, die seine Ankunft feyerten, ergözte sich an den zu seiner Ehre angestellten Kampfspielen, und kehrte völlig gesund nach Nola zurück. Aber in dieser Stadt überfiel ihn plötzlich ein starker Durchfall, der sein sonst so frisches Leben in wenigen Tagen endigte (9. August 14). Livia, die nicht von seiner Seite ging, ließ geschwind ihren Tiberius zurückrufen, und verbreitete erst nach dessen Ankunft die Nachricht von des Imperators Verschiden. Hierauf ward ein Tribun abgeschickt, den letzten Enkel des Verstorbenen, Agrippa Posthumus, angeblich auf einen von ihm hinterlassenen Befehl, schnell zu ermorden. Sodann zog man nach Rom.

„So wie ein Fluß“ — sagt Montesquieu — „oft nur langsam und geräuschlos den Damm unterwühlt, dann aber plötzlich ihn einreißt, und unwiderstehlich über Felder

„und Biesen stürzt: also die Despotie in Rom, jenes „unter August, dieses unter Tiber.“ — Nachdem der tückische, argwöhnische, in Ränken beynahe ergraute (56-jährige) Tiberius sich zuerst vom Senat erbitten lassen, die seit vielen Jahren von ihm durch jedes Mittel gesuchte Kaiservürde zu übernehmen, und dann den Aufruhr der pannonischen und deutschen Legionen durch Vermehrung ihres Soldes und Verheißung einer frühern Entlassung aus dem Dienste gedämpft hatte; begann er seine Regierung damit, daß er die Volksversammlungen abschaffte und dadurch den Bürgern ihren Einfluß auf die Wahl der Magistrate gänzlich aufhob. Er selbst setzte nun aus eigener Macht die Consuln, und zu den übrigen Magistraturen schlug er dem Senate Candidaten vor, welche dieser nicht verwerfen durfte. Auf diese Weise gelang es ihm, alle Männer von Geist aus den öffentlichen Aemtern zu verdrängen. Um aber auch seine Person sicher zu stellen, umgab er sich mit allen Schrecken des Majestätsgesetzes *). Jeder alte Haß ward nun von ihm hervorgefucht, und Männer, die ihn vor zwanzig Jahren einmal beleidiget hatten, wurden jetzt dafür hart bestraft. Ankläger, welche heimlich berichteten, dieser oder jener habe schlecht vom Kaiser gesprochen oder dessen Bildsäule bespöttelt, wurden mit Geld und Ehrenstellen belohnt, die Angegebenen aber gefoltert, unter langsamen Qualen hingerichtet, und dann mit eisernen Haken durch die Straßen der Stadt in die Tiber geschleppt. Dieses Schicksal traf vorzüglich die reichsten und vornehmsten Personen des Staats; und Tiberius eilte mit ihrer Ausrottung so sehr, daß er oft an Einem Tage dreißig und vierzig Todesurtheile an den Senat sandte, der sie dann aus Furcht

*) Dieses Gesetz, das früher, in den Zeiten der Republik, gegen jene gerichtet war, welche die Majestät des römischen Volkes verletzten würden, war von Augustus auch auf diejenigen ausgedehnt worden, welche gegen die Person des Imperators etwas sprechen oder schreiben würden, und hieß deswegen: *Lex julia majestatis*.

vor den zehntausend Prätorianern (der kaiserlichen Leibwache) sogleich vollziehen ließ.

Unter den Todesopfern des Tiberius war seines eigenen Bruders Sohn, der edle Drusus Germanicus, der Besieger der Cheruskern und Chatten. Tiberius, auf ihn und seine Gunst bey den Römern eifersüchtig, rief ihn aus Gallien ab, und sandte ihn nach Syrien, wo er (nachdem er, einem Senatsbeschlusse zufolge, den Armeniern einen König gesetzt, und Cappadocien und Commagene zu römischen Provinzen gemacht hatte) zu Antiochien an Gift starb, das ihm, wie er selbst glaubte, von seinem Gefährten, dem syrischen Statthalter Gneius Piso, beygebracht worden (19).

Im Jahre 21 begab sich Tiberius, theils damit sein Sohn Drusus, der mit Erfolg gegen die Deutschen gekämpft hatte, und für dieses Jahr zum Consul ernannt worden war, die Ehre hätte, das Consulat allein zu verwalteten, theils um die Römer nach und nach an seine völlige Abwesenheit zu gewöhnen, auf eine geraume Zeit nach Campanien, und überließ während seiner Entfernung die Ausübung seiner Macht dem Ritter und Befehlshaber der Leibwache (Praefectus praetorio) Aelius Sejanus. Dieser wußte nicht bloß die Macht seiner Stelle immer mehr und mehr zu erweitern, sondern zog auch die in der Stadt zerstreut liegenden Garden in Casernen (castra praetoriana) zusammen, um sich ihrer desto bestimmter zu versichern. Endlich beredete er den Kaiser, daß dieser (26) Rom für immer verließ und sich auf die Insel Caprea zurückzog, wohin keinem Menschen ohne besondere Erlaubniß der Zutritt verstattet wurde. Hier überließ sich Tiberius den schändlichsten Lustern, und nahm an den Staatsgeschäften nur so vielen Antheil, als ihn Sejan nehmen ließ, der sich auf dieser Reise vollends in seiner Gunst befestigte, da er ihm einmal das Leben mit Gefahr seines eignen rettete. Doch je mehr die Macht des Günstlings zunahm, desto mehr brütete in seiner Seele der Verrath und das

Verlangen, den Thron selbst zu besteigen. Der einzige Sohn des Kaisers starb am Gifte, das ihm seine eigene Gemahlinn Livilla, von Sejan dazu verführt, beygebracht hatte. Die von Drusus Germanicus hinterlassene Wittwe Agrippina (Enkelinn des Augustus), und ihr ältester Sohn, Nero, wurden verwiesen, ihr zweyter Sohn Drusus aber für einen Feind des Staates erklärt und in enge Verwahr gebracht. Da gab endlich die bejahrte Mutter des Germanicus dem Kaiser Aufschluß über seinen Liebling, und Tiberius beschloß seinen Tod. Macro ward zum Obersten der Garde ernannt und nach Rom geschickt, wo er dem Senat ein Privatschreiben des Kaisers überreichte. Sogleich spricht der Senat das Todesurtheil über den gefürchteten und gehaßten Sejan, und nach seiner Hinrichtung ist sein Leichnam noch drey Tage lang ein Gegenstand der Rache des erbitterten Volkes. Tiberius aber wurde nun noch grausamer; und seine ganze übrige Regierung enthält fast nichts, als Beweise seiner Unmenschlichkeit. Der Tod selbst war bey ihm eine Gnade. Deswegen ließ er die unglücklichen Schlachtopfer oft vor der Hinrichtung auf's ärgste martern, oder nach langem Gefängnisse zuletzt verhungern. Dieses letztere Loos ward auch der Agrippina mit ihren beyden Söhnen zu Theil.

Tiberius, obgleich von Ausschweifungen erschöpft, und von Gewissensqualen abgeängstigt, erreichte dennoch ein Alter von 78 Jahren. Alles wartete sehnlich auf das Ende seines Lebens. Als ihn daher einmal eine Ohnmacht befiel, die man für seinen Tod ansah, war überall große Freude. Aber er erwachte wieder. Da bedeckte ihn Macro, um ihn zu erwärmen, mit Kissen, und erstickte ihn (16. März 37).

II. Ihm folgte unter den größten Erwartungen der 25jährige Sohn des allgeliebten Germanicus, Caius Caesar, von den kleinen Soldatenstiefelchen (caligae), mit denen er schon als Knabe im Lager herumgesprungen war, zugenannt Caligula (Stiefelchen). Aber nach acht-

monatlicher Täuschung durch verstellte Güte, erblickte man in ihm ein Ungeheuer ohne Gleichen, das alle, selbst widerstreitende Laster vereinigte, und bey welchem bloß zweifelhaft war, ob Grausamkeit oder Verworfenheit oder Unsinn vorherrsche. Sich selbst ließ er als Gott verehren, und sein Lieblingssperd Incitatus ernannte er nebst andern zum Priester seiner Gottheit, und dachte ihm die consularische Würde zu. „Er kannte“ — sagt Johann von Müller — „nur die Tyranney, wußte nur, daß er alles vermochte, und beging die tollsten Ausschweifungen, wie um zu versuchen, was alles die Menschen sich gefallen lassen.“ Erst nach fast 4 Jahren erhob sich gegen ihn der Garde-Officier Cassius Cherea sammt einigen Mitverschwornen, und tödtete ihn (24. Jan. 41).

III. Der Senat war nun Willens, die alte republikanische Freiheit wieder herzustellen, und den Namen der Cäsarn zu vernichten. Allein die mächtigen Prätorianer wünschten sich einen Kaiser, der sie auch kaiserlich bezahlte, und wählten in der Geschwindigkeit den alten blödsinnigen Oheim des Caligula, Tiberius Claudius Cäsar, den sie erst von den Tapeten hervorziehen mußten, hinter welche er sich aus Furcht vor dem großen Lärmen der Verschwornen versteckt hatte. Verwundert, sich als Imperator begrüßen zu hören, versprach der alte Mann in der ersten Freude jedem Prätorianer ein Geschenk von 20,000 Sesterzien; und so trugen sie ihn auf ihren Schultern durch die Casernen, und auf das Forum. Claudius war also der erste durch die Garden auf den Thron erhobene Kaiser. In seiner Regierung war er das unwürdige Spiel seiner Weiber und Freigelassenen. Der Name seiner ersten Gemahlinn Messaline ist als Bezeichnung der größten weiblichen Frechheit sprichwörtlich geworden; aber ihre Nachfolgerinn Agrippina that durch ihre Herrschsucht dem Ganzen noch weit größern Schaden. Sie zwang den alten Mann, ihren Sohn erster Ehe, Domitius Nero, zu adoptiren (50), und ihn mit seiner Tochter Octavia zu

verheirathen. Weil aber Claudius seinen eigenen Sohn Britannicus immer mehr vorzuziehen strebte, so setzte ihm die zärtliche Gemahlinn ein Gerücht vergifteter Pilze vor (13. Oct. 54), und verschaffte ihrem geliebten Nero durch Erkaufung der Gardon die Nachfolge.

IV. Nero war ein Jüngling von siebzehn Jahren, als er von den Prätorianern zum Beherrscher des ungeheuern römischen Reiches ausgerufen, und von den Legionen als solcher anerkannt ward. In den ersten Jahren seiner Regierung hatte er noch mit der jugendlichen Schüchternheit zu kämpfen, die sich an so viel Größe nicht gewöhnen konnte. Auch lenkten zwey würdige Erzieher, unter ihnen der berühmte Seneca, damals noch alle seine Handlungen und Aussprüche. Daher erhob das wieder auflebende Volk den edeln, menschlich fühlenden, wohlthätigen Jüngling bis in den Himmel; Anekdoten von seiner Milde und Bescheidenheit wurden in den ersten Tagen freudig umhergetragen; gesuchte Sentenzen, die er wie verloren hinwarf, wurden mit Bewunderung zu Papier gebracht *). Aber bald fand er dieß studirte Betragen lästig, und endlich ganz überflüssig. Schmeichler bemächtigten sich seiner und verführten ihn zu allen ersinnlichen Ausschweifungen. An Regierungsgeschäfte dachte er bald nicht mehr; und doch war es ihm verhaßt, seine herrschsüchtige Mutter sich darein mischen zu sehen. Ueberall stand seine Mutter ihm im Wege; alle Würden wollte sie vertheilen, tausendmal hielt sie es ihm vor, daß sie ihn zu der seinigen erhoben habe, und täglich mußte er von ihr Vorwürfe über seine Lebensart hören. Oft sogar drohte sie ihm in ihrer Hitze mit Britannicus, der in der That der Liebling des Volkes und ein Jüngling von herrlichen Talenten war. Nero, fürchtam von Natur, und von seinen frechen Günstlingen im

*) „Ich bin zu jung!“ sagte er, da ihn der Senat Vater des Vaterlandes nennen wollte. „Ich wünschte, daß ich nicht schreiben könnte!“ sprach er, als er das erste Todesurtheil unterschreiben sollte.

jeder aufkeimenden lasterhaften Neigung bestärkt, reichte seinem braven Stiefbruder selbst bey der Tafel einen so stark vergifteten Becher Weins, daß derselbe gleich nach dem Trunke zu Boden sank (54). Nun, ganz von Freygelassenen und andern niedrigen Geschöpfen regiert, entfernte er seine weisen Erzieher ganz von sich: und als er gar die Bekanntschaft der Poppäa Sabina, einer schönen aber herrschsüchtigen Frau machte, die ihn ganz umstrickte, ließ er sich zu allen Schandthaten leicht bewegen. Poppäa konnte die Anmaßungen Agrippina's nicht ertragen, und berebete den Nero, seine eigene Mutter umbringen zu lassen. Ein boshafter Günstling gab den Rath, sie bey einer Lustfahrt auf dem Meere zu ersäufen, so, daß ihr Tod ein Zufall scheinen müßte. Der Anschlag mißlang; und um der Rache zuvorzukommen, mußte ein Trupp wilder Ruderknechte die unglückliche Frau mit Knütteln todt schlagen (58). — Aber Poppäa wollte auch Kaiserinn seyn; und Nero hatte schon eine Gemahlinn, die tugendhafte, an allen seinen Lastern unschuldige Octavia. Doch ein Muttermörder mußte ja wohl zu allem zu bewegen seyn. Octavia ward verstoßen, verwiesen, ermordet, und Poppäa Kaiserinn.

Die Rache des Gewissens blieb nach so ungeheuren Verbrechen nicht aus. Den Mörder zu zerstreuen, war jetzt das Studium aller seiner Günstlinge. Ein Taumel von Ausschweifungen sollte die Furien von seinem Lager verscheuchen. Man faßte ihn bey seiner Eitelkeit, sich für einen guten Sänger und Schauspieler zu halten, und rieth ihm, tragische Rollen einzustudiren, und sich im Singen und Declamiren zu üben. Zwar schämte er sich anfangs dieser Beschäftigung noch vor ehrbaren Leuten; zuletzt aber bewogen ihn sogar seine Schmeichler, auf öffentlichem Theater vor dem Volke singend und tanzend aufzutreten. — Doch nahm seine Gewissensangst immer mehr zu, und mit ihr seine Raserey. Er wollte etwas außerordentliches thun, und ganz Rom umschaffen. Plötzlich standen alle Quartiere dieser ungeheuren Stadt in Flammen, und brannten sieben

Tage lang (vom 18. bis 24. July 64). Auf welche Personen die Schuld von diesem Brande geschoben, und wie dieselben auf die grausamste Weise hingerichtet wurden, ist bereits oben, in der Geschichte des Christenthums, erzählt worden. — Der Kaiser beschäftigte sich nun vorzüglich mit dem Bau der ganzen Stadt, wodurch alle seine Cassen erschöpft wurden. Ein eigenes Quartier nahmen allein die Gebäude, Gärten, Bildbahnen, Bäder und Seen ein, die den kaiserlichen Palast ausmachten; und sein Wohnsitz, das goldene Haus genannt, übertraf an Pracht alles, was vor ihm in Gold, Marmor, Perlen, Edelsteinen und köstlichen Holzarten vergeudet worden war. Italien und Griechenland wurden ausgeplündert zu diesen unerhörten Verschwendungen, die reichsten Familien wurden ermordet um ihres Geldes willen, und seine Agenten sandte er gewöhnlich mit den Worten zur Eintreibung der neuen Steuern aus: „Ihr wißt, was ich brauche; setzet, daß niemand etwas übrig behalte!“

Während Nero seine Thorheiten und Grausamkeiten in sicherer Ruhe verübte, entspann sich gegen ihn eine Verschwörung, worin fast der ganze römische Adel verwickelt war (65); doch das Vorhaben ward verrathen, und die Verschwornen kamen sämmtlich um's Leben *).

In Rom herrschte über die Rettung des Kaisers dem Anscheine nach eine allgemeine Freude, welche selbst die Verwandten der Hingerichteten durch Opfer, durch Lorbeerkränze, womit sie ihre Häuser schmückten, und durch Schmei-

*) Unter den Angegebenen war auch Seneca, und darüber freute sich Nero am meisten. Er hatte schon ehemals vergebens gesucht, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen; jetzt konnte er mit besserem Erfolge das Schwert gebrauchen. Zwar hatte die Aussage gegen ihn gar nichts zu bedeuten; und auch diese war er, da ihn Nero deshalb befragen ließ, nicht geständig. Dessen ungeachtet ward ihm der Tod angedroht. Seine Gemahlin Paulina, die er jählich liebte, wollte mit ihm sterben, worin er nur aus Furcht vor dem Willkür, was sie etwa nach seinem Tode würde leiden müssen. Beide ließen sich also zugleich die Adern am Arme öffnen. Bei ihm, dessen Körper durch hohes

Heleyen gegen Nero bezeugten. Dieser aber glaubte nun nach überstandener Gefahr nichts weiter mehr fürchten zu dürfen; er überließ sich also seiner Tyranney, wie seinen unanständigen Belustigungen, ohne Ziel und Maß. Während das hungrige Volk durch monatliche Kornspendung und durch Spiele ruhig erhalten wurde, machte Nero, der immer neue Zerkreüung suchte, eine Reise nach Griechenland, um in Olympia als Sängler und Wagenlenker in den Wettspielen aufzutreten. Die muthwilligen Griechen bellatschten ihn mit verbissenem Lächeln, und erkannten ihm alle Preise zu, ungeachtet er im Wagenrennen umgeworfen hatte. Dafür wurden sie denn mit Geld und vielen Freyheiten beschenkt.

Bei seiner Rückkehr nach Rom wurden die alten Schwelgereyen, Thorheiten und Grausamkeiten wieder fortgesetzt. Vierzehn Jahre lang ertrugen die Römer diesen Oberherrn; aber länger hielt sich ihre Geduld nicht mehr. Die Heere in Gallien und Spanien empörten sich zuerst, riefen ihre Feldherrn zu Imperatoren aus, und marschirten auf Rom zu. Der größte Haufe entschied sich für Galba, den Anführer der spanischen Legionen. Der Schrecken ging vor ihm her. Ein Aufruhr in der Stadt zwingt den Nero, zu fliehen. Da huldigt der Senat dem Galba, und erklärt den Nero für einen Feind des Vaterlandes, der, wenn man ihn fände, nach der Sitte der Vorfahren, hingerichtet werden sollte. Von allen seinen Freunden verlassen, fand Nero jetzt nur noch einen einzigen Getreuen, den Frey-

Alter und strenge Mäßigkeit sehr geschwächt war, floß das Blut sehr langsam, so, daß er sich noch mehr Adern öffnen ließ, und viele Schmerzen ausstand. Indes kam vom Nero, welcher befürchtete, der Pausina Tod möchte ihn noch verhafter machen, der Befehl, sie, wenn es noch möglich wäre, bey'm Leben zu erhalten. Dieß geschah auch; aber der zu große Blutverlust ward nie wieder so ersetzt, daß sie nicht gektiebens außerordentlich blaß geblieben wäre. Seneca, der noch nicht ersterben konnte, nahm Gift, das er in Verleitschaft hatte; und als auch dieses, so wie ein warmes Bad, nicht wirkte, wurde er in eine heiße Badstube gebracht, deren Dampf ihn vollends ersätkte.

gelassenen Phäon, der ihm sein Landgut anbot. Dahin ritten sie in einer fürchterlichen Nacht. Der Beherrscher der Erde hatte sich in einen schlechten Mantel verhüllt, und hielt sich ein Tuch vor das Gesicht. Häufige Blitze machten sein abgejagtes Pferd scheu. Unterwegs begegneten ihnen verschiedene Reisende, die fragten: „Nichts Neues vom Nero?“ oder: „Ihr sehet gewiß auch dem Nero nach?“ So geängstigt, erreichte er halb todt das Landgut; aber die Nachseher waren ihm schon auf der Spur. Er verbarg sich zitternd hinter altes Gemäuer, ein wenig trockenes Brod und faules Wasser war sein Labsal diesen Tag. Mehr als einmal versuchte er, unter unsäglichem Heulen und Schluchzen, sich selbst zu ermorden; aber er hatte den Muth nicht dazu. Da sprengten auf einmal die Reiter heran. Laut schreierend ergriff er den Dolch, ein Freigelassener half ihm denselben in die Kehle stoßen. Die Reiter, die ihn gern lebendig ergreifen wollten, traten ein, als er sich fast verblutet hatte. Er war erst im 32sten Jahre, als er starb (11. Juny 68). — Unter seiner Regierung war Britannien von dem Proconsul Suetonius Paulinus zur römischen Provinz gemacht worden.

V. Cäsars und Augustus Geschlecht war nun ausgestorben, und da durchaus kein Gesetz die Ordnung der Thronfolge bestimmte, so wurden von jezt an die Kaiser größtentheils von den Soldaten gewählt. Schreckliche Folgen dieser Soldatenwahlen waren, daß oft zwey Imperatoren mit ihren Heeren gegeneinander zogen, selten einer eines natürlichen Todes starb, und immer einer den andern mit Waffengewalt überwältigte.

So gieng es schon dem Galba. Nach einer halbjährigen Regierung ward er von dem lusitanischen Legaten Otho verdrängt, und bald darauf auch von den Soldaten ermordet (15. Jan. 69); und Otho besaß das Kaiserthum kaum 3 Monate, als schon ein anderes Heer aus Niederdeutschland gegen ihn zog, seinen Feldherrn Vitellius zum Kaiser ausrief, und den Otho zu einer blutigen

Schlacht zwang, nach deren Verlust der letztere sich selbst erstach (16. April 69). Auch Vitellius (er ist merkwürdig als der größte Viefkraß, der je auf einem Throne gesessen) erlebte das Ende des Jahres nicht, in welchem ihn seine Truppen zum Kaiser ausgerufen hatten. Er wurde von dem tapfern Feldherrn Vespasianus, der eben siegreich aus Judäa zurückkam, und den seine syrischen Legionen wider seinen Willen zum Imperator ausriefen, verdrängt; und da seine viehische Schwelgerey und die Lügellofigkeit seiner Truppen ihn allgemein verhaßt gemacht hatten, so verfolgte der ausgelassene Pöbel in seiner wilden Raserey den Fliehenden so wüthend, daß er noch in der Stadt eingeholt, in Stücke zerhauen, und an eisernen Haken in die Lifer geschleift wurde (20. Dec. 69).

VI. Endlich war das Ruder nun einmal in Hände gekommen, die stark genug waren es zu fassen und zu lenzen. Vespasian, schon ein 59jähriger Mann, hatte sich bisher als einen klugen und tapfern Feldherrn in Britannien und Asien bewährt; und jetzt als Kaiser war er ernstlich darauf bedacht, die Verfassung des Reichs wieder zu besessigen. Um den ganz erschöpften Schatz wieder zu füllen, entzog er sich selbst manche häusliche Bequemlichkeit, zog die von Nero freygegebenen Provinzen wieder ein, und stellte die alten Bölle wieder her. Er baute das Capitolum und einen großen Theil der seit Nero noch in Asche liegenden Bürgerhäuser wieder auf, und fügte noch einen schönen Friedentempel und das berühmte Colosseum (il coliseo) hinzu, ein ungeheures Amphitheater, das 87,000 Menschen faßte, und wovon noch jetzt große Ruinen zu sehen sind. Ferner stellte er die Kriegszucht wieder her, stiftete eine öffentliche Bibliothek, wo die Gelehrten Romß sich versammeln und ihre Schriften aufbewahren sollten, und setzte zuerst anständige Besoldungen für Lehrer und für arme Senatoren aus. So streng er war, so sehr enthielt er sich doch der Härte und Grausamkeit; ja, um auch nicht einen Schein von Despotismus bezubehalten, schaffte

er sogar die Majestätsgerichte ab, die unter seinen Vorgängern so manchem wackern Manne wegen eines nicht leise genug gesprochenen Wortes das Leben gekostet hatten. Seine Feldherrn bekämpften mit Glück die empörten Bataver, unterjochten ganz England, und umschifften auch Schottland. Sein eigener Sohn Titus zerstörte Jerusalem. Vespasian starb, ein 70jähriger Greis (24. Juny 79), und hinterließ das Reich eben diesem Titus, der damals im vierzigsten Jahre stand.

VII. Unendlich mehr, als man erwartet hatte, offenbarte sich jetzt das edle Gemüth des neuen Kaisers. So viele Güte hatte man noch nie auf einem Throne gesehen. Er pflegte die Tage verloren zu nennen, an denen er keinem eine Wohlthat erwiesen hatte, und oft hörte man ihn sagen: von eines Kaisers Throne müsse niemand traurig hinweggehen. Nicht nur, daß er die Angeber freyer Meinungen nicht anhörte, er bestrafte sie sogar und verwies sie in's Exil. Begnadigen war sein Vergnügen: er verzieh eine gegen ihn gestiftete Verschwörung. Das Volk erkannte das so dankbar, daß es ihn „die Liebe und Lust des menschlichen Geschlechtes“ nannte. — Wirklich schien sich aber auch alles Unglück in die kurze Periode seiner Regierung zusammenzudrängen. Ein ungeheures Erdbeben, verbunden mit fürchterlichen Ausbrüchen des Vesuv, verwüstete ganze Campanien, und versenkte die zwey Städte Herculaneum und Pompeji in die Tiefe der Erde (23. Aug. 79). Eine verheerende Pest richtete unzählige Familien zu Grunde, und eine schreckliche Feuersbrunst legte die schönsten Gebäude Roms in Asche. Der menschensfreundliche Kaiser half überall mit seinem ganzen Vermögen; ja er wollte lieber seine Kostbarkeiten verkaufen, als dem Lande deßhalb eine neue Steuer auslegen. — Auch durch ein herrliches Werk der Baukunst stiftete sich Titus ein zum Theil noch vorhandenes Denkmal. Es war eine Reihe trefflicher Gebäude, die Bäder oder Thermen des Titus genannt. Bey der Einweihung derselben zog

er sich ein hitziges Fieber zu, an welchem er starb (13. Sept. 81).

VIII. Sein ihm ganz unähnlicher Bruder Domitian bestieg den Thron. Er war ein vollendeter Despot, und grausam wie Nero. Er stützte seine Herrschaft auf das Kriegsvolk, das er um ein Viertel höher besoldete, und deckte die Ausgabe durch Herstellung der Majestätsgerichte. Unter seiner Regierung erlitt das römische Reich von außen den heftigsten Stoß; die Einfälle der slavischen Völker aus dem heutigen Ungarn und Böhmen liefen nämlich so unglücklich ab, daß Domitian den Frieden mit den Daciern schimpflich erkaufen mußte (90). Er erklärte sich, gleich Caligula, als Sohn der Minerva für einen Gott, so wie auch seine Befehle mit den Worten begannen: „Unser Herr und Gott befiehlt.“ Sein Blutdurst stieg immer höher, und täglich brachte er demselben neue Opfer. Auch die Christen, die sich jetzt im römischen Reiche vermehrten, entgingen seinen Verfolgungen nicht; so wie er überhaupt den Hinrichtungen der Verurtheilten mit unempfindlicher Gleichgültigkeit zuzusehen pflegte. Sein Despotismus ward endlich durch sich selbst bestraft. Ein Kind, mit dem er bisweilen spielte, zog zufällig unter seinem Kopfkissen einen Zettel hervor, und brachte ihn der Kaiserin. Es war eine Liste von Personen, die er zum Tode bestimmt hatte, und auf welchem, neben dem Obersten der Garde, ihr eigener Name stand. Man kam ihm aber zuvor, und Domitian ward (im 45ten Jahre seines Lebens und im 15ten seiner Regierung) in seinem Zimmer erdrosselt (18. Sept. 96).

IX. Sein Nachfolger, der bejahrte Nerva, regierte mit menschenfreundlichem Sinne, starb aber schon nach zwey Jahren (27. Jän. 98), nachdem er im vorhergehenden Jahre den Spanier Trajan adoptirt und zum Cäsar ernannt hatte.

5.

Die Kaiser des zweyten Jahrhunderts.

I. Mit Marcus Ulpius Trajanus ging eine neue

Morgenröthe dem römischen Reiche auf. Eine Menge rühmlicher Verordnungen schmückten seine zwanzigjährige Regierung (98—117), die ihm die allgemeine Liebe des Volkes und den Beynamen des Besten erwarb. In einigen glücklichen Feldzügen erweiterte er das ungeheure Gebiet des römischen Reiches noch mehr, indem er die Dacier in Ungarn und die Parther in Asien bezwang, das Land der erstern (etwa die heutige Moldau, Wallachey und Siebenbürgen) zur römischen Provinz machte (106), und in Asien weiter vordrang, als je ein römisches Heer vor ihm gekommen war. Er setzte über den Euphrat, durchzog Assyrien und Babylonien, eroberte Ctesiphon, die Hauptstadt des parthischen Reiches, und machte zuletzt einen alexandrischen Paradezug auf dem Tigris in den persischen Meerbusen (114—116). Alle dortige Völkerschaften huldigten dem fernher kommenden Sieger, und Armenien, Syrien und Mesopotamien wurden zu römischen Provinzen gemacht. — In Rom verewigte er seinen Namen durch herrliche Werke der Baukunst; von denen uns jedoch nur eine einzige 118 Fuß hohe, inwendig mit 192 marmornen Stufen versehene Säule übrig ist, die ehemals Trajans Standbild trug. — Wenige Herrscher haben so bis ins Kleinste regiert, wie Trajan; und doch schaffte er die Majestätsgerichte ab, und gab den Comitien die Wahlen, dem Senate die völlige Stimmfreyheit, den Magistraten ihr Ansehen wieder. Die noch halb wilden nördlichen Provinzen machte er durch Heerstraßen und Brücken zugänglicher; auch legte er Erziehungsanstalten für arme Kinder an. Seine noch übrigen Geschäftsbriefe an den jüngern Plinius, seinen Statthalter in Bythynien (seit 110), kann man nicht ohne Achtung lesen. Er starb vom Schlage getroffen im 62. Jahre seines Alters, den 11. August 117. Zweyhundert Jahre hindurch rief der Senat seinen Nachfolgern zu: „Herrsche glücklicher als August und besser als Trajan!“

II. Ihm folgte, von den asiatischen Legionen zuerst ausgerufen, sein Wetter, Publius Aelius Hadrianus

Wiedemanns mittl. Geschichte, I. Bd.

G

(117 — 138). Er war bey weitem nicht so frey von kleinlichen Eigenheiten, wie Trajan, aber friedlicher als dieser, und gleich eifersüchtig auf den Ruhm, ein selbstthätiger Regent zu seyn. Er gab die von seinem Vorgänger eroberten asiatischen Provinzen wieder auf, und verglich sich mit den Parthern. Dacien behielt er, wiewohl ungern, um die dort gestiftete römische Colonie nicht aufzuopfern. Zehn Jahre hindurch bereiste er seine sämmtlichen Staaten in allen drey Welttheilen, und zwar meist zu Fuße und mit bloßem Kopfe. — Da er keine Kinder hatte, so adoptirte er zuerst (136) den Lucius Aurelius Verus, aus einer vornehmen römischen Familie, der seit dieser Zeit Aelius Verus hieß. Als aber dieser (138) ein Opfer seiner Ausschweifungen ward, adoptirte er den Titus Aurelius Antoninus (nunmehr Titus Aelius Adrianus Antoninus Pius), doch mit der Bedingung, daß dieser wieder den Marcus Aurelius Antoninus und den Lucius Verus, Sohn des verstorbenen Aelius Verus, adoptiren mußte. Eine schmerzhaftes Krankheit machte ihn kurz vor seinem Tode mürrisch und grausam. Er starb im 63sten Jahre seines Lebens (10. July 138).

III. Antoninus Pius — so wird Hadrians Nachfolger der Kürze halber gemeinlich genannt, — war vielleicht der edelste unter den heidnischen Regenten. Seine (beynahe 23jährige) Regierung zeichnet sich durch den seltenen Vorzug aus, daß sie der Geschichte wenig Stoff darbietet. Die Ordnung in der innern Organisation des Ganzen, welche Hadrians Werk gewesen war, dauerte fort; die Finanzen wurden gut verwaltet; die Provinzen blühten zu neuem Wohlstande auf; die Staatsbeamten, deren Brauchbarkeit erprobt war, ließ er Jahre lang in ihren Stellen. Er besoldete die öffentlichen Lehrer, und verschönerte durch Werke der Baukunst Rom und die Provinzen. Jeder seiner Unterthanen hatte freyen Zutritt zu ihm; selbst seine Feinde gewann er durch Großmuth. Er führte keine auswärtigen Kriege; wohl aber wählten ihn die fremden

Völker zu ihrem Schiedsrichter, und Gesandtschaften von Indien, Bactrien und Hyrcanien brachten ihm ihre Huldigung. Einzelne Unruhen in Britannien und Aegypten wurden bald gestillt, und die Deutschen an den Grenzen des Reichs von Angriffen auf dasselbe zurückgehalten, so wie die vom Don her sich nähernden Alanen zurückgeschlagen. Er starb, 73 Jahre alt, den 7. März 162.

IV. Marcus Aurelius Antoninus zierte hiernächst die folgenden 19 Jahre (161—180) den Thron*). Seine männliche Besonnenheit allein konnte die vielen Unglücksfälle unschädlich machen, die in diesen 19 Jahren das Reich bestürmten. Seuchen, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Einbrüche der Barbaren, besonders der Markomannen und ihrer Verbündeten (die ersten Symptome der entstehenden Völkerverwanderung), drohten dem Staate den Untergang. Marc Aurel besiegte die Feinde, und um den Verunglückten aufzuhelfen, erließ er ihnen nicht nur die Abgaben, sondern verkaufte sogar die Geräthschaften seines Palastes. Wir haben von ihm noch „Betrachtungen über sich selbst,“ in griechischer Sprache, welche die schönsten sittlichen Grundsätze im Geiste der Stoischen Schule enthalten, und ihm einen Platz unter den „Weisen auf dem Throne“ erworben haben. Leider hinderte ihn sein Stoicismus nicht, die Christen zu verfolgen. Er starb den 17. März 180, alt 59 Jahre.

V. Ganz anderer Natur war sein Sohn und Nachfolger Commodus, ein Unmensch, der 12 Jahre lang den Nero spielte, seines Vaters weise Rätze entfernte, alle Geschäfte den niedrigsten Creaturen überließ, und sich öffentlich ohne alle Scham den unnatürlichsten Ausschweifungen ergab. Siebenhundert und fünf und dreyßigmal trat er öffentlich im Circus als Gladiator auf, und ließ sich dafür jedesmal eine Million Sesterzien aus der Staatskasse be-

*) Sein Mitregent Lucius Verus war fast immer in Aetien abwesend und nahm an den Regierungsgeschäften wenig Antheil. Er starb 171.

zahlen. Er wollte der römische Hercules genannt seyn, schämte sich aber nicht, nach Domitians Beyispiel, den einbrechenden Deutschen Tribut zu zahlen, damit sie seine Grenzen nur in Ruhe ließen. Zuletzt ward er durch ein Complot am Hofe ermordet (31. Dec. 192).

VI. Ihm folgte der 67jährige Stadtpräfect Pertinax, ein alter braver General, am 1. Jänner 193; aber am 28. März desselben Jahres ward er schon von den mit seinen Finanzreformen unzufriedenen Prätorianern erschlagen, und sein Kopf auf einer Pique durch die Stadt getragen.

VII. Und nun stiegen die 10,000 Prätorianer auf die Wälle ihrer zur Festung gemachten Casernen, und riefen laut: wer ihnen das Meiste gebe, solle ihr Kaiser seyn! Didius Julianus, damals der reichste Schwelger in Rom, überbot alle andere, und versprach jedem Soldaten 6,250 Drachmen (zusammen eine Summe von 24,550,000 fl.). Sie riefen ihn zum Kaiser aus; aber zu gleicher Zeit thaten drey entfernte Heere, die nun auch Kaiser zu machen anfangen, ihren Feldherren dieselbe Ehre an, und marschirten auf Rom los. Einer dieser Feldherren, Septimius Severus, Befehlshaber der illyrischen Legionen, behielt nach einem förmlichen Bürgerkriege die Oberhand, und Didius ward hingerichtet (1. Juny 193). Empörungen entstanden jetzt in allen Theilen des Reichs; und Severus schlug sich vier Jahre lang in Arabien, Aegypten und Gallien herum. Als er sich endlich Ruhe verschafft hatte, stellte er durch soldatische Strenge in Rom Zucht und Ordnung wieder her. Zur Beschäftigung der Legionen unternahm Severus einen Zug nach Britannien (209), wo ihm der Gram über einen ungerathenen Sohn den Tod brachte. Er starb den 4. Febr. 211, 66 Jahre alt.

6.

Die Kaiser des dritten Jahrhunderts.

I. In diesen hundert Jahren (211—305) haben, die Usurpatoren mit eingerechnet, über fünfzig Kaiser regiert.

Die meisten wurden von den Soldaten erwählt, und nach wenigen Monaten von den Soldaten wieder ermordet. Viele bekamen Rom gar nicht zu sehen.

Selbst die besten starben keines natürlichen Todes. Nief ein Heer in Deutschland oder in Asien seinen Feldherrn zum Kaiser aus, so mußte dieser es erst gegen drey bis vier andere Heere in alle Weltgegenden führen, um seine Gegenseiter zu überwinden, oder sich von ihnen überwinden zu lassen.

Zu dieser Zerrüttung im Innern kamen noch zwey furchtbare Feinde von außen: die Perser im Osten, und die Deutschen im Norden und Westen des Reiches.

II. Vierhundert und vierundsechzig Jahre (238 v. Chr. — 226 n. Chr.) hatte das parthische Reich gedauert, als es im J. 226 in ein persisches — zum Unterschied von dem ältern das neupersische genannt — verwandelt wurde. Der Perser Artaxerxes (Ardschir), Sohn eines gewissen Sassan, erregte nämlich einen Aufstand gegen den Partherkönig Artaban IV. (den 31ten Arsaciden). Zwar ging dieser mit der ganzen Macht seines Reiches dem Empörer entgegen; Artaxerxes aber machte durch eine dreytägige Schlacht, in welcher der König sein Leben verlor, dem Hause und der Herrschaft der Arsaciden ein Ende, und ward zugleich der Gründer des Reiches der Sassaniden (das bis 651 dauerte, in welchem Jahre es an die Araber fiel). Nun ging er mit nichts geringerem um, als den Glanz der persischen Monarchie wieder zu erneuern. Zu dem Ende demüthigte er den Widerstand der Satrapen des Reichs, stellte die alte Landesreligion des Zoroaster wieder her, und ließ ein Gesetzbuch verfertigen, das bis zu den letzten Zeiten der persischen Monarchie als die Grundlage ihrer bürgerlichen und religiösen Verfassung betrachtet wurde; endlich machte er Anspruch auf alle Länder, welche Cyrus und seine Nachfolger besessen hatten, da das Recht darauf durch die gewaltthätigen Eingriffe der Griechen und Römer nicht für verloren könne angesehen werden. Dieser ehr-

geizige Vergrößerungsplan, der sich auch auf seine Nachfolger forterbte, ward für Rom eine Quelle vieler Kriege, die um so verderblicher für dasselbe ausfallen mußten, da auch die übrigen Grenzen des großen Reiches von den deutschen Völkerschaften immer kühner überschritten wurden.

III. Seit Hermann, dem Retter der deutschen Freiheit, dachten die Römer nicht mehr daran, Deutschland zu bezwingen, sondern nur, wie sie sich der Einfälle der deutschen Völker in ihre Grenzländer erwehren möchten.* Sie besetzten daher die Ufer des Rheins und der Donau immer mehr, und hielten ein ansehnliches Heer, welches aus ihren besten Legionen bestand, als Wache an der Grenze. Bisweilen versuchte es wohl ein Kaiser, ob er nicht Kriege-
 ruhm gegen die unbefiegten Nachbarn gewinnen könnte; es gelang aber meistens sehr schlecht, und um die Schande zu verdecken, mußten sie manches zum Scheine künstlich ausfinden. So verschwand in Deutschland alle Furcht vor den Waffen der Römer, und der Geist der Freiheit wurde in den Germaniern immer lebendiger.

Selbst jene Völkerschaften, welche bisher Freunde und Bundesgenossen der Römer waren, fingen an, sich dieser lästigen Abhängigkeit zu entschlagen. Im belgischen Gallien entstand sogar im J. 69 unter Anführung des Claudius Civilis eine förmliche Empörung, an welcher auch mehrere deutsche Völker Antheil nahmen. Zwar ist der Ausgang dieses Volkskrieges nicht ganz bekannt; doch ist so viel gewiß, daß die Deutschen in demselben die Erfahrung machten, daß sie, wenn sie in größere Verbindungen zusammenträten, mehr als bloße Streifereyen zu unternehmen im Stande seyn würden. Die erste dieser Verbindungen war die der Markomannen, Quaden, Hermunduren, Sueven, Vandalen, Marisser und anderer. Der dreyzehnjährige Krieg (167—180), den sie mit den Römern führten, und der gewöhnlich der markomannische genannt wird, entschied das Uebergewicht der Deutschen. Die Verbündeten drangen unter vielen und mörderischen

Schlachten bis Aquileja vor; und nur ein Kaiser, wie Marcus Aurelius, war im Stande, Rom diesmal aus der großen Gefahr zu retten. Sein Sohn und Nachfolger Commodus machte mit den Feinden Frieden, bey dem die Quaden allein über 50,000 Gefangene zurückgaben.

Bald nach diesem traten noch vier andere große Völkerbünde hervor, die vielleicht klein entstanden, und schon länger vereinigt seyn mochten, aber erst jetzt den Römern bekannt und furchtbar wurden: die Alemannen, die Franken, die Sachsen und die Gothen. — Die Alemannen, am Oberrhein und Neckar bis zum Mayn, und späterhin bis zur Elbn, bestanden hauptsächlich aus suevischen Völkern, so, daß sich von nun an der Name der Sueven in den der Alemannen verliert. Aber es waren auch andere hinzugemischt, vorzüglich Gallier, die sich an den Ufern des Rheins, unter dem Schutze der Römer, niedergelassen hatten. Man glaubt, sie hätten davon den Namen Alemannen erhalten, weil sie aus allerley Männern zusammengesetzt waren. Sie waren sehr kriegerisch, fielen (seit 211) bald in das unkriegerische Gallien, bald über die Donau und sogar über die Alpen in Italien ein, und brachten jedesmal reiche Beute in ihre Heimath zurück. — Nördlich von ihnen, am Niederrhein und in Westphalen bis nach den Niederlanden und an die Nordsee hin, wohnten die Franken; gleichfalls ein Bund, aus verschiedenen Völkern des sächsischen Stammes zusammengesetzt, wozu sich die Chatten schlugen. Sie wollten fränke und freye Leute seyn, und erhielten vielleicht darnach ihren Namen. Auch sie waren sehr stark und kühn, und durchstreiften (seit 237) die römischen Länder, besonders Gallien, die Kreuz und die Quer, so oft sie Lust nach Raub und Beute hatten. — Ihre Nachbarn waren die Sachsen; sie bestanden aus den übrigen sächsischen Völkerschaften, die sich nicht zu den Franken geschlagen hatten. Sie nahmen diesen nachher manche Länder wieder ab, so, daß sie Niedersachsen und den größten Theil von Westphalen inne hatten, die

Franken aber wichen mehr an den Rhein und über denselben in die Niederlande. Die Sachsen verstanden die Schifffahrt sehr wohl, ob sie gleich nur schlechte, aus Baumzweigen zusammengeflochtene und mit Rindshäuten überzogene Schiffe hatten, und fielen (seit 286) durch ihre Raubzüge den gallischen Küstenprovinzen und Britannien sehr schwer. — Aber noch mächtiger als alle diese Völker wurden die Gothen. Das waren die Völkerschaften, die früher in den nordöstlichen Gegenden gewohnt hatten, wo die Oder und die Weichsel in's Meer fließen. Diese errichteten auch einen großen Bund untereinander; und wie die Alemannen, Franken und Sachsen die Länder der Römer angriffen, die gegen Abend lagen, so wendeten sie sich vielmehr nach Süden und Osten, und stifteten eine große Herrschaft, welche sich von dem schwarzen Meere, da wo die Donau sich hinein ergießt, über die Moldau, Wallachen, Ungarn, Polen und Preußen bis an die Ostsee erstreckte. Schon früh theilten sie sich in zwey Haupttheile, die Ostgothen oder Greuthungen, und die Westgothen oder Thervingen *).

Mit diesen Völkerbünden hatte Rom vom Jahre 211 bis zum Untergange des Reiches beynähe nur Einen Krieg. Die Schaupläze, die Schicksale wechselten; Waffenstillstände, einzelne Verträge wurden geschlossen, aber allgemeiner Frieden war fast nie. Deutschland war einem wilden, überall ausbrechenden Strome gleich: welche Dämme man gegen ihn auführt, er reißt sie nieder, und wird er an Einer Stelle gehemmt, so wirft er sich furchtbarer auf die andere.

IV. Septimius Severus hatte das Reich zwey sehr unähnlichen Söhnen hinterlassen, wovon der ältere Caracalla (211 — 217) bald seinen Bruder Geta ermordete,

*) Noch saßen in der Mitte und im Osten Deutschlands zwey Völker, die bald mit Kraft und Ansehen unter den übrigen Völkern auftreten werden: die Burgunder an der Weichsel, und die Longobarden an der Elbe.

um nicht mit ihm die Herrschaft theilen zu müssen. Seine Verschwendung erschöpfte nicht bloß Rom, sondern auch die Provinzen; denn auch diese durchstreifte er, um seine Schwelgerey fortsetzen zu können. Auch die Befriedigung der Soldaten machte Erpressungen nothwendig. Unter ihm sollen die römischen Heere in Nordschottland von dem berühmten Fingal, dem Helden Caledoniens, und seinem Sohne, dem Barden Ossian besiegt worden seyn. Von den Alemannen ward der Friede erkaufte, die Einkünfte des Staates aber durch den Kunstgriff vermehrt, daß alle Provincialen das römische Bürgerrecht erhielten.

Caracalla wurde in einem Kriege mit den Parthern von dem Garde-Obersten Macrinus ermordet, und dieser ward von den Soldaten und dem Senate als Kaiser anerkannt (217 — 218). Er mußte ebenfalls von den Parthern den Frieden erkaufen, während die syrischen Regionen den 14jährigen Heliogabalus (218 — 222), einen Betster des Caracalla, zum Imperator ausriefen. Macrin mußte fliehen, und ward auf der Flucht getödtet; und auf dem Throne saß ein Knabe, von dem nichts weiter zu sagen ist, als daß er sich allen Arten der Unzucht mit einer Ueppigkeit und Schamlosigkeit hingab, die nur ein Zeitalter wie dieses ertragen konnte. Er ward endlich durch die Garden ermordet, und die Regierung seinem Mutterschwestersohne Alexander übergeben.

V. Der siebzehnjährige Alexander, der sich den Beynahmen Severus gab, brachte seltene Anlagen und eine hohe Empfänglichkeit für Recht und Tugend auf den Thron (222 — 235). Unter der Vormundschaft seiner Mutter Mammaea sorgfältig gebildet, und durch seine Jugend geschützt, wagte er es, die Staatsanstalten einer heilsamen Reform zu unterwerfen. Er hob das Ansehen des Senats, aus dem er sich mit strenger Wahl einen geheimen Staatsrath von 16 Senatoren unter dem Vorstehe des berühmten Ulpian bildete. Die unwürdigen Geschöpfe seines Vorgängers Heliogabal wurden von den öffentlichen Aemtern

entfernt, und fähige, edle Männer an ihre Stellen erhoben. Durch Tapferkeit und Disciplin konnte man im Heere, durch Kenntnisse und Liebe der Gerechtigkeit in bürgerlichen Aemtern höher steigen. — Der Kaiser selbst führte ein einfaches, sittliches Leben. Die frühen Stunden des Tages waren seiner Privatandacht geweiht. Er hatte in seinem Palaste ein Sacrarium, worin die Bilder solcher Edlen aufgestellt waren, welche für das Menschengeschlecht wohlthätig gewirkt hatten (auch das Bildniß Jesu Christi soll sich darunter befunden haben). Alsdann war seine Zeit den Geschäften, dem Lesen der besten Schriftsteller, und den Leibesübungen gewidmet. Nach dem Gebrauche des Bades, worauf er Mittags eine leichte Mahlzeit hielt, war er mit den eingegangenen Berichten und Bittschriften beschäftigt, bis er den Tag bey einem frugalen Abendmahl in ausgesuchter Gesellschaft rechtschaffener und gelehrter Männer beschloß. — Aber alle Weisheit und Tugend Alexanders konnte dem Reiche nicht die erwünschte Sicherheit verschaffen; denn in der Stadt und in den Provinzen ging alles nach dem despotischen Willen der Soldaten, die ihre Obrigkeiten nach Gefallen mordeten, die Unterthanen plünderten, und am Ende zu den Feinden übergingen. Zwar suchte der gutdenkende Kaiser auch unter ihnen Zucht und Ordnung wieder herzustellen, und sie durch Güte für das Bessere zu gewinnen. Er erteilte ihnen nebst dem gewöhnlichen Solde noch außerordentliche Belohnungen, erleichterte ihnen manche Beschwerlichkeiten des Dienstes, besuchte die Kranken und Verwundeten persönlich, und zeigte in allem die wärmste Achtung für einen Stand, dessen Wohlfahrt, wie er öfter sagte, so genau mit dem Besten des Staates zusammenhänge. Aber alle seine Klugheit und Güte war vergeblich. Selbst die Prätorianer, die ihm doch von Jugend auf ergeben gewesen waren, fingen an, ihn zu hassen, weil die Beweise seiner Freygebigkeit ihren unmäßigen Begierden nicht gleichkamen. Sie ermordeten seinen Freund und Minister Ulpian, der aus allen Kräften

auf die Einführung der alten Kriegszucht drang, vor den Augen des Kaisers, ungeachtet ihn dieser, um ihn zu retten, mit seinem Purpur bedeckte; und damit er die Urheber dieser Rebellion zur Strafe ziehen konnte, mußte er sie zuerst nach Aegypten als Statthalter schicken. Ein ähnliches Schicksal stand auch dem Befehlshaber der Legionen in Pannonien, dem Geschichtschreiber Dio Cassius, bevor; und er konnte demselben nur dadurch entgehen, daß er, auf den Rath des Kaisers, seine Stelle niederlegte und sich in seine Vaterstadt Nicäa zurückzog. So hatte Alexander während seiner ganzen Regierung mit der Ausgelassenheit und dem Exzeß der Soldaten zu kämpfen. Dieß war auch die Ursache, warum er in seinem Kriegszuge gegen den ehrgeizigen und eroberungslustigen Perserkönig Artaxerxes (231 — 233) nur mit Mühe die Integrität des Reiches retten konnte. Mehrmal sah er sich sogar während dieses Zuges in Todesgefahr. Als in Antiochien einige Soldaten wegen irgend einer Ausgelassenheit bestraft wurden, stand die ganze Legion, in welcher sie dienten, gegen den Kaiser auf. Dieser bestieg die Tribune, und machte ihr die sanftesten Vorstellungen, welche bald von wildem Geschrey unterbrochen wurden. Da rief er: „Sparet euer Schreyen, bis ihr an den Feind kommt; seyd still, in Gegenwart eures Oberherrn und Wohltäters, der euch Korn und Kleider und das Geld der Provinzen giebt; oder ich werde euch nicht mehr Soldaten, sondern Bürger nennen, wenn anders diejenigen, welche die Gesetze verläugnen, dieses Namens werth sind!“ Diese Drohung erhitzte die Legionen noch mehr, und schon wurden Schwerter gezückt. „Euern Muth,“ fuhr der Kaiser fort, „beweiset in der Schlacht. Ihr könnt mich tödten, aber nicht schrecken. In mir tödtet ihr einen einzelnen Mann, doch die Republik, welche fortbauert, der Senat und das Volk werden meinen Tod rächen.“ Umsonst; die Legion tobte immer wüthender. Da rief Alexander: „Bürger! legt die Waffen nieder, und geht nach Hause!“ Sogleich legten die Soldaten

ihre Waffen nebst dem Kriegskleide ab, und gingen zerstreut, nicht in das Lager, sondern in verschiedene Häuser der Stadt. Noch mehr; sie bathe demüthig, wieder als Soldaten aufgenommen zu werden; er aber blieb so lange unerbittlich, bis die Hauptleute, deren Nachsicht den Aufbruch veranlaßt hatte, bestraft waren. Diese Legion war ihm seitdem unverbrüchlich ergeben, und rächte ihn auch noch nach seinem Tode. Denn, als er im Jahre 235 zur Deckung der Rheingrenzen gegen die Einfälle der Deutschen nach Gallien aufgebrochen war, regte der Thracier (Maximin (sein Nachfolger) die über die Strenge der Disciplin erbitterten Soldaten gegen ihn auf, und Alexander, der wohl eines bessern Zeitalters werth gewesen wäre, wurde in seinem 30sten Jahre nicht fern von Mainz in seinem Zelte überfallen, und nebst seiner Mutter und einigen treuen Freunden ermordet (19. März 235). Sein Tod ward allgemein bedauert, und die treue Legion rächte ihn auf der Stelle durch Hinrichtung seiner Mörder.

VI. Nun folgen unruhige Zeiten, und die Soldatenherrschaft erreichte im römischen Reiche ihren höchsten Gipfel. Maximin (235 — 238) setzte den Krieg gegen die Deutschen fort, und nachdem er ihn im folgenden Jahre (236) beendet, ging er nach Pannonien, um auch die Sarmaten zurückzutreiben. Seine Habsucht, die keines Tempels schonte, und seine Grausamkeit, die die edelsten Römer, in Thierhäute eingenäht, wilden Thieren vorwerfen ließ, bewirkten mehrere Empörungen. In Afrika rief das Volk den 80jährigen Proconsul Gordian nebst dessen gleichnamigem Sohne zu Augustis aus, und der Senat erkannte sie an (237). Allein Maximin befehligte gegen sie den Statthalter von Mauretanien, der sie auch schlug; der jüngere Gordian blieb in der Schlacht, der Greis entleibte sich selbst. Maximin selbst aber zog grimmvoll nach Italien; da bewog die Gefahr den Senat, die Kaiserwürde dem Praefectus Urbi Maximus Pupienus und dem Claudius Balbinus zu übertragen, denen er, auf Ver-

langen des Volkes, noch den jungen (dritten) Gordian, Enkel des Proconsuls, als Cäsar benzesellte (238). Bey der Belagerung von Aquileja fiel Maximin (238) durch seine eigenen Soldaten; die Gardcn aber ermordeten die beyden vom Senate ernannten Auguste (July 238) und riefen den Cäsar Gordian zum Augustus aus. Dieser, damals erst 13 Jahre alt, ward von seinem Schwiegervater, dem Präfectus Prætorio Misitheus, mit Einsicht geleitet, und unter seiner kurzen Regierung (238—244) wurden zwey Siege, der eine in Asien gegen das neupersische Reich, und der andere in Mösien gegen die Gothen, erkämpft. Aber der Nachfolger des Misitheus, Philipp, ein geborner Araber, zwang seinen Herrn, ihn selbst zum Mitregenten zu ernennen, ließ ihn bald hernach tödten, und folgte ihm (244 — 249) in einer Regierung, welche durch Grausamkeit, Habsucht und Strenge bezeichnet ward. Allgemein war daher die Unzufriedenheit, so daß er sich genöthigt sah, den Feldherrn Decius zur Bezwingung der Rebellen abzuschicken, den aber das Heer selbst zum Imperator ausrief. Philipp ward bey Verona besiegt, und Decius (249 — 251) widerstand nun den zum erstenmale über die Donau eingebrungenen Gothen, blieb aber im Kampfe gegen sie. — An seiner Stelle riefen die Legionen den Gallus Volusianus zum Augustus aus; er und sein Sohn aber wurden, nach einem mit den Gothen schimpflich abgeschlossenen Frieden (253) von dem Mauretanier Aemilian erschlagen, allein auch dieser schon nach drey Monaten von den gallischen Legionen unter Valerian gestürzt. Valerian (254 — 259) nahm seinen Sohn Gallienus zum Mitregenten an, und machte manche zweckmäßige Einrichtungen. Allein das erschöpfte Reich erlitt damals an verschiedenen Grenzen zu gleicher Zeit einen mächtigen Angriff von den Persern und den Gothen. Die letztern waren vom taurischen Bosporus auf vielen kleinen Schiffen über das schwarze Meer nach Asien übergesetzt, verbrannten Cyzicus, Chalcedon, Ephesus, und plünderten Athen und

Griechenland. Valerian schickte seinen Feldherrn Aurelian gegen sie, der sie auch mit glücklichem Erfolge bekämpfte. Er selbst zog gegen die Perser, ward aber geschlagen und gefangen genommen. Unbekümmert um die Gefangenschaft seines 70jährigen Vaters überließ sich Gallienus (259 — 268) allen Ausschweifungen eines Nero, und während seiner Regierung erklärten sich die Legaten in den meisten Provinzen sammt ihren Söhnen für unabhängig, wesswegen man diese Zeit die Periode der „dreßsig Tyrannen“ nennt. Gallienus ward vor Mailand, wo er einen dieser Tyrannen oder Usurpatoren, Aureolus mit Namen, belagerte, von seinen eigenen Leuten ermordet, und der Dalmatier Aurelius Claudius (268 — 270) von der Armee zum Imperator ausgerufen. Er gab dem zerfallenen Reiche wieder einige Festigkeit, indem er den Usurpator Aureolus gefangen nahm, die Alemannen und Gothen besiegte, und den Aurelian, einen Helben, wie er selbst, zu seinem Nachfolger bestimmte. Er starb im Lager zu Sirsimum an der Pest.

VII. Domitius Aurelianus (270 — 275), der zuerst sein Haupt mit einem Diadem schmückte, brachte die noch getrennten oder schon verlorenen Länder wieder zum Reiche, trieb die Gothen und die bis Umbrien vorgebrungenen Alemannen zurück, und unterwarf die Länder des zwölfjährigen Staates von Palmyra wieder der römischen Herrschaft *). Dagegen räumte er freiwillig Da-

*) Palmyra (zu Salomons Zeiten Tadmor) war eine ansehnliche Stadt im alten Syrien, die ein tapfterer Heerführer aus ihrer Mitte, Odenatus (262), von der Herrschaft der benachbarten Parther losriß, und zur Hauptstadt einer beträchtlichen Provinz machte, von welcher er sich selbst den Königstitel gab. Die Römer machten ihn zum Bundesgenossen gegen die Parther; ja ihr damaliger Kaiser gab ihm den Titel Augustus. Odenat ward 267 ermordet; aber seine kluge Gemahlinn Zenobia, Schülerinn des Philosophen Longin, ersetzte seine Stelle auf dem Throne und im Felde vollkommen. Während die berühmtesten Baumeister sich beeiferten, ihre Residenz mit königlichen Werken auszumachen,

cien, indem er die römischen Einwohner desselben über die Donau nach Mössien versetzte. Mitten in der Ausführung seiner wohlthätigen Entwürfe zur Wiederherstellung des Reiches (*restitutor orbis* ließ er sich nennen) wurde er, auf Anstiften seines Geheimschreibers, in Ägypten ermordet.

VIII. Nach einem halbjährigen Interregnum besetzte der Senat, auf wiederholtes Bitten der Armee, den Thron mit dem würdigsten der Senatoren, Claudius Tacitus, einem Abkömmling des Geschichtschreibers Tacitus (275). Aber der 75jährige Greis, nachdem er das Ansehen des Collegiums, dessen Zierde er gewesen, nach den edlen Maximian der Antonine wieder hergestellt, hierauf die Alanen jenseits des Caucasus geschlagen hatte, starb im siebenten Monate seiner Verwaltung (276).

IX. Da rief die Syrische Armee den Aurelius Probus (276 — 282) zum Kaiser aus, ungeachtet Florianus, Bruder des Tacitus, den Purpur genommen. Probus, der, so wie Claudius und Aurelian, aus einem Ägyptischen Bauerngeschlechte stammte, verdiente seine Erhöhung durch Talent und Tugend, durch welche er schon als Jüngling hervorglänzte. Als die Soldaten des Florianus ihren unwürdigen Herrn getödtet hatten, und die

zog sie an der Spitze ihrer Unterthanen in den feindlichen Gebieten umher, und unterwarf sich dieselben. Mesopotamien, Cappadocien, Bithynien, und ein Theil von Syrien und Aegypten erkannten sie als Königin an. Es schien, als wollte eine zweite Semiramis ihr Weltreich in Asien gründen. Da aber kam ein Stärkerer über sie: Kaiser Aurelian schlug ihr Heer mit seinen Legionen und plünderte das schöne Palmyra (273). Sie selber ward gefangen, und im Triumph zu Rom in goldenen Ketten aufgeführt. Dann wies ihr der Sieger einen schönen Landsitz in Italien zum Aufenthalte an, in welchem sie ihr Leben anständig beschloß. Nur zwölf Jahre hatte der Staat gedauert. Reisende haben in jenen Gegenden noch neuerlich die Trümmer jener alten Herrlichkeit gefunden und beschrieben, prächtige Mauern von Marmor, die der Einsäuerung getrozt haben, und majestätische Säulen, die zum Theil noch stehen, zum Theil zerbrochen auf dem Boden liegen.

Wahl des Probus vom Senat einstimmig war bestätigt worden, verdunkelte er durch eine Reihe glorreicher Kriegsthaten den Ruhm Aurelians, während die Liberalität seiner Gesinnungen an Marcus Aurelius erinnerte. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit flog er von Land zu Land, um die allenthalben bedrängten Grenzen zu schützen oder Empörer zu bändigen; schlug in vielen Schlachten die Perser, die räuberischen Isaurier, und zumal die Deutschen, denen er nur nach großen Opfern den Frieden gab, und suchte die schwächste Seite der römischen Grenze durch eine von Regensburg bis zur Neckar-Mündung gezogene Reihe von Verschanzungen zu decken. Doch aller Kriegsruhm konnte den menschlichen Kaiser so wenig blenden, daß er vielmehr das Bauen dem Zerstören, und die Künste des Friedens den blutigen Trophäen vorzog. Sein Streben ging dahin, einen lange andauernden Frieden zu begründen, indem er die Barbaren zu civilisiren, und durch Verpflanzung ihrer gefährlichsten Stämme in das römische Gebiet ihre Kräfte des Angriffs auf immer zu lähmen gedachte. Alsdann, hoffte er, würde der Soldatenstand, diese drückendste Last des Staates entbehrlich, und ein ruhiger Genuß des bürgerlichen Glücks das kostbare Erbtheil des römischen Reiches seyn. Bis aber diese schöne Zeit einträte, suchte er wenigstens durch Wiederaufbauung der zerstörten Städte (über 70 wurden von ihm theils neu erbaut, theils wieder hergestellt) die Wunden der frühern Kriege zu heilen, und die theuer bezahlten Arme der Soldaten zu gemeinnützigen Arbeiten zu verwenden. Er ließ durch die Legionen Weinberge in Gallien und Pannonien anlegen, Brücken, Canäle, Heerstraßen in allen Theilen des Reiches bauen, Sümpfe austrocknen u. s. w. Aber hiedurch und überhaupt durch seine strenge Zucht erregte er den Unwillen der Soldaten, welche gewohnt waren, die Zwischenzeit der Feldzüge in Müßiggang zu verderben, und im Krieg Freund und Feind zu plündern. Sie ermordeten ihn (282). Doch kaum war die schreckliche That vollbracht,

so verwandelte sich ihre Buth in die bittetste Reue, und sie ehrten seine Tugend noch auf der Inschrift des Grabmals, das sie ihm errichteten: „Hier liegt der Imperator Probus, der wahrhaft Rechtschaffene, der Besieger aller barbarischen Völker, der Besieger auch der Tyrannen.“ — Nun wurde der Praefectus Praetorio Aurelius Carus (282 — 283) von der Armee zum Kaiser erhoben, der seine beyden, sich sehr ungleichen Söhne, den verworfenen Carinus und den sanften, durch Studium ausgebildeten Numerianus, zu Cäsaren ernannte. Carus schlug die Gothen, und vertrieb die Perser aus Mesopotamien, starb aber bereits 283 in Asien, wie es hieß, vom Blitze getroffen; und sein edler Sohn Numerian, ward bald nachher von seinem eigenen ehrgeizigen Schwiegervater, dem Praefectus Praetorio Arius Aper, ermordet. Da rief die Armee in Chalcedon, obschon Carinus noch übrig war, den Valerius Diocletianus zum Augustus aus (284).

X. Diocletian war von der niedrigsten Herkunft. Seine Aeltern waren anfangs Sklaven, und dann Freigelassene eines Senators. Von seinem Geburtsorte, Dioclea in Dalmatien, hatte er den Namen Diocles, den er nachher in den römischen klingenden Diocletian verwandelte. Früher hatte er sich im Heere ausgezeichnet und eine Stufe nach der andern erklimmen, und nach Numerians Fall ward der geborne Sklave als der würdigste Kaiser erklärt. Wirklich besaß er einen thätigen, durch Erfahrung ausgebildeten Geist, wußte unter dem Schein soldatischer Offensivherzigkeit tiefe Verstellung zu verbergen, war fest in der Ausführung seiner Pläne, beugsam in der Wahl der Mittel, und verstand die Kunst, seine und anderer Leidenschaften dem Ehrgeize unterzuordnen, und diesem Ehrgeize einen Anstrich von Gerechtigkeit und Sorge um das allgemeine Beste zu geben. — In der Verfassung des römischen Reiches beginnt mit seiner Regierung (284 — 305) eine ganz neue Periode. Kaum war er nämlich von seinem Rivalen, dem ausschweifenden und verhassten Carinus,

frey geworden (nach einem in Mösien über ihn erhaltenen Sieg wurde er von einem seiner eigenen Hauptleute getödtet); so nahm er seinen bisherigen Mittelherrn Maximianus, der am Rheine gegen die Alemannen und Burgunder focht, zum Mitregenten an (286). Doch auch so glaubten die beyden Auguste sich den innern und äußern Feinden nicht hinlänglich gewachsen; es nahm daher jeder von ihnen noch einen Cäsar an, Diocletian den Galerius, Maximian aber den Constantius Chlorus (292). Zwischen diesen vier Herrschern wurde nun eine Theilung des Reichs gemacht, so daß jeder gewisse Provinzen zu verwalten und zu vertheidigen bekam, jedoch unbeschädelt der Einheit des Ganzen. Bey dieser Theilung erhielt Diocletian die orientalischen Provinzen; Galerius Thracien und die Donauländer; Maximian Italien, Afrika und die Inseln; und Constantius die westlichen Provinzen, Britannien, Gallien, Spanien und Mauretanien. Obschon nun diese Vertheilung für die Provinzen sehr drückend seyn mußte, weil sie jetzt vier Regenten mit ihrem Hofe und eben so viele Armeen zu unterhalten hatten: so war sie doch das einzige Mittel, den gänzlichen Umsturz des Gebäudes hinauszuschieben. In der That wurden nicht nur die Usurpatoren in Britannien, Afrika und Aegypten gestürzt, sondern auch die Grenzen des Reichs besser vertheidigt, und durch die Siege des Galerius über die Perser in Asien selbst bis zum Tigris erweitert. — Doch eine noch wichtigere Aenderung ging mit dem Geiste und den Grundsätzen der Regierung selber vor. Diocletian unternahm es nämlich, dem Senate auch die geringen Reste von Macht und Ansehen, welche er bisher noch genossen hatte, zu entziehen, und Maximian unterstützte ihn in diesem Unternehmen auf alle Weise. Fern von Rom (Diocletian kam während seiner ganzen Regierungszeit vielleicht nur ein einziges Mal nach dieser Stadt) berathschlagten sich die beyden Auguste, es mochte die gesetzgebende oder ausübende Gewalt betreffen, bloß mit ihren

Ministern, und der Senat, der dadurch alle Verbindung mit den Höfen verlor, sank herab zu einem ehrwürdigen, aber unnützen Denkmale des Alterthums. — Wie sehr sich Diocletian und Galerius bemühten, durch die schrecklichste Verfolgung das Christenthum auszurotten, ist bereits erzählt worden. — Im Jahre 305 legte Diocletian, und von ihm bewogen, auch Maximian die kaiserliche Würde nieder, nachdem sie die beyden Cäsarn Constantius und Galerius zu Augusten, und diese den Flavius Severus und den Galerius Maximinus zu Cäsarn ernannt hatten. In einer schönen Gegend unweit Salona (Spalatro) in Dalmatien baute sich Diocletian eine geschmackvolle Villa, auf der er unter den angenehmen Beschäftigungen des Landlebens ein hohes Alter erreichte. Maximian aber ergriff noch einmal den Purpur, und wollte auch seinen ländlichen Freund dazu bewegen. Da schrieb ihm dieser: „Wenn du die schönen Köpfe sehen könntest, die ich mit meiner eigenen Hand gepflanzt habe; du würdest mir nicht mehr zumuthen, den Genuß einer glücklichen Ruhe gegen die Sorgen der Herrschaft zu vertauschen.“ Er starb im Jahre 313.

7.

Sittenverfall unter den Römern.

I. Im Jahre 248, während die Regierung des Kaisers Philippus des Arabers, wurde zu Rom die gewöhnliche Säcularfeier des römischen Reiches gehalten. Das Fest ward drey Tage und drey Nächte hindurch in allen Tempeln und Theatern begangen. Geheime Opfer wurden an den Ufern der Tiber gebracht, und das Marsfeld, von unzähligen Lampen und Fackeln erleuchtet, wies verhallte von Musik und Tanz. Am dritten Tage sangen auf dem Capitol 27 vornehme Knaben und eben so viele Mädchen dem Apollo und der Diana eine Hymne, worin sie die Gnade der Götter für das Glück des gegenwärtigen und die Hoffnung des heranwachsenden Geschlechts anriefen.

Da dieses Jahr, nach der Rechnung des Varro, eben das tausendste nach der Erbauung Roms war, so war auch die Feyer um so glänzender. Sie war aber auch die letzte, obschon die Herrschaft der Römer noch über zweyhundert Jahre dauerte.

II. Tausend Jahre waren also verflossen, während das römische Reich sich von einem so geringen und unscheinbaren Anfang zur beyspiellofen Größe emporgehoben hatte. Vier Dinge in Vereinigung waren es, welche Rom groß gemacht haben: Mäßigkeit, Frömmigkeit, Patriotismus und Kriegszucht. Doch alle diese Tugenden und Vorzüge gingen jezt nach und nach verloren, und an ihre Stelle traten Ueppigkeit und Verschwendung im öffentlichen wie im Privatleben, Unglauben und Sittenverderbtheit, Despotismus und Egoismus, endlich Lüge und Feigheit der Soldaten. Obschon die Geschichte der Kaiser, wie wir sie bisher erzählt haben, beynabe auf allen Blättern das Daseyn und den Einfluß dieser Gebrechen weist, wollen wir doch zur Bestätigung des Gesagten noch Einiges anführen.

III. Von allen den Millionen, die die römischen Staaten bewohnten, bestand kaum ein Drittheil aus freyen Bürgern; mehr als zwey Drittheile waren Sklaven, d. h. Menschen, denen man bey aller Gelindigkeit der Behandlung doch keine öffentliche Ehre, kein Eigenthum und keine häusliche und eheliche Verfassung zugestand, die also durchaus keinen Gemeingeist und kein Interesse an dem Wohle des Ganzen haben konnten. Und diese Menschen waren die ersten Erzieher und Gesellschafter der römischen Jugend; ja, freygelassen traten sie schaarenweise selbst in die Tribus der Bürger ein. Ferner: Hunderttausende in der Hauptstadt lebten ganz ohne Amt und ohne Gewerbe (denn die Handwerke wurden von Sklaven betrieben), also als privilegierte Müßiggänger, die wöchentlich aus den kaiserlichen Magazine mit Brod gefüttert, und wenigstens monatlich mit Thierhegen und Fechterspielen unterhalten werden mußten. Dazu rechne man noch die ungeheure Menge zurück-

Lehrender Soldaten, durch ein herumziehendes, rauberma-
ßiges Leben bis zur Thierheit verwildert; und man wird
es begreiflich finden, wie die Schriftsteller jener Zeiten uns
diese ganze ungeheure Masse des römischen Volkes als einen
Abschaum von Sittenlosigkeit schildern können, die keiner
bessern Beherrscher, als eines Nero und Caligula, eines
Commodus und Heliogabalus werth gewesen seyen. Wür-
den sich nicht auch sonst die Kaiser geschämt haben, öffent-
lich als Tänzer und Fechter aufzutreten, wenn das Publi-
cum noch einige Achtung verdient hätte? Würden sie sich
solche Grausamkeiten erlaubt haben, wenn sie nicht so viele
bereitwillige Vollstrecker ihrer Blutbefehle gefunden hätten?
Vielmehr hielt man alle ihre Tollheiten für unschuldige,
kaiserliche Launen, und alle ihre Grausamkeiten für ganz
natürliche kaiserliche Vorrechte, deren sich jeder auch bedie-
nen würde, wenn er Kaiser wäre. Nero würde der Mör-
der nicht geworden seyn, wenn nicht Senat und Volk ihm
öffentlich für die Hinrichtung seiner Mutter gedankt hät-
ten; und der Sängler nicht, wenn nicht Bürger und Sol-
daten seinen Palast bestürmt hätten, um ihn laut zu bit-
ten, seine himmlische Stimme hören zu lassen. Ja, die
Feigheit ging so weit, daß Väter dem Kaiser für die Hin-
richtung ihrer Söhne dankten, um nicht durch Traurigkeit
den Verdacht des Tyrannen gegen sich selber zu reizen!
Nie hat auch Menschenleben weniger Werth gehabt, als
damals, wo man so ruchlos damit spielte. Jetzt traten
Ritter und Senatoren mit unter den Gladiatoren auf, und
wurden hundertweise zum Vergnügen der Zuschauer hinge-
richtet. Von der Grausamkeit mehrerer Kaiser ist schon
oben geredet worden. Commodus hatte seine Freude
daran, wenn er über die Straße ging, dem ersten, der
ihm begegnete, einen Fuß entzwey oder ein Auge auszu-
schlagen. Hatte sich jemand in seiner Gegenwart geäußert,
daß er sterben wollte, so ließ er ihn wider seinen Willen
vom Felsen hinabstürzen. Einem sehr fetten Menschen ließ
er bey der Tafel den Bauch aufhauen, daß die Eingeweide

auf einmal herausfleszen. Viele wurden umgebracht, weil sie in ausländischer Tracht vor ihm erschienen waren, oder weil sie ein edles, männlich-schönes Ansehen hatten. Severus ließ nicht nur sehr viele Anhänger seines Gegners, unter denen sich die reichsten und angesehensten Männer des Staats und viele vornehme Damen befanden, sondern auch noch eine große Menge anderer Personen, von denen viele Consuln, viele Prätores, alle aber vom höchsten Stande waren, unverhörter Sache hinrichten. Ueberhaupt war jeder Sieg über einen Gegner den Kaisern die schönste Gelegenheit zum Morden und Schätze sammeln. Caracalla ließ nebst seinem Bruder und Mitregenten Geta noch gegen 20,000 Menschen in allen Theilen des Reichs, als Anhänger, Diener oder Freunde desselben umbringen.*) Der Thräcier Maximin hatte den Grundsatz: Nur durch Grausamkeit könne man sich auf dem Throne behaupten; und befahl, sogar alle diejenigen zu tödten, welche ihn ehemals in seinem niedrigen Stande gekannt, und aus Mitleid und Menschenliebe unterstützt hatten.

IV. Unterdessen tröstete man sich über das Unglück der Zeit durch die größten sinnreichen Genüsse. Darum ging das höchste Streben der vornehmen Römer nur nach Reichthümern, die man dann auf viehische Schwelgerey verwandte. Apicius, ein berühmter Schlemmier zu August's Zeiten, hatte schon dritthalb Millionen verpraßt, als als er durch Rechnung herausbrachte, daß ihm nach Bezahlung aller Schulden kaum noch 300,000 fl. übrig bleiben würden. Mit dieser Kleinigkeit geträute er sich nichts rechtes mehr anzufangen; er endigte also lieber sein Leben

*) Unter diesen Schlachtopfern war auch der erste der damaligen Rechtsgelehrten, Papinian. Der Kaiser hatte von ihm begehrt, die Ermordung des Geta schriftlich zu reatfertiglen, Papinian aber sich gewelgert, diesem Begehren nachzukommen, indem er sagte: „So etwas ließe sich leichter begeben, als vertheidigen; und einen unschuldig Ermordeten verurtheilen, wäre ein zweyter Mord.“ Sogleich ward er vor den Augen des Kaisers mit einem Welle hingerichtet.

durch Gift. Einer seiner Collegen bezahlte einen Fisch von fünfsthalb Pfunden mit 280 Gulden. — Zu Nero's Zeiten konnte kein vornehmer Römer, er mochte noch so sparsam seyn, bey dem Antritte eines wichtigen Amtes ein Ehrenmahl unter 80,000 fl. geben. — Caligula gab sich einmal alle ersinnliche Mühe, den Tribut von drey Provinzen in einer einzigen Mahlzeit zu verprassen, und brachte endlich mit aufgelösten Perlen und ähnlichen Zuthaten ein Mahl zu Stande, das dritthalb Tonnen Goldes kostete. An einem Gastmahl, zu dem er sich bey einem andern eingeladen hatte, kosteten bloß die Kränze von Rosen, die man wegen Winterszeit aus Aegypten hatte kommen lassen, mehr als 10,000 fl. — Vitellius ließ eine Schüssel von ungeheurem Umfange verfertigen, die er den Schild Minerva's nannte, und die als ein Wunder der Kunst angestaunt ward. Doch war ihr Inhalt noch köstlicher; denn sie wurde mit Beckereyen angefüllt, die wenigstens 30,000 fl. kosteten. Darunter waren Zungen von Flamingo's, Gehirne von Pfauen und Fasanen, Milch von Myränen und noch seltneren Fischen &c. Zur Herbeyschaffung solcher Beckereyen aus den entferntesten Weltgegenden wurden Flotten und Caravanen in Bewegung gesetzt, und alle Wege, die von beyden Meeren nach Rom führten, waren mit Fuhrwerken bedeckt, die für die römischen Küchen beladen waren. In den Häusern der Großen dienten ganze Schaa- ren von Köchen, und rings um die Tafeln standen Sclaven von allen Farben und Altern, in Gold und Silber prangend. Bedenkt man nun, daß dergleichen Mahlzeiten, die oft aus 20 Gängen bestanden und Tag und Nacht dauerten, bey reichen Schlemmern, und besonders am Hofe, fast täglich wiederholt wurden; so ist es unbegreiflich, wie diese Menschen bey einer solchen Lebensart nur Ein Jahr haben bestehen können. Allein das war auch das einzige Studium der Aerzte, gegen unnatürliche Ausschweifungen unnatürliche Gegenmittel zu erfinden. Zuerst stärkten sich die Schwelger in den Zwischenzeiten durch kalte sowohl,

als warme Bäder, die oft zur Hälfte aus Wein und wohlriechenden Salben bestanden. Dann diente nach jedem Gange ein Brechmittel zur schleunigen Erleichterung, und zur Nachhülfe eine von den schönen rothen Federn des Flamingo, die man zu diesem Zwecke stets bey sich trug. Aber mit allen diesen Hülfsmitteln konnte man dennoch das Heer vorher unbekannter Krankheiten nicht abhalten, die die Körper dieser Wüßlinge eckelhaft entstellten und vor der Zeit ausmergelten.

V. Mit der Völlerey hielt die Eitelkeit gleichen Schritt, und hierin übertrafen die römischen Stuger fast das weibliche Geschlecht. Mehr als einmal des Tages rieben sie sich den ganzen Leib mit wohlriechenden Wassern und Salben ein; Stunden lang saßen sie unter den Händen des Friseurs, um einzelne Haare künstlich in Locken schlagen zu lassen. Sie streuten Goldstaub und andere Arten von Puder ins Haar, trugen auch falsche Locken, und schminkten sich ihre Haut und Augenbraunen. Einige zogen kein Kleid zweymal an. Andere trugen mit Perlen und Edelsteine besetzte Schuhe, deren Sohlen sogar von Salben dufteten. Drey Gemmen an jedem Finger waren nichts ungewöhnliches. Welche Pracht und Weichlichkeit in den Betten, Polstern und Sänften angebracht war, mögen wir nicht weitläufiger beschreiben. — Der Luxus in den Gebäuden, Willen und Bädern stieg mit jedem Jahre. Die Landhäuser Lucullus und Cäsars waren Kleinigkeiten gegen die raffinierte Leppigkeit in den Wohnsitzten der spätern Kaiser. In gleichem Verhältnisse war auch der Luxus mit Kunstwerken aller Art gestiegen. Einzelne murrhinische Gefäße, ähnlich unserm Porzellan, wurden mit 10,000 fl. bezahlt. In den Häusern Seneca's befanden sich 500 Tische von so kostbarer Arbeit, daß man jeden derselben auf 28,000 fl. schätzte. Elfenbein, Schildplatt, kostbare Steine und Gold wurden selbst an die Wagen verschwendet, ja die Kaiserin Poppäa ließ sogar ihren Mauleseln goldene Schuhe anlegen; und Caligula hatte Seeschiffe von

Ebernholz, deren Vordertheile mit kostbaren Steinen besetzt waren; die Segel bestanden aus reichen Stoffen, und in dem Schiffsraume waren Speisesäle, Bäder, Boscengänge und Gärten mit Weinstöcken und Obstbäumen angebracht.

VI. Erziehung und Bildung, selbst bey den Vornehmern, lag ganz darnieder, kaum, daß man noch die trefflichen Werke der Vorältern las. Staatsgeschäfte erforderten jetzt keine edelbürtigen, tieferfahrenen Männer mehr; und wer sein Leben lieb hatte, vermied sogar den Schein der Gelehrsamkeit und Einsicht. Die Hauptangelegenheiten aller Römer waren nur die Spiele. Die Nachkommen der Scipionen zeichneten sich jetzt als Kutscher im Wagenrennen aus, und der Kaiser und seine Großen tanzten auf dem Theater vor allem Volke. Löwen, Tiger und Panther wurden zu Hunderten losgelassen und erlegt. Die blutigen Menschenkämpfe wurden dabey ins Große getrieben, und man sah im Circus zuweilen an Einem Tage tausend Paare von Gladiatoren einander niedermeheln. Die Unmenschlichkeit erreichte dabey ihren höchsten Gipfel. Wenn noch nicht geübte Kämpfer sich vor zu starken Gegnern zurückzogen, so wurden sie mit Peitschen und glühenden Eisen ihren Bürgern entgegengetrieben. Die meisten Gladiatoren hatten indessen unendlich mehr Muth und Ehrgefühl, als der feige Pöbel, vor welchem sie kämpfen mußten. Wenn sie verwundet wurden, so drückten sie so lange als möglich die Wunde zu, und blieben unerschüttert auf ihrem Plage stehen. Fielen sie endlich, so legten sie sich ohne ein Zeichen von Furcht auf die Erde, und empfingen willig von dem Sieger auf Verlangen des jauchzenden Volkes den Todesstoß in die Kehle oder in das Herz.

VII. Zu keiner Zeit gab es aber auch so viele abscheuliche Verbrechen, als eben damals. Die zahlreichen Gefängnisse waren oft für die Menge der Verbrecher zu enge, und die Schmiede, sagt ein Dichter jener Zeit, waren mehr mit Verfertigung von Ketten, als von Werkzeugen des

Ackerbaues beschäftigt. In den Heeren waren Zucht und Ordnung, Tapferkeit und Gehorsam längst ausgestorben. Wenn große Feldherren ein römisches Heer gegen den Feind führen wollten; so mußten sie erst die Trägheit und Zügellosigkeit der Soldaten überwinden, ehe sie an einen Sieg über die Barbaren denken konnten; und hätte man nicht die Legionen aus der kriegerischen Jugend deutscher und gallischer Völkerschaften recrutirt, so würde es bald keine römischen Heere mehr gegeben haben. Waren doch manche Kaiser feige genug, den Feinden lieber den Frieden mit Geld abzukaufen, als ihn durch die Tapferkeit der Legionen erkämpfen zu lassen.

VIII. Mit diesem allgemeinen Verfall der römischen Menschheit versiel endlich auch die schöne, kräftvolle römische Sprache. Die Römer affectirten, das Griechische besser zu sprechen, als das Latein, und nach dem Zeitalter des Augustus ist außer den Geschichtsbüchern des Tacitus kein eigentlich schönes Kunstwerk in römischer Sprache mehr erschienen.

8.

Sechs-Kaiser-Herrschaft.

I. Die beyden Auguste, Constantius und Galerius, veränderten die Theilung des Reiches so, daß der erstere die sämmtlichen Abendländer erhielt (wovon er jedoch freywillig Italien und Afrika noch an Galerius abtrat), dieser dagegen alles Uebrige. Doch beherrschte Galerius nur Illyrien, Thracien und Kleinasien unmittelbar, Italien und Afrika aber durch den Cäsar Severus, so wie den Orient und Aegypten durch den Cäsar Maximinus. So ungleich diese Vertheilung war, so verschieden war der Geist der Regierung beyder Kaiser. Constantius war wegen seiner Milde und Uneigennützigkeit allgemein geliebt, hingegen Galerius wegen seiner Härte und Lasterhaftigkeit eben so allgemein gehaßt. Zum Unglück starb jener schon im folgenden Jahre (308). Sein Sohn Constantin folgte ihm in seinem Länderantheile.

II. Constantin war im Jahre 274 zu Naissus in Mösien (Nissa in Servien) geboren. Er war erst 18 Jahre alt, als sein Vater zum Cäsar erhoben ward, folgte ihm aber doch nicht in die Abendländer, sondern blieb in Diocletian's Diensten, wo er sich durch seine Tapferkeit in den ägyptischen und persischen Kriegen auszeichnete, und nach und nach zum Posten eines der ersten Befehlshaber emporshaw. Die Gunst des Volkes und der Soldaten hatte er sich in so hohem Grade gewonnen, daß man, bey der Abdankung des Kaiser, gar nicht an seiner Erhöhung zur Cäsarswürde zweifelte, und da Maximin zu dieser Würde befördert wurde, viele einander fragten, ob denn Constantin seinen Namen verändert habe? Doch eben diese Gunst reizte die Eifersucht des Galerius gegen ihn, so, daß dieser, wo er nur konnte, seiner Stärke und Unerbrottenheit Fellen stellte. Als sein kränklicher Vater ihn zu sehen wünschte, gab ihm Galerius erst nach langem Zögern die Erlaubniß, und suchte ihm auch da noch Hindernisse in den Weg zu legen, die aber Constantin durch Eilfertigkeit und Klugheit überwand. Vater und Sohn machten nun einen Feldzug gegen die Saledonier und Picten in Schottland, nach deren Besiegung jener zu Eboracum (York) in Britannien starb. Sogleich rief das Heer den ihm vom Vater empfohlenen Constantin zum Imperator und Augustus aus (306). Galerius vermied es, sich über die Rechtmäßigkeit dieser Wahl zu äußern, sandte dem Constantin den Purpur, doch nur als Cäsarn, und ernannte dagegen den Severus zum Augustus. Allein dieser machte sich in Italien so verhaßt, daß gegen ihn Maxentius und dessen Vater Maximian (der vor einem Jahre mit Diocletian die Regierung niedergelegt hatte) als Gegenkaiser austraten, so daß also damals, mit Einschluß der beyden Usurpatoren, 6 Regenten waren: Galerius, Severus, Maximin, Constantin, Maximian und Maxentius.

III. Aber schon im J. 307 wurde Severus, als er den Maxentius bekriegen wollte, von seinen Truppen

verlassen, und da er sich an Maximian ergab, auf dessen Befehl hingerichtet. Galerius erklärte nun seinen, ihm ganz ähnlichen Freund und Kriegsgefährten, Licinius zum Augustus, und übergab ihm die illyrischen Provinzen. Darüber erzürnt, ließ sich auch der Cäsar Maximin in Asien von seiner Armee dieselbe Würde geben. Unterdessen hatte Maximian es gewagt, in Rom seinen eigenen Sohn zu verdrängen; und als ihm dieses nicht gelungen war, floh er zu Constantin, welchem er kurz vorher den Augustustitel und seine Tochter *Fausta* zur Gemahlinn gegeben hatte, und entsagte, mit Ablegung des Purpurs, allen Ansprüchen auf Herrschaft. Aber wie in Rom, so trachtete er auch hier nach dem Throne. Nach verschiedenen deshalb gemachten Versuchen, die aber allezeit mißlangen, ersann er einen neuen, der ihm unmöglich mißlingen konnte. Er begehrt nämlich von seiner Tochter *Fausta*, der Gemahlinn Constantins, dafür zu sorgen, daß das kaiserliche Schlafgemach nicht verschlossen, noch dessen Zugang so sorgfältig, wie gewöhnlich, bewacht würde; und diese versprach, sein Begehren zu erfüllen. Mitten in der Nacht schleicht Maximian herbei, sagt den wenigen Hülthern, mit welchen die entferntern Zugänge besetzt waren, daß er ein Traumbild gesehen habe, welches er sogleich seinem Eidam offenbaren mußte; geht dann gewaffnet ins Gemach des Kaisers, und stößt dem Tieffchlummernden den Dolk in die Brust. Laut frohlockend verläßt er nun das Gemach, als auf einmal von der andern Seite Constantin, umgeben von Bewaffneten, hervortritt. Wie versteinert steht nun Maximian da, und erfährt, daß er statt des Kaisers einen Kämmerling ermordet habe. Nur die Wahl der Todesart wurde ihm bewilligt; er erhenkte sich (310). Im nämlichen Jahre ward Galerius von einer scheußlichen Krankheit befallen, die er sich durch seine Lasterhaftigkeit herbeigeführt hatte, und die nach wenigen Monaten sein Leben endigte (311). Maximianus und Licinius theilten sich in seine Staaten, so, daß das römische Reich nunmehr vier Herren hatte. Con-

stantin beherrschte Spanien, Gallien und Britannien; Licin Illyrien, Thracien, Macedonien und Griechenland; Maximin Aegypten und Asien; Maxentius Italien und Afrika. Der Letztere, der von den Uebrigen nur als Tyrann angesehen wurde, und wegen seiner Grausamkeit, Raubgierde und Lasterhaftigkeit wohl auch diesen Namen verdiente, unternahm es, Ansprüche auf das ganze occidentalische Reich zu machen, und dieselben mit Hülfe einer großen Kriegsmacht durchzusetzen. Da zog Constantin gegen ihn über die Alpen bis vor die Thore Roms, und besiegte ihn hier in einer Schlacht; Maxentius wollte über eine Brücke nach der Stadt flüchten, ward aber durch die Menge der Fliehenden in den Fluß gedrängt, wo er seinen Tod fand (312). — Auch zwischen den beyden Augusten, Maximin und Licin entstand jetzt ein Krieg, in welchem der Letztere Sieger ward, worauf Maximin sich selber den Tod gab (313).

IV. Kaum waren nun Constantin und Licin die einzigen Beherrscher des römischen Reiches geworden, als jener, nicht unbillig, eine neue Theilung verlangte. Aber Licin weigerte sich nicht nur, diesem Verlangen Gehör zu geben, sondern begünstigte sogar eine Verschwörung gegen Constantin. Erst nachdem er in zwey Schlachten (bey Gibalis unfern von Sirmium und bey Adrianopel) verloren hatte, willigte er darein, daß Pannonien, Illyrien, Dacien, Macedonien und Griechenland zum abendländischen Reich geschlagen wurden. Acht Jahre war nun Friede, während welchem sich Constantin durch seine weisen Gesetze, so wie durch seine ruhmvollen Tugenden gegen die Gothen allgemeine Achtung erwarb, Licin hingegen sowohl wegen seiner Ausschweifungen, als wegen der gegen die Christen erlassenen Verfolgungs-Edicte immer verhaßter wurde. Im J. 322 entzündete sich der Krieg zwischen beyden aufs neue. Es ist schwer zu sagen, welcher von ihnen eigentlich der angreifende Theil war; vermuthlich entstand bey beyden zugleich der Voratz, sich seines Theilnehmers und Mitgenossen

der höchsten Gewalt zu entledigen. Beide hatten sich mit einer großen Kriegsmacht zu Wasser und zu Land versehen. Das Heer Licin's bestand aus 150,000 Mann Fußvolk, und 15,000 (nach andern 40,000) Reitern. Seine Flotte war 350 dreyruderige Schiffe stark. Diese Flotte stellte er an den Eingang des Hellesponts; er selbst begab sich zu der bey Adrianopel versammelten Landmacht. Constantin hatte sein Heer bey Thessalonich versammelt, welches an Fußvolk nur 120,000 Mann zählte. Zur See hatte er nicht mehr als 200 Kriegsschiffe, die in dem Hafen von Athen versammelt waren. Licin erwartete seinen Gegner im wohlbesetzten Lager zu Adrianopel. Constantin, der ihm bis dahin gefolgt war, sah sich durch den Fluß Hebrus gehindert, ihn anzugreifen. Mehrere Tage vergingen also unter kleinen Gefechten, bis es dem Constantin gelang, unvermerkt mit einer kleinen Schaar oberhalb des Flusses durch eine Furth zu sehen, worauf er das ganze Heer nachfolgen ließ. Licin ward also unvermuthet überfallen, und der Kampf begann, der aber von diesem Augenblicke an nicht mehr gleich war. Die Menge der neugeworbenen Mannschaft Licin's ward von den erfahrenen alten Soldaten, die zum Theil schon siebenzehn rühmliche Feldzüge gemacht hatten, mit leichter Mühe überwunden. Die Anzahl der Erschlagenen wird auf 34,000 angegeben. Licin's besetztes Lager ward noch des Abends mit stürmender Hand eingenommen; der größte Theil der Flüchtigen, welche sich gegen die hinter dem Hebrus gelegenen Berge gezogen hatten, ergaben sich am folgenden Tage der Willkühr des Siegers; und der besiegte Licin, der sich nicht länger im Felde behaupten konnte, schloß sich in die Mauern von Byzanz ein, wo ihn Constantin sogleich zu belagern anfang. — Aber diese Belagerung war ein sehr schweres Unternehmen, und der Erfolg davon sehr ungewiß. Die Befestigung dieser Stadt war seit dem vorigen Kriege wieder hergestellt worden; und so lange Licin Meister zur See blieb, war die Besatzung der Gefahr zu verhungern weit weniger ausgesetzt.

setzt, als das Heer der Belagerer. Es war also nöthig, sich die Durchfahrt durch den Hellespont mit Gewalt zu eröffnen, wo die Flotte des Licin anstatt ihren schwachen Feind aufzusuchen, noch immer unthätig lag, da ihr doch in dieser engen Straße ihre überlegene Anzahl keinen Vortheil bringen konnte. Das Unternehmen ward Constantin's ältestem Sohne, Crispus, aufgetragen; und dieser führte es so glücklich aus, daß er sich seines Vaters volle Achtung erwarb. Das Treffen dauerte zwey Tage; und als am zweyten Tage ein unvermutheter Südwind die Schiffe des Crispus gegen den Feind antrieb, benutzte dieser den zufälligen Vortheil, einen vollständigen Sieg zu erhalten, indem 130 Schiffe zu Grunde gerichtet, und 5000 Mann getödtet wurden. Sobald der Hellespont offen war, erhielt Constantin's Lager reiche Zufuhr von Vorräthen aller Art. Auch war der Angriff der Stadt zu Lande merklich weit gekommen, so, daß Licin durch eine längere hartnäckige Gegenwehr sich der Gefahr ausgesetzt hätte, unter den Trümmern derselben begraben zu werden. Er flüchtete demnach mit seinen Schätzen nach Chalcedon in Asien; und um sich einen Mitgenossen seiner Hoffnungen und seiner Gefahren zuzugesellen, erteilte er dem Martinian, welcher eine der wichtigsten Stellen des Reiches verwaltete, den Titel eines Cäsars. Auch waren seine Hülfquellen noch immer so wenig erschöpft, daß er, nach so vielen auf einander gefolgten Niederlagen, in Bithynien ein neues Kriegsheer von 50,000 Mann zusammen bringen konnte, während Constantin noch mit der Belagerung von Byzanz beschäftigt war. Es kam also, nachdem Constantin die Belagerung aufgehoben, und über den Bosporus gesetzt hatte, bey Scutari, wie der Ort jetzt heißt, zu einer neuen Schlacht. Obgleich die Truppen Licin's neu angeworben und wenig geübt waren, so fochten sie doch mit verzweiflungsvoller Tapferkeit, bis eine gänzliche Niederlage das Schicksal ihres Anführers entschied. Licin zog sich nach Nicomedien zurück, und da er sich weiter zu vertheidigen

nicht hoffen konnte, suchte er sich durch Unterhandlung zu retten. Seine Gemahlinn, Constantins Schwester, verwandte sich bey ihrem Bruder für ihn, und erhielt von ihm das Versprechen, daß, wenn Licin den Martinian seinem Schicksal überlassen und den kaiserlichen Purpur ablegen würde, ihm für seine Person vergönnt seyn sollte, seine übrigen Lebenstage in Ruhe und Ueberfluß zuzubringen. Licin demüthigte sich also, legte sich und sein Purpurkleid seinem Herrn und Gebieter zu Füßen, und erhielt Verzeihung. Bald darauf ward er nach Thessalonich abgeschickt, welcher Ort zu seiner Verwahrung bestimmt war, wo er aber bald ums Leben gebracht wurde, weil er, wie es heißt, mit den Barbaren einen verrätherischen Briefwechsel sollte unterhalten haben.

Also ward im Jahre 324 das römische Reich wieder unter einem einzigen Oberhaupte vereinigt.

9.

Constantin der Große.

I. Kaiser Constantin, der nach achtzehnjährigem Kampfe die sechsfach getheilte römische Macht auf seinem Haupte vereinigte, und durch große Thaten sich den Beynamen des Großen erwarb, ist uns vor allen römischen Kaisern darum in ausgezeichnetem Grade merkwürdig, weil er „von der Vorsehung bestimmt war, die Macht des Heidenthums zu stürzen, und aufzurichten das heilige Zeichen des Kreuzes.“

Schon sein Vater Constantius verwarf die Vielgötterey seiner Zeiten, und bethete den Einen Gott an, den Schöpfer aller Dinge. Auch begnügte er sich, während seine Mitkaiser durch die fürchterlichsten aller Verfolgungen den Christennamen zu vertilgen suchten, bloß die christlichen Kirchen abzubrecen; die Personen aber ließ er unangefochten. Ja, er hatte sogar Christen an seinem Hoflager, so wie unter seinen Statthaltern und Hauptleuten; und er beschenkte diejenigen unter ihnen, welche bey einer von ihm

selbst angestellten Prüfung den heidnischen Opferdienst verweigerten, mit seinem ganzen Vertrauen, während er jene, welche das Zeitliche dem Ewigen vorzogen, sogleich von seinem Hofe entfernte, mit den Worten: „Wer sein Gewissen verlegt und seinem Gott nicht treu bleibt, der wird auch seinem Fürsten nicht mit wahrer Treue ergeben seyn.“

II. Diese günstige Gesinnung des Constantius gegen die Christen erbte sich auch auf seinen Sohn. Daher geschah es, daß Constantin sogleich nach dem Tode seines Vaters (306) eine Verordnung erließ, kraft welcher „die Christen ihrem Gottesdienste und ihrem Gott wiedergegeben wurden.“ Desungeachtet war er selbst nichts weniger als ein Christ. Erst der äußere Drang der Umstände erweckte in ihm das Bedürfnis eines höhern Beystandes, als seine Götzen ihm verschaffen konnten. Constantin hatte nämlich eben den Entschluß gefaßt, über die Alpen zu ziehen, und den ihm weit überlegenen Maxentius, unter dessen tyrannischem Joche die Hauptstadt des ganzen römischen Reiches seufzte, in seinem eignen Lande, in Italien, anzugreifen (312). Da er nun bey der Ausführung dieses Entschlusses keinen Mittelweg zwischen Sieg und Untergang sah: so „rief er (dies sind die eignen Worte des Zeitgenossen Eusebius, Bischofs von Cäsarea in Palästina, dem der Kaiser diese Begebenheit später selbst erzählt, und seine Erzählung mit Schwüren bekräftigt hatte) bittend und flehend zu dem Gott seines Vaters, daß Er sich ihm zeigen möchte, wer Er sey, und daß Er ihm zu seinem Vorhaben Seine Rechte reichen möchte. Indem er nun dieses bethete, und demüthig flehte, erschien ihm ein sehr wunderbares Zeichen von Gott. Um die Zeit nämlich, da die Sonne noch im Mittag stand, Nachmittags, — so erzählte der Kaiser — habe er mit seinen eigenen Augen am Himmel das Siegeszeichen des Kreuzes, aus Licht bestehend, über der Sonne stehen gesehen, wobei ihm zugleich eine Schrift erschienen sey, des Inhalts: Hiedurch siege! Erstaunen über diese Er-

scheinung habe sich seiner und seines ganzen Heeres, das dieses Wunder mit angesehen, bemächtigt. Er wäre hierauf ungewiß gewesen, sagte er, was diese Erscheinung bedeute. Indem er nun dieß zu Herzen genommen und darüber nachgedacht, sey die Nacht hereingebrochen. Da sey ihm der Christus Gottes mit dem Zeichen, das er am Himmel gesehen, im Schlafe erschienen, und habe ihm befohlen, er solle das am Himmel erschienene Zeichen nachmachen lassen, und sich desselben als einer Schutzwehre gegen die Angriffe seiner Feinde bedienen. Sobald nun der Tag anbrach, stand er auf, und erzählte seinen Freunden das Geheimniß. Hierauf ließ er die Goldschmiede und Juweliere zusammen kommen, setzte sich mitten unter sie, beschrieb ihnen das Bild des Zeichens, und befahl, es in Gold und Edelsteinen nachzumachen. Es ward folgendermaßen verfertigt. Ein langer mit Gold eingefasster Spieß war mit einer Querstange versehen, welche in Gestalt eines Kreuzes daran gemacht war. Auf der obersten Spitze war eine Krone von Gold und Edelsteinen befestigt. An derselben war das Zeichen des heilbringenden Namens, nämlich zwey den Namen Christi bedeutende Schriftzüge, welchen sie vermittlest der Anfangsbuchstaben (X — Ch, und P — R) anzeigten, so daß das P in die Mitte des X gesetzt war. An der Querstange, welche am Spieße befestigt war, hing ein Tuch herunter, von Purpur gewebt, mit vielerley aneinander gereihten kostbaren und blühenden Edelsteinen besetzt, und mit vielem Golde gestickt, so daß es denen, die es sahen, einen Anblick von unaussprechlicher Schönheit gewährte. Dieß an der Stange hangende Tuch war eben so lang als breit. Der aufrecht stehende Spieß war sehr lang; und oben unter dem Zeichen des Kreuzes, an dem Rande des gestickten Tuches, war das goldene Brustbild des gottliebenden Kaisers nebst den Bildern seiner Söhne angehängt. Dieses heilbringenden Zeichens bediente sich der Kaiser allenthalben als einer Schutzwehre wider alle feindliche und sich ihm widersetzende Macht, und befahl, daß allen seinen Armern

andere, die hiernach gefertigt worden, vorgetragen werden sollten. — Damals nun beschloß er, voll Erstaunen über die gehabte wunderbare Erscheinung, keinen andern Gott, als den ihm erschienenen zu verehren. Er ließ also die Ausleger Seiner Geheimnisse zu sich kommen, und fragte sie, wer dieser Gott sey, und was das erschienene Zeichen bedeute; und diese antworteten: es sey Gott, der eingeborne Sohn des einigen und alleinigen Gottes; das erschienene Zeichen aber sey das Sinnbild der Unsterblichkeit, das Zeichen des Sieges über den Tod, welchen (Sieg) Er erworben habe, da er ehemals auf Erden zugegen gewesen. Zugleich lehrten sie ihn die Ursache Seiner Erscheinung, und ertheilten ihm einen gründlichen Unterricht von Seinen Handlungen als Mensch. Er nahm diesen Unterricht an; und indem er die himmlische Erscheinung mit der ihm vorgetragenen Erklärung verglich, wurde er in seiner Gesinnung bestärkt, fest überzeugt, daß ihm die Erkenntniß hievon von Gott selbst mitgetheilt worden. Er gab sich daher schon selbst die Mühe, die heilige Schrift zu lesen, machte die Priester Gottes zu seinen Gesellschaftern, und glaubte, den ihm erschienenen Gott auf alle Weise verehren zu müssen. Hierauf unternahm er es, unter dem Schutze der guten Hoffnungen, die er auf Ihn gesetzt hatte, das drohende Feuer der Tyranney zu löschen.“ *)

III. Wie Maxentius im Angesichte Roms besiegt worden, und im Ueberflusse seinen Tod gefunden, ist bereits erzählt worden. Constantin zog am Tage nach der Schlacht (29. Oct. 312) siegprangend in die Stadt, und wurde von dem freudetrunkenen Volke als Befreyer der Bürger und als Wiederhersteller des öffentlichen Wohles begrüßt. Der Senat erkannte ihm die Ehre eines Triumphs

*) Die auf Befehl Constantins verfertigte Hauptfahne wurde *Labrum* genannt. — Uebrigens muß bemerkt werden, daß dem Eusebius wegen der oben angeführten Erzählung von keinem seiner Zeitgenossen, selbst nicht aus den Heiden, widersprochen wurde.

bogens zu, welcher 4 Jahre nachher vollendet ward, und jetzt noch steht. Man lieſt darauf folgende Inſchrift: „Dem Imperator Cäſar Flavius Conſtantiuſ, dem Großen, dem Frommen, dem Glücklichen, dem Auguſtus, hat der Senat und das römische Volk, weil er auf Eingebung der Gottheit durch die Größe des Geiſtes mit ſeinem Heere die Republik ſowohl am Tyrannen, als auch zugleich an deſſen ganzem Anhange mit gerechten Waffen rächte, dieſen mit Siegeszeichen geſchmückten Bogen gewidmet.“ Noch vor der Errichtung dieſes Ehrenbogens, ſogleich nach ſeinem Siege, hatte Conſtanti in ſeine Bildſäule in Rom aufrichten laſſen, mit dem Kreuze in der Hand, und mit dieſer Inſchrift: „Durch dieſes heilbringende Zeichen, das ächte Wahrzeichen der Tapferkeit, habe ich eure Stadt vom Joche des Tyrannen befreit, und dem Senate und dem römischen Volke die alte Würde und den vorigen Glanz wieder hergeſtellt.“

IV. Schon jetzt *), noch mehr aber nach der Erlangung der Alleinherrſchaft (324), bemühte ſich Conſtanti, nicht nur die Wunden, die ſeine Vorſahren und Machtgenossen der Kirche geſchlagen hatten, wieder zu heilen, ſondern auch die chriſtliche Religion zur herrſchenden im Reiche zu machen. So fanden ſich nun die Chriſten auf einmal in eine ganz andere Lage verſetzt, als jene war, in welcher ſie ſich drey Jahrhunderte lang befunden hatten. Sie ſahen ihre Religion auf dem Throne, den wahren Gottesdienſt in Ehren, die Landesverwiesenen zurückgerufen, die verwüſteten Kirchen wieder hergeſtellt, und neue, ſelbſt auf kaiſerliche Koſten, mit der größten Pracht erbaut. Eine ſo wenig erwartete Ver-

*) Bereits im Anfange des Jahres 313 erſchien ein Edict der beyden Auguſte Conſtanti und Licin, durch welches jedem freygeſtellt wurde, ſich zu derjenigen Religion zu bekennen, die er ſeiner Denkart am angemeeſteſten fand, und den Chriſten die Güter zurückgegeben wurden, die man ihnen während der Verfolgungen genommen hatte. Auch ſollten die Chriſten, als ſolche, von den öffentlichen Aemtern nicht ausgeſchloſſen werden.

Änderung mußte ihnen für die Gegenwart die reinste Freude, und für die Zukunft die süßesten Hoffnungen gewähren. Allein „als die Hölle — sagt der heilige Cyprian — ihre Höhen zertrümmert sah, erkannte sie sogleich ein neues Mittel, die Kirche zu beunruhigen; und dieses war — Ketzerey und Spaltung.“ Christus hat nur Eine Kirche gestiftet. Die Regierung dieser Kirche hat Er den Aposteln mit ganz unbeschränkter Vollmacht übergeben, unter ihnen selbst aber dem Petrus die oberste, allgemeine Aufsicht, Leitung und Gerichtsbarkeit (Primat) anvertraut. Diesen Regenten verhiess Er Seine eigene Gegenwart bis ans Ende der Welt, so wie den Beystand Seines Geistes, des Geistes der Wahrheit, der sie in alle Wahrheit leiten, ewiglich bey ihnen bleiben, sie alles lehren und an alles erinnern werde, was Er ihnen gesagt habe. Demnach muß die von Christus aufgestellte Kirchengewalt so lange dauern, als die Kirche selbst; das heißt: die Nachfolger der Apostel treten in das volle Amt ihrer Vorgänger, und können sich bey der Verwaltung desselben der besondern Gegenwart Jesu und des unmittelbarsten Beystandes Seines Geistes versichert halten. Also ist es auch nur unter der Leitung der Bischöfe, als der Nachfolger der Apostel, in Vereinigung mit dem Papste, als dem Nachfolger des heiligen Petrus, möglich, daß die Kirche unwandelbar in der Lehre Jesu verharre.

V. Der Feind, welcher sich jetzt mitten in der Kirche gegen sie und ihren Glauben erhob, war Arius, ein Priester der alexandrinischen Gemeine, ausgezeichnet durch Wohlgestalt, Wissenschaft und unbescholtenen Wandel, aber unruhigen Geistes und stolzen Herzens. Er unternahm es, das Geheimniß der Dreyeinigkeit Gottes der menschlichen Vernunft begreiflicher zu machen, versenkte sich so mit vermessnem Blicke in die Tiefe der Tiefen, schwankte, und — fiel, wie allen denen geschieht, welche ohne Demuth forschen, und sich nicht festhalten an der „Kirche

des lebendigen Gottes, die da ist der Pfeiler und die Grundfeste der Wahrheit." Die Lehre des Arians läßt sich in den Satz zusammenfassen: „Der Sohn Gottes ist nicht Gott, sondern ein bloßes Geschöpf, welches der Eine Gott, der ewige Vater, zum Rang und zur Ehre einer Gottheit erhoben hat." Diese Lehre erniedrigte die christliche Religion, die Jesum als wahren, ewigen Gott, Eines Wesens mit dem Vater, anbethete, zur Abgötterei, indem sie Ihm als einem bloßen Geschöpfe göttliche Ehre erwies. Sie wurde daher gleich nach ihrer Geburt in einer Versammlung zu Alexandrien verworfen, und Arian, nachdem alle Ermahnungen der Sanftmuth vergeblich waren, in den Bann gethan. Weil er sich aber durch seine Geschmeidigkeit viele und mächtige Anhänger zu verschaffen wußte, und die dadurch entstandenen Unruhen immer größer wurden, so berief Kaiser Constantin, um der Sache durch einen feyerlichen Ausspruch der Kirche ein Ende zu machen, in ehrerbietigen Briefen die Bischöfe zu einem allgemeinen Concilium nach Nicäa (der vornehmsten Stadt Bithyniens nach Nicomedia, wo sich der Kaiser gewöhnlich aufhielt), und sandte Befehle in die Provinzen, sie auf öffentliche Veranstaltung zu beherbergen und zu befördern. Es versammelten sich 318 Väter, nebst mehr als tausend Priestern, Diaconen und gelehrten Laien, welche die Bischöfe begleiteten. Der heil. Papst Sylvester, dem es gebührt hätte, dem allgemeinen Concilium vorzustehen, ward durch sein hohes Alter gehindert, die Reise zu unternehmen. Er sandte daher zwei Priester seiner Kirche zu Rom nach Nicäa, Vitus und Vincentius, welche an seiner Statt erschienen. Das Amt des Vorsizes aber übertrug er dem weisen Bischöfe von Corduba in Spanien, Namens Hosius. Die versammelten Väter verhörten nun den Arian, sahen seine Schriften durch, hielten sie mit der heiligen Schrift und der Erblehre aller Kirchen zusammen, und setzten folgendes Glaubensbekenntniß auf, welches alle bis auf zwei dem Arian anhängende

Bischöfe unterschrieben: „Wir glauben an Einen Gott, „allmächtigen Vater, Schöpfer aller Dinge, der sichtbaren „und der unsichtbaren; und an Einen Herrn Jesum Christum, den Sohn Gottes, den Eingebornen, das heißt, „aus dem Wesen des Vaters, Gott von Gott, Licht von „Licht, wahren Gott vom wahren Gott, der geboren ward, „nicht erschaffen, gleiches Wesens mit dem Vater, „durch den alle Dinge erschaffen wurden, die im Himmel „und auf der Erde sind, der unsertwegen, der Menschen, „und wegen unsers Heiles, herabkam und Fleisch annahm, „und Mensch ward, gelitten hat, und auferstanden ist am „dritten Tage, und aufgefahren ist in den Himmel, und „wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die „Todten; und an den heiligen Geist. Welche aber sagen: „es war eine Zeit, in welcher der Sohn nicht war, und „ehe Er entstand, war Er nicht, und daß Er sey aus dem „Nichts gemacht worden; oder, welche sagen: der Sohn „Gottes sey erschaffen aus einer andern Substanz oder „Wesen, oder daß Er wandelbar sey und veränderlich; „über solche spricht die katholische und apostolische Kirche „das Anathema.“ Nun wurden die beyden Bischöfe, welche die Unterschrift dieses Glaubensbekenntnisses beharrlich verweigerten, zugleich mit Arius vom Concilium aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und ihrer Aemter entsezt. Nachdem sich die Väter noch einige Zeit mit Entscheidung verschiedener Fragen in Betreff der Kirchenzucht beschäftigt hatten, schieden sie von Nicäa, und begaben sich wieder nach Hause zu ihren Kirchen. Die Versammlung hatte über zwey Monate gedauert (vom 19. Juny bis 25. August 325). Constantin, der bey derselben gegenwärtig gewesen war und manchen Verhandlungen beygewohnt hatte, ließ ihre Entscheidungen und Verordnungen im ganzen Reiche kund machen. Arius aber und seine Anhänger wurden ins Elend verwiesen, und ihre Schriften überall verbrannt.

So schien nun der Friede der Kirche wieder hergestellt.

Allein der Geist der Ketzerey, jederzeit unruhig und auf-
 rührerisch, ließ sich von jeher auch durch das Ansehen der
 versammelten Kirche nie, oder nur sehr selten, unterdrücken.
 Die Arianer, obgleich beschämt, fingen bald wieder an,
 neue Unruhen zu erregen. Indem sie sich stellten, als
 wollten sie der Glaubensformel von Nicäa bestimmen, er-
 hielt sie von dem Kaiser, daß sie aus dem Elend zurück-
 berufen wurden. Kaum waren sie zurückgekommen, so
 gaben sie sich alle Mühe, den Kaiser durch verschiedene
 Kunstgriffe wider die katholischen Bischöfe, und besonders
 wider den eifrigsten Vertheidiger des apostolischen Glaubens,
 Athanasius, Bischof der Kirche zu Alexandrien, einzu-
 nehmen, und brachten es durch ihre Heuchelei und ihre ge-
 heimen Ränke so weit, daß Constantin dem eben ge-
 nannten Bischöfe befahl, unter der Strafe, seines Bisthums
 entsezt zu werden, den Arius wieder in seine Kirche auf-
 zunehmen, und als dieser sich dessen standhaft weigerte, ihn
 wirklich nach Trier, der damaligen Hauptstadt Galliens, ins
 Elend verwies. Arius benützte nun die Abwesenheit des
 Athanasius, begab sich nach Alexandrien, und stellte sich
 der Kirche dar. Allein das Volk duldbete ihn nicht, und
 es entstanden unter demselben so große Verwirrungen, daß
 der Kaiser sich genöthiget sah, dem Arius zu befehlen,
 er möchte sich von da hinweg nach Byzanz begeben. Als
 aber auch hier der Bischof nicht dahinzubringen war, den
 Arius in die Gemeinschaft aufzunehmen, erwirkten dessen
 Anhänger einen kaiserlichen Befehl, ihn mit Gewalt in die
 Kirche wieder einzuführen.

Man wählte zu dieser Wiedereinfegung einen Sonntag,
 um sie desto feyerlicher zu machen. Wie im Triumphe ward
 Arius von seinen Anhängern durch die Straßen der Stadt
 zur Kirche geführt. Schon erblickte man diese, als er auf
 einmal im Angesichte des ganzen Volkes zu erblaffen an-
 fing. Zu gleicher Zeit nöthigte ihn ein körperliches Bedürf-
 niß, sein Gefolge zu verlassen, und sich an einen geheimen
 Ort zu begeben. Als man längere Zeit auf ihn gewartet

hatte, gingen einige hinein, und fanden den Arian auf der Erde ausgestreckt mit ausgeschütteten Eingeweiden in seinem Blute schwimmend. Schnell verbreitete sich das Gerücht von seinem Tode, den die Gläubigen dem Fasten und Bethen ihres Bischofes, die Arianer aber seinen Zauberkünsten zuschrieben. Auch Constantin erkannte die Hand des Herrn; er sah den Tod dieses Mannes als Strafe des Meineides an, und ward im Glauben an die wahre Lehre, welcher er immer angehangen, noch mehr befestigt. Leider war der Tod des Arius (336) nicht das Ende der Spaltung; vielmehr wußten die Anhänger seiner Lehre mehrere von den Nachfolgern Constantins auf ihre Seite zu locken, und dadurch den Gliedern der wahren Kirche Jesu öfter die furchterlichsten Verfolgungen zu bereiten.

VI. Das Jahr der Feyer der ersten allgemeinen Kirchenversammlung (325) war auch das Jahr der Gründung der ersten Genossenschaft von Ordensgeistlichen zu Tabenna in Thebais durch Pachomius; und dieser wird daher mit Recht als erster Urheber der Klöster angesehen. Zwar haben vom Anfange des Christenthumes an sich einzelne Gläubige von der Welt entfernt, sey es aus demüthigem Mißtrauen in sich selbst zu den Zeiten der Verfolgung, wie der heil. Paulus aus der ägyptischen Landschaft Unterthebais im Jahre 250. (st. 341); sey es, um sich ungestört dem beschaulichen, oder ungefährdet dem büßenden Leben zu widmen, wie der heil. Antonius aus dem oberägyptischen Dorfe Roman im Jahre 285 (st. 357) und der heil. Hilarion aus Palästina im Jahre 306 (st. 371). Auch hatten sich solche Einsiedler (die man bald Eremiten von dem griechischen Worte Eremos, Wüste, bald Anachoreten, von dem Worte Anachorein, sich zurückziehen, bald Monachoi, Mönche nannte, von dem Worte Monos, allein) zu einander gesellt, um gemeinschaftlich mit Verläugnung alles Irdischen und Zeitlichen Gott zu dienen. Ja, es hatten auch schon viele

Anachoreten sich der Führung des heil. Antonius übergeben, und groß war die Zahl derjenigen, welche ihn als ihren Meister ansahen. Aber Pachomius (von heidnischen Aeltern in der Thebais im Jahre 292 geboren, im Jahre 315 getauft und von dem gottseligen Greise Palämon mit dem Anachoreten-Gewande bekleidet) war der erste, der für seine geistlichen Kinder eine bestimmte Richtschnur zog, welcher sie alle sich unterwarfen, so wie nach diesem Beispiele alle folgenden Ordensbrüderschaften nach Einer Regel ihres Stifters einhergingen. Ja, er gründete außer der Genossenschaft von Tabenna noch acht andere in der Thebais, welche alle ihn als ihren geistlichen Vater verehrten, sich von ihm leiten ließen, und ihn Abbas nannten, welches in syrischer Sprache Vater heißt. Er starb am 9. Mai 348 im 57. Jahre seines Alters.

VII. Wenden wir uns wieder zur Regierungsgeschichte des Kaisers Constantin! In dieser zeichnen sich vornehmlich zwei Begebenheiten aus, nämlich die Verlegung der Residenz von Rom nach Byzanz, und und die gänzliche Veränderung der Verfassungsform.

Schon von Julius Cäsar und Octavianus Augustus wird gesagt, daß sie den Sitz des Reiches in die Landschaft Troas am Hellesponte verlegen wollten. Doch erst Diocletian war es, der sich durch Stolz und Staatsklugheit bewogen fand, sich von dem ehemaligen Sitze der Regierung zu entfernen. Seinem Beispiele folgten seine Nachfolger. Auch Constantin, der Befreyer Roms, beherrschte nur selten diese Stadt mit seiner Gegenwart. Doch kam er erst, als er den höchsten Gipfel des Glückes allmählig erreicht hatte, und sich dem Abhange des Lebens näherte, auf den Gedanken: der Stärke sowohl als der Majestät des Thrones einen bleibenden Sitz anzuweisen. In der Wahl einer seinen Absichten entsprechenden Lage, gab er der Stadt Byzanz an der Grenzschcheidung von Europa und Asien den Vorzug, um mit mächtigem Arme

die Barbaren zwischen der Donau und dem Tanais (Don) im Zaume zu halten, und mit eifersüchtigem Blicke die Schritte des persischen Monarchen zu beobachten. Er hatte nämlich während des letzten Krieges mit Eicin Gelegenheit gehabt, die vortreffliche Lage von Byzanz als Soldat und als Staatsmann zu betrachten, und zu bemerken, wie stark es von Natur gegen einen feindlichen Anfall befestiget sey, während es zugleich dem wohlthätigsten Verkehr des Handels von jeder Seite offen stand. Auch kann wohl das Verlangen, eine ganz christliche Residenz zu haben, nicht ohne Wirkung auf seinen Entschluß gewesen seyn. Da die meisten Gebäude errichtet waren, wurde die neue Stadt im Jahre 330 den 11. Mai feyerlich eingeweiht. Vermöge eines auf einer steinernen Säule eingegrabenen Gesetzes sollte sie Neu-Rom genannt werden; allein ungeachtet dieses Befehls erhielt sie den Namen Constantinopolis (Constantins-Stadt).

Die Folge dieser Verlegung der Residenz war eine vollständige Veränderung der bisherigen Verfassungsform, daß man binnen kurzer Zeit in einem ganz andern Staate zu seyn glaubte. Das ganze Reich ward in vier Praefecturen abgetheilt: 1) die des Orients, zu welcher Constantinopel selbst, alle asiatischen Länder, Aegypten nebst dem angrenzenden Sybien, und Thracien gehörten; 2) die von Illyricum, welche Mössien, Macedonien, Griechenland und Creta umfaßte; 3) die von Italien, welche Italien selbst, die Südbonau-Länder bis zur Grenze von Mössien, die Inseln Sicilien, Sardinien und Corsica, und die west-afrikanischen Provinzen begriff; endlich 4) die von Gallien, welche Spanien und die balearischen Inseln, Gallien, Helvetien und Britannien umfaßte. Jede der genannten Praefecturen stand unter einem General-Statthalter (Praefectus Praetorio); doch hatten die beiden Hauptstädte Constantinopel und Rom ihre eigenen Statthalter (Praefectos urbis). Jedem General-Statthalter war ein Staatsrath zugeordnet, und alle Civilsachen

waren in der Regel von ihm abhängig. Die Praefecturen selbst waren wieder in Diöcesen, jede Diöcese in Provinzen, jede Provinz in Kreise und Districte, und diese wieder in die städtischen und andern Gemeinden abgetheilt, und über alle wieder einander untergeordnete Beamte, meistens mit alten Namen, aufgestellt. Die Leitung aller Regierungs- und Staatsgeschäfte in höchster Instanz wurde einem höchsten Staatsrathe (*Consistorium Principis*) übergeben. Die Mitglieder desselben (*Comites consistoriani*) waren nebst dem Präsidenten (*Praepositus s. cubiculi*) der *Magister officiorum* (Minister des Innern), der *Comes sacrarum largitionum* (Minister der Finanzen), der *Quaestor* (Justizminister), der *Comes rei privatae* (Kronschatzmeister), und für das Kriegswesen insbesondere die zwei Befehlshaber der Hausstruppen (*Comites domesticorum*).

VIII. Zur Bestreitung des Aufwandes, welchen sowohl der Bau der neuen Hauptstadt, als die neue Staatsverwaltung wegen der Menge der höhern und niedern Beamten erforderte, waren die bisherigen Einkünfte nicht mehr hinreichend. Es wurden daher neue Canäle erfunden, das Vermögen der Unterthanen in die kaiserliche Schatzkammer zu leiten. Solche waren 1) die sogenannte *Indiction* oder Grundsteuer, deren Betrag jährlich vom Kaiser ausgeschrieben (*indicebatur*), und von den Rectoren der Provinzen repartirt wurde (aus der alle 15 Jahre vorgenommenen Durchsicht des Catasters entstand der *Cyclus* der *Indictionen* von 15 Jahren, der anfangend vom 1. September 312, zur gewöhnlichen Aere wurde, und bis heute noch unter dem Namen der *Zinszahl* der Römer in unsern Kalendern verzeichnet wird); 2) die Gewerbesteuer, welche, da sie alle 4 Jahre berichtet wurde, auch *aurum lustrale* hieß *); 3) die

*) Das Wort *lustrum* bedeutet eigentlich einen Zeitraum von 5 Jahren; es wurde aber später, besonders von den Dichtern, mit der *Olympiade* verwechselt.

Zwangsteuer, welche aus der Sitte, dem Kaiser bey besondern Gelegenheiten goldene Kronen zu schenken, entstanden war, und daher auch aurum coronarium genannt wurde.

IX. Von den vielen Verordnungen, welche Kaiser Constantin während seiner langen Regierung erließ, und welche alle das Glück seiner Unterthanen zum Zwecke hatten, wollen wir nur diese einzige anführen: „Wosern jemand ist, welches Herkommens, welches Standes, welcher Würde er sey, der sich getrauet, irgend einen der Richter, oder eine Person meiner Umgebung, oder einen meiner Freunde oder Hofbedienten, in wahrhafter und auf offenbaren Erweisen gegründeter Anklage zu überführen, daß er unredlich und ungerecht gehandelt habe; der komme sonder Furcht und Scheu herbey, und wende sich an mich. Ich selbst werde alles anhören, selbst in der Sache erkennen; und wird die Klage erwiesen, so werde ich mich selbst rächen an dem, der mich bis zu dieser Zeit durch verstellte Redlichkeit getäuscht hat. Jenen aber, der ihn angegeben und den Beweis geführt hat, werde ich mit Ehre und Gütern lohnen, so wahr die höchste Gottheit mir gnädig seyn, mich in Schutz nehmen, und das Reich in blühendem Stande erhalten wolle!“

X. Unter den Söhnen Constantins zeichnete sich der älteste, Crispus, den ihm seine erste Gemahlinn Minervina, geringen Herkommens, geboren hatte, an schönen Eigenschaften des Geistes wie des Herzens vorzüglich aus. Aber seine zweyte Gemahlinn, die Kaisertochter Fausta, sah mit Schelblick auf den beym Volke und beym Heere gleich beliebten Stieffohn. Es gelang ihr, ihn beym Vater zu verläumdern. Sie beschuldigte ihn einer fürchterlichen That gegen ihre Person, und des Strebens nach der höchsten Gewalt. Constantin glaubte ihr vielleicht desto eher, da sie ihm ehemals die mörderischen Anschläge ihres Vaters wider ihn entdeckt hatte. Er verbannte seinen Sohn nach Pola in Istrien, und ließ ihn

bald nachher tödten. Die Mutter Constantins, Helena (die Entdeckerinn des Kreuzes und des Grabes unsers Heilandes), härmte sich über den Tod ihres hoffnungsvollen Enkels, und machte ihrem Sohne verdiente Vorwürfe. Diesem gingen die Augen auf; nach angestellten Untersuchungen erkannte er des Sohnes Unschuld, und nahm nun grauenvolle Rache an seiner Gemahlinn, indem er sie in einem heißen Bade ersticken ließ (326).

XI. Gegen das Ende des Jahres 336 beging Constantin die Feyer seiner dreyßigjährigen Regierung. Diesen glänzenden Zeitpunkt wählte er auch, um die untergeordnete Verwaltung des Reiches seinen drey Söhnen, die er schon in ihrer Kindheit zu Cäsarn ernannt hatte, zu vertheilen, und ihnen zwey seiner Neffen (Söhne seines verstorbenen Bruders Dalmatius), Dalmatius und Hannibalianus, zuzugesellen. Dem ältesten Sohne, welcher von ihm den Namen Constantin führte, ward Gallien, Spanien und Britannien zugetheilt; der zweyte Constantius, erhielt Asien, Syrien und Aegypten; der dritte, Constant, Italien, Illyricum und Afrika; Dalmatius, den er zum Cäsar ernannte, bekam Thracien, Macedonien und Achaja; und Hannibalianus, dem er den Königstitel gab, Kleinarmenien, Pontus und Cappadocien.

XII. In vollkommenem Wohlseyn feierte Constant, nachdem er am 27. Februar 337 sein 63. Jahr zurüdgelegt hatte, das Osterfest, und durchwachte mit den Gläubigen die Nacht der Auferstehung im Gebethe. Bald nachher ward er unpäßlich, und brauchte warme Bäder bey Constantinopel, von wo er sich nach Helenopolis in Bythinien, und weil ihn die zunehmende Krankheit an dem Gebrauche der dortigen Bäder hinderte, nach Achyron, einem Landhause bey Nicomedien, bringen ließ. Hier berief er den Bischof Eusebius von Nicomedien nebst einigen andern Bischöfen vor sich, und bezeigte sein herzlichcs Verlangen, des Heiles Gottes in der Taufe theilhaftig zu werden: „Sein Wunsch sey gewesen, zum Andenken der Taufe

unserß Heilandes sich im Jordan taufen zu lassen. Gott aber habe es anders gefügt. Wosern der Herr des Lebens und des Todes ihm seine Tage noch fristen wollte, und er mit der Gemeinde am öffentlichen Gebethe Theil nehmen würde, so wollte er der göttlichen Gnade würdig wandeln.“ Er wurde von Eusebius getauft, und nach vollbrachter heiliger Handlung mit weißem Gewande angethan und auf ein weißes Bett gelegt; den Purpur wollte er nicht mehr berühren. Nachdem er seinen Söhnen die Herrschaft über die ihnen angewiesenen Provinzen bestätigt, und den heiligen Athanasius aus der Verbannung zurückzurufen befohlen hatte, gab er am 22. Mai 337, am heiligen Pfingstfeste, gegen Mittag, im vierundsechzigsten Jahre des Alters, im einunddreyßigsten der Herrschaft, seinen Geist in die Hände desjenigen, den er vor den Augen des Senats, des Volkes, der Weltweisen zu bekennen kein Bedenken getragen hatte, und der ihn eben darum auch „bekennen wird vor Seinem Vater, der in den Himmeln ist.“

10.

Kaiser aus Constantins Familie

I. Das erste, was nach dem Tode Constantins geschah, war, daß Constantius seinen Oheim, Julius Constantinus, den Cäsar Dalmatius, den König Hanibalianus, dann den Patricier Optatus, der, wie man muthmaßt, mit Constantins Schwester Anastasia vermählt war, nebst fünf seiner Neffen umbringen ließ, so daß von Constantins zahlreicher Familie, außer seinen drey Söhnen, nur noch zwey Neffen übrig geblieben, nämlich Gallus, den die Meinung rettete, daß er ohnedieß sehr bald an einer für tödtlich gehaltenen Krankheit sterben werde, und sein Bruder Julian, der seiner Jugend wegen verschont wurde, da er erst 7 Jahre alt war. Nun theilten die drey, in ihren Eastern wie in ihren Namen sich gleich ähnlichen Brüder das Reich unter sich, so daß Constantin (337 — 340) die Præfectur Gal-

und dem an sie zu zahlenden Tribut befreite, und nach seinem Uebergange über den Rhein so glücklich in Deutschland vordrang, daß die Eifersucht des Kaisers darüber erregt wurde. Dieser war eben gegen die Perser gezogen (359), und verlangte nun, daß ihm Julian mehrere von seinen Legionen zusenden sollte. Zum Sammelplatze derselben war Paris bestimmt. Da umringte um Mitternacht die bewaffnete Menge den Palast des Cäsars, und rief ihn zum Augustus aus. Erst nach langem Widerstande gab er ihrem Ungeßüm nach, und erklärte, daß er die Entscheidung seiner Sache „den unsterblichen Göttern“ überlasse. Den folgenden Tag nahm er auf dem Marsfelde die Huldigung als Augustus an (März 360). Nun zog er mit seinem Heere an der Donau hin, den Kampf um die Krone mit seinem Vetter zu bestehen. Hier aber erhielt er die Nachricht von dem Tode des Kaisers in Asien (3. Nov. 361); und so gelangte der 29jährige Julian zur Alleinherrschaft der römischen Welt.

III. Dieser sonst im öffentlichen wie im Privatleben vortreffliche Kaiser hat sich vorzüglich durch seinen Abfall vom Christenthume (weßwegen er auch den Bepnamen *Apostata*, der Abtrünnige, erhielt) merkwürdig gemacht. Man hat die Ursachen dieses Abfalls in der Stimmung seines Characters, in der Dürftigkeit seiner Erziehung, in den Spaltungen, die eben die christliche Kirche zerrissen, und in der damaligen heidnisch-philosophischen Denkungsart zu finden geglaubt. So viel ist gewiß, daß er nicht aus bloßer Politik, sondern aus innerer Ueberzeugung zum Götzendienste zurücktrat. Daß dieser Rücktritt die Begünstigung der heidnischen und die Zurückdrängung der christlichen Religion zur Folge haben mußte, versteht sich von selbst. Julian bediente sich aber gegen die Christen nicht so fast der Gewalt, als der Verführung. Er suchte immer neue Uneinigkeiten zwischen den Rechtgläubigen und den Ketzern anzustiften, um die Einen durch die Andern zu schwächen, und sie endlich alle durch den letzten Streich, den er ihnen

versehen wollte, auszurotten. Die Religionsfreyheit, die er dem Scheine nach den Christen ließ, war im Grunde nichts anders, als eine harte Slavery. Alle seine Gunstbezeigungen verschwendete er an die Heiden; die Christen aber hatten ihrerseits von ihm nichts als Verachtung, Verdrückung und Ungnade zu erfahren. Er hob alle Privilegien auf, welche die christlichen Kaiser der Kirche ertheilt hatten. Er zog die Pensionen ein, welche Constantin den Geistlichen, den Jungfrauen und Wittwen angewiesen, „damit er — wie er sagte — die Galiläer die evangelische Armuth ausüben lehre, und ihnen den Eingang in das Himmelreich erleichtern helfe.“ Er forderte von den Christen unendliche Summen zur Wiederherstellung der heidnischen Tempel, und ließ sogar die heiligen Gefäße der Kirche dahin verwenden. Er schloß ferner die Christen von allen Staatsämtern aus — „das Evangelium verbiete ihnen, das Schwert zu gebrauchen“ — und beraubte sie aller Rechte, selbst jenes der Vertheidigung vor den Richtersthühlen — „ihre Religion untersage ihnen ja alle Proceße und Streithandel.“ Sogar das Studium der Wissenschaften untersagte er ihnen — „denn die Christen müssen blindlings glauben, und nicht vernünfteln.“ Endlich ersann er ein neues Mittel zur Untergrabung der Religion Jesu Christi, die Wiederaerbauung des Tempels zu Jerusalem. Von Moses, von den Propheten, vom Sohne Gottes, von seinen Aposteln war die Verödung des jüdischen Landes, die Zerstörung des Tempels, und die Zerstreuung der Juden vorher verkündigt worden. Sonach war es ein Gedanke scharfsinniger Arglist, die Weissagungen des alten und neuen Bundes durch Tempelbau und Erneuerung des öffentlichen jüdischen Gottesdienstes vereiteln zu wollen.

Julian forderte die Vornehmsten der Juden zu sich, und ermunterte sie zur Beobachtung der Gesetze Moses und der väterlichen Gebräuche. Als sie nun antworteten, ihr Gesetz erlaube ihnen nicht, anderswo, als im Tempel zu Jerusalem, welcher zerstört worden, Opfer darzubringen:

so befahl er ihnen, solchen wieder zu erbauen, und wies ihnen dazu Gelder an. Sobald die Juden inne wurden, wie ernsthaft es mit dem Versprechen des Kaisers, der die trefflichsten Werkmeister zu diesem Unternehmen berief, gemeint wäre; kamen sie von allen Seiten nach Jerusalem, um an dem heiligen Bau sowohl mit Arbeit, als mit Beysteuer Theil zu nehmen. Mit den Männern wetteiferten die Weiber, deren einige hier Steine trugen, dort Schutt hinwegräumten, andere dagegen ihren Schmutz verkauften, um durch den Ertrag desselben das große Werk zu fördern. Auch Heiden nahmen thätigen Antheil daran, nicht aus Liebe zu den Juden, sondern aus Haß gegen die Christen. Doch sagte der heil. Cyrillus, Bischof zu Jerusalem, mit kühner Zuversicht vorher: „Dieses Werk werde nicht gelingen; auch an ihm werden die Weissagungen Daniels und des Sohnes Gottes sich bewähren; auch bey diesem Tempel werde kein Stein auf dem andern bleiben!“ Als nun der alte Schutt hinweggeräumt war, und am folgenden Tage der neue Bau beginnen sollte; erhob sich während der Nacht ein wirbelnder Sturm, welcher den herbeugebrachten Gips und Kalk auseinander wehte. Dennoch schritt man am Tage zur Arbeit. Allein ein Erdbeben erschütterte so gewaltig den Boden, daß verschiedene, sowohl Arbeiter als Zuschauer, vom Fall emporgeschleuderter Steine verwundet wurden. Aber auch so ließen weder Juden noch Heiden sich abschrecken. Da geschah, was nicht nur eine Menge von christlichen Zeitgenossen, sondern auch der heidnische Schriftsteller Ammianus Marcellinus mit diesen Worten erzählt: „Als nun Alpius das Werk kräftiglich betrieb, und der Landpfleger ihm verhüllich war, da brachen bey der Grundlage furchtbare Feuerklumpen oftmals hervor, und machten, nachdem verschiedene Male die Arbeiter verbrannt worden, den Ort unzugänglich; und als auf solche Weise das Feuer sie beharrlich zurücktrieb, hörte die Unternehmung auf.“ Dieß geschah im Jahre 363.

Noch im nämlichen Jahre erhielt Julian, auf einem Feldzuge gegen den Perserkönig Sapor, in einem nahe bey Ctesiphon vorgefallenen Gefechte — ungewiß, ob von einem Feinde, oder von einem Römer — eine Wunde, an welcher er starb (27. Juny 363). Mit ihm erlosch die Familie des großen Constantin.

11.

Die übrigen Kaiser des vierten Jahrhunderts.
Anfang der großen Völkermanberung. Theilung des Reiches.

I. Das Heer rief sogleich den obersten Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache, Jovian, zum Kaiser aus; und dieser hielt es in der gegenwärtigen mißlichen Lage für das Beste, mit Aufopferung der seit 297 gemachten Eroberungen den Frieden von den Persern zu erkaufen. Sobald er in Antiochia angekommen war, beschäftigte er sich eifrigst mit Heilung der Wunden, welche sowohl der von den Ariannern mißleitete Constantius, als der dem Christenthume abtrünnig gewordene Julian der Kirche geschlagen hatte. Noch im Winter verließ Jovian Antiochien, und reisete über Cappadocien und Galatien nach der bithynischen Grenzstadt Dabastena. Hier wurde er früh am 17. Febr. 364 todt im Bette gefunden.

II. Die Armee marschirte nun nach Nicäa, und ernannte hier den Praefectus Praetorio Valentinian, einen Pannonier, zum Augustus (27. Febr. 364). Valentinian nahm sogleich seinen Bruder Valens zum Mitregenten an, und theilte das Reich so mit ihm, daß er demselben die Praefectura des Orients überließ, sich selbst aber die drey Praefecturen Aegyptum, Italien und Gallien vorbehielt; und nach drey Jahren (367) legte er sogar seinem achtjährigen Sohne Gratian den Kaisertitel bey. Seine Regierungstage waren die Zeit eines beständig fortgesetzten Kampfes gegen die andringenden fremden Völker: in Deutschland gegen die Alemannen, Franken, Burgunder

und Sachsen; in Britannien gegen die Caledonier; in Afrika gegen die afrikanischen Fürsten, die dem römischen Reiche fast diese ganze Provinz weggenommen hatten; und an der Donau gegen das neuentstandene und bis dahin sich ausdehnende ostgothische Reich. Im Oriente half er in Verbindung mit Valens den Königreichen Armenien und Iberien, die Jovian dem Perserkönig Sapor überlassen hatte, zu einer Art von Unabhängigkeit. Er starb an den Folgen des Fädhorns (17. Nov. 375); ihm folgte sein edler Sohn Gratian und dessen vierjähriger Bruder, Valentinian II.

III. Valens im Oriente hatte sich unterdessen durch seine Härte, seinen Geiz, seinen Argwohn, und besonders durch den seit seinem Uebertritte zum Arianismus immer härtern Druck der Katholiken, so verhaßt gemacht, daß der Wunsch, ein so schweres Joch abzuschütteln, immer allgemeiner ward. Einige nahmen sogar — wie uns Ammianus Marcellinus erzählt — zu den Künsten der Wahrsagung ihre Zuflucht, und wollten durch diese herausgebracht haben, daß „Valens bald umkommen werde, und vom Schicksal ein Mann zu seinem Nachfolger bestimmt sey, dessen Name mit Theo anfangte, und mit s endige.“ Die Sache ward entdeckt, und Valens glaubte die Erfüllung der Wahrsagung dadurch zu vereiteln, daß er alles, was den Namen Theodorus, Theodulus, Theodotus, Theodosius führte, umbringen ließ (373).

IV. Zwei Jahre nach diesem Vorgange, nämlich im Jahre 375, begann die sogenannte große Völkerwanderung mit dem Ausbruche der mächtigen Hunnen (Hiong-nu) nach Europa. Dieser häßliche mongolische Volksstamm, mit breiten Schultern, tiefliegenden kleinen Augen und platten Nasen, der in den Steppen am Ural und Altai großgezogen worden war, und gegen dessen wilde Einfälle in China schon im fernen Alterthume die sinesische Mauer aufgeführt wurde, mußte bereits 93 n. Chr. seine damaligen Wohnsitze verlassen, und zog sich weiter nach

Westen und Norden. Im Jahre 374 überschritten diese Hunnen die Wolga und den Don, verbanden die dort wohnenden Nomadenhorden mit sich, und warfen sich am Tanais auf die Alanen. Die Alanen — ein allgemeiner Name für die zwischen der Wolga, dem caspischen Meere, dem Caucasus, dem Don und Dnieper wohnenden Stämme — konnten dem Andrang der Hunnen nicht widerstehen; ein Theil derselben zog sich nach dem Caucasus, ein anderer Theil schloß sich an die germanischen Stämme, und wieder ein anderer an die Hunnen an. Diese beträchtlich verstärkten Massen überfielen nun die Gothen, und eröffneten durch ihren gewaltigen Stoß die lange Reihe umwälzender Züge und blutiger Zertrümmerung (375).

Der erste Sturm der Hunnen und Alanen bey ihrem Vorwärtsdringen traf die Ostgothen (Greuthungen) am schwarzen Meere. Ihr Anführer und König Vithimir, Sohn des gefürchteten Ermanarich, widerstand zwar eine Zeit lang den Feinden, aber ohne Glück, und wurde endlich im Kampfe getödtet. Die Vormünder seines noch unmündigen Sohnes Viderich, Alatheus und Saphrax, sahen sich durch die unaufhaltsam heranströmenden Horden genöthiget, an den Dniester, die Grenze der thervingischen Westgothen, zurückzuziehen, von denen sie Hülfe zu erhalten hofften. Wirklich zog der westgothische Fürst Athanarich in gerüsteter Heerschaar gegen die Hunnen aus; aber von diesen überrumpelt, entwich er nur mit Mühe in die heutige Moldau, wo er sich zwischen dem Pruth (Gerasus) und der Donau verschanzte. Hier ward jedoch seine Lage immer ärger, da in seinem Heere Partheypung entstand, und unter Anführung des Fürsten Fritiger die meisten sich von ihm trennten, entschlossen, den Kaiser Valens um Erlaubniß anzusprechen, daß sie sich für tapfern Kriegsdienst in noch unbewohnten Gegenden von Thracien niederlassen durften. Zum Ueberbringer dieses Antrages an Valens wählten sie den Bischof Ulphilas, der viele Gothen zum Christenthume bekehrte, die vier

Evangelien in ihre Sprache übersezt *), und nach Einigen, die Gothen mit dem Gebrauche der Buchstaben bekannt gemacht hatte. In Byzanz betrachtete man die Westgothen als die beste Schutzmauer gegen die barbarischen Horden, die bey ihrem steten Vorwärtsdringen auch das römische Reich bedrohten. Valens erlaubte ihnen also den Uebergang, aber unter Bedingungen, welche sie tief kränkten, und zu Feinden des Reiches, in welches man sie aufzunehmen willigte, machen mußten. Ehe sie nämlich über die Donau gehen durften, sollten ihre Knaben herübergeholt, und in Asien zur Erziehung vertheilt werden; auch sollte den Männern nicht erlaubt seyn, ihre Waffen mit sich zu führen. Das erstere konnten die Gothen nicht wohl hindern; aber daß das Letztere nicht geschah, bewirkten sie durch Bestechung der aufgestellten römischen Schaaren. Und so zogen 200,000 streitbare Thervinger — mithin eine Zahl von einer Million Menschen — über die Donau (376).

Es war nicht leicht, einer so großen Menge sogleich ihre Wohnungen in Thracien und Mösien anzuweisen; sie schweiften daher noch eine ganze Weile unstät am Ufer des Stromes umher, wo sie von den römischen Befehlshabern, die ihnen in ihrer jetzigen Lage jede Hülfsleistung hätten erweisen sollen, unerträgliche Drangsale erdulden mußten. Man zog allen möglichen Vortheil von ihrer Noth und verkaufte an sie die dringendsten Bedürfnisse für ungeheure Preise. Als nun die Gothen laut zu murren anfangen, zwang man sie, begleitet von römischen Schaaren, aufzubrechen und nach Mösien zu ziehen. Da durch diese Maß-

*) Fragmente dieser Uebersetzung, der ältesten germanischen Urkunde, enthält der sogenannte silberne Codex in der Universitäts-Bibliothek zu Upsala, und eine andere Handschrift in der wolfsenbüttelschen Bibliothek. — Eben diesem Upphilaß wird von dem Kirchengeschichtschreiber Sozomenus vorgeworfen, daß er, um den Zweck seiner Botschaft zu erreichen, die Bedingung des Kaisers, seine Landsteute zur Annahme der Arianischen Lehre zu bereuen, eingegangen habe. Gewiß ist es, daß die meisten derselben nicht lange nachher Arianer waren.

regel das römische Ufer der Donau von aller Wache entblößt war, fuhren auch die ostgothischen Greuthungen (denen man kurz vorher ihre Bitte um Aufnahme in das römische Gebiet abgeschlagen hatte) über den Strom, und zogen ihren westlichen Brüdern nach. Auf's neue durch den Uebermuth des römischen Befehlshabers gereizt, der sogar die Leibwache zweyer gothischer Fürsten ermorden ließ, verbreiteten sich nun West- und Ostgothen, mit vereinter Wuth verheerend, über Thracien und die angrenzenden Pänder. Der Kaiser schickte gegen sie mehrere Feldherren, die aber eine Schlacht nach der andern verloren, um so mehr, da Hunnen und Alanen von den Feinden zu Hülfe gerufen waren, während der von Valens um Beystand angesprochene Gratian nur langsam sich nähern konnte. Und als dieser endlich so nahe gekommen war, daß die Vereinigung der Heere nach wenigen Tagen hätte zu Stande kommen können; da wagte der auf seinen Ruhm eifersüchtige Valens, noch vor dieser Vereinigung, bey Adrianopel gegen die Gothen eine Schlacht, in welcher die Römer eine so fürchterliche Niederlage erlitten, daß sie mit jener bey Cannä verglichen worden. Ueber vierzig Feldobersten blieben auf der Wahlstatt; kaum der dritte Theil des römischen Heeres entrann. Valens selbst ward verwundet in eine Hütte getragen, welche die Gothen, nicht wissend, daß der Kaiser darinnen sey, in Flammen setzten. Dieses geschah im Jahre 378.

V. Gratian war eben an der Grenze Thraciens, als er die Nachricht von der Niederlage des morgenländischen Heeres und von dem Tode seines Oheims erhielt. Er zog sich nun nach Sirmium zurück, um sich gegen den siegreichen Feind zu verstärken; und als dieses geschehen war, führte er noch im nämlichen Jahre das Heer, von Gothen, Hunnen und Alanen rings umgeben, nach Constantinopel. Und hier war es, wo der neunzehnjährige Kaiser, nun auch Beherrscher des Orients wie des Occidents, den Spanier Theodosius zu sich berief, um die Herrschaft der

römischen Welt mit ihm zu theilen. Der Vater desselben hatte in den Kriegen Valentinians I. in Britannien und Afrika mit Ruhm gefochten, und war zum Lohn seiner Thaten auf Anstiften treulofer Minister, welche Gratians Jugend täuschten, zu Carthago enthauptet worden (376). Der Sohn, welcher bereits als Dux von Mösien durch Besiegung der Sarmaten hervorglänzte, theilte des Vaters Ungnade, und wurde nach Spanien, seiner Heimath, in die Dunkelheit des Privatlebens zurückgesandt. Aber jetzt, als Gratian entschlossen war, den Kampf für das ganze Reich gegen zahllose und siegestrunkene Feinde zu bestehen, und zugleich die Unmöglichkeit erkannte, denselben allein durchzukämpfen, rief er — fern von allem Argwohn, als werde der Sohn den Vater rächen — den edlen Spanier aus der Stille ländlicher Schatten neben sich auf den Kaiserthron. Theodosius kam nach Sirmium, wohin Gratian zurückgekehrt war. Hier wurde er, nachdem er lange und ernsthaft den Purpur anzunehmen sich geweigert, und nur dem inständigen Flehen Gratians nachgegeben, am 19. Januar 379 zum Kaiser ernannt, und das orientalische Reich, nebst einem großen Theile Syriens, den man nachher das östliche Syrien nannte, seiner Herrschaft untergeben.

VI. Theodosius (379—395) war jetzt 32 Jahre alt, mit großen Eigenschaften des Geistes und des Herzens ausgerüstet, die ihm den Beynamen des Großen erworben haben. Gebildet unter seinem verdienstvollen Vater, war er in der Schule der Thaten und Leiden zu großen Erfahrungen gelangt. Seine Ernennung zum Kaiser fand allgemeinen Beyfall.

Er entsprach auch der Erwartung vollkommen. Mit der Einsicht eines großen Feldherren, der selbst seinem Muth zu gebieten weiß, wo derselbe gefährlich würde, besiegte er die Gothen, ohne eine verderbliche Schlacht zu wagen, durch kluges Baudern, durch Stellungen, Verschanzungen, Märsche, und geschickte Benützung aller Fehler eines barbarischen Feindes. Er beförderte die Uneinigkeit der Gothen,

schwächte einen Theil durch den andern, und gab dem Ueberreste nach einem vierjährigen Kriege einen billigen Frieden (382). Der größte Theil der Nation erhielt Wohnsitz im römischen Gebiete, wo sie zwar als Unterthanen des Kaisers, aber doch nach eigener Sitte leben sollten; und aus ihrer Mitte wurde ein Heer von 40,000 Mann, unter dem Namen der Verbündeten, zum beständigen Dienste des morgenländischen Reiches gebildet.

Auch die innere Verwaltung des Theodosius war kraftvoll und weise. Besonders zeichnete er sich aus durch seinen religiösen Eifer, wodurch er vollendete, was Constantin begonnen hatte. Schon im Jahre 380, bald nach empfangener Taufe, erklärte er in einem berühmten Gesetze seinen Willen: „daß alle von ihm beherrschte Völker der Religion seyn sollten, die der Apostel Petrus den Römern hinterlassen habe, zu welcher sich auch dessen Nachfolger, Damasus, bekenne, und Petrus, der Patriarch von Alexandrien; der Religion, welche uns Eine Gottheit im Vater, im Sohn und im heiligen Geiste, mit gleicher Majestät derselben in der Dreieinigkeit verehren lehre. Nur die Glaubensgenossen dieser Lehre dürfen sich Katholiken nennen. Die andern müssen als Wahnsinnige angesehen werden, und die Schmach ihrer Kezerey tragen; ihre Versammlungen dürfen nicht Kirchen heißen; und in Erwartung göttlicher Strafen, sollen sie auch bürgerliche Strafen, die ihnen werden auferlegt werden, zu erwarten haben“ *). Dieses Gesetz ward unterschrieben zu Theffalonich, der Hauptstadt des östlichen Aegyptens, am 28. Februar 380. Um die Wirkung dieses Gesetzes zu verstärken, und die Zerrüttung, in welche die Arianer sowohl, als die erst neuerlich entstandenen Secten (von denen eine nach dem Vor-

*) Rücksichtlich des letzten Punctes sagt Graf Stolberg mit Recht: „Es wäre zu wünschen gewesen, daß Theodosius sich auf das Verbot des öffentlichen Gottesdienstes der Arianer beschränkt hätte, ohne mit gewaltsamer Hand ins Gewissen der Irrenden eingreifen zu wollen, wozu kein Sterblicher ein Recht hat.“

gange des Macedonius, Bischofs von Constantinopel, die Gottheit des heil. Geistes läugnete) Staat und Kirche gebracht hatten, nach Möglichkeit aufzuheben, berief Theodosius im folgenden Jahre (381) alle Bischöfe des morgenländischen Reichs zu einer Kirchenversammlung nach Constantinopel, welche, da der Papst und alle Bischöfe des Abendlandes deren Beschlüssen beigetreten, als die zweite allgemeine Kirchenversammlung von der gesammten Kirche Jesu Christi angesehen wird. Das in dieser Versammlung auf den Grund des nicänischen abgefaßte Glaubensbekenntniß ist (bis auf einige Worte, welche später hinzugesetzt wurden), dasselbe, welches noch jetzt vor unsern Altären vom Priester gebethet wird *). (In der nämlichen Versammlung wurde beschlossen, „daß der Bischof der Stadt Constantinopel den ersten Rang nach dem römischen Bischofe haben solle, weil dieselbe Neu-Rom sey.“) Auch in den Jahren 382 und 383 berief Theodosius ähnliche Versammlungen, und gab sich auf diese Weise alle Mühe, die

*) Es lautet folgendermaßen: „Wir glauben an Einen Gott, allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erde, alles Sichtbaren und Unsichtbaren. Und an Einen Herrn Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes, vom Vater geboren vor allen Zeiten, Gott von Gott, Licht von Licht, wahren Gott vom wahren Gott; erzeugt, nicht gemacht, Einer Wesenheit mit dem Vater; durch den alles geschaffen ist; der wegen uns Menschen und wegen unseres Heiles herabgestiegen ist vom Himmel, und Fleisch angenommen hat durch den heiligen Geist aus Maria der Jungfrau, und Mensch geworden ist; auch gekreuziget ist worden für uns, unter Pontius Pilatus, gelitten hat, und begraben worden; und am dritten Tage auferstanden ist, nach der Schrift; aufgefahren ist gen Himmel, sitzt zur Rechten des Vaters, von dannen er wiederkommen wird in Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Todten; und seines Reiches wird kein Ende seyn. Wir glauben an den heiligen Geist, den Herrn und Lebendigmacher, der vom Vater ausgeht, der mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebethet und verherrlicht wird, der geredet hat durch die Propheten. Und Eine, heilige, katholische und apostolische Kirche. Wir bekennen eine Taufe zur Nachlassung der Sünden. Wir erwarten die Auferstehung der Todten, und ein künftiges Leben. Amen.“

von der Kirche getrennten Parteyen in ihren Schooß zurückzuführen.

VII. Unterdeffen griff auch Gratian im Abendlande den Götzendienst bey der Wurzel an, ohne daß jedoch gegen die Personen mit Härte verfahren wurde. Auch war er der erste Kaiser, der sich weigerte, das seit Julius Cäsars Zeit mit der kaiserlichen Würde verbundene heidnische Oberpriestertum anzunehmen. Da sagten die Heiden, nach der Erzählung des heidnischen Geschichtschreibers Zosimus: „Will er nicht Pontifer Maximus seyn, so werden wir bald den Maximus als Pontifer sehen.“ Und sieh, schon im Jahre 383 ward der Feldherr Maximus, ein tapferer und ehrsüchtiger Krieger, von den Truppen in Britannien zum Kaiser ausgerufen. Der Usurpator überschiffte sogleich mit der römischen Legion und einem großen aus den Britten schnell zusammengerafften Heere nach Gallien, wo sich auch die vom Kaiser vernachlässigten gallischen Legionen an ihn anschlossen, und seine Heeresmacht so beträchtlich vermehrten, daß der ihm entgegengehende Gratian Gallien verlassen mußte, und auf der Flucht zu Lyon im Hause eines heuchlerischen Freundes getödtet ward (25. August 383). Bald erkannten Britannien, Gallien und Spanien die Herrschaft des Maximus. Um sich darin zu behaupten, schickte dieser einen Gesandten an den dreyzehnjährigen Kaiser Valentinian II. mit Friedensvorschlägen, und als diese angenommen wurden, suchte er bey Theodosius die Bestätigung derselben nach. Theodosius sah sich durch die Entkräftung des Orients, durch seine Entfernung vom Abendlande und die große Macht des Usurpators in die Nothwendigkeit versetzt, dem Antrage desselben sich zu fügen; und so wurde die Bildsäule des Maximus neben den Bildsäulen der übrigen Kaiser aufgerichtet. Doch dieser brach nach wenigen Jahren den geschlossenen Frieden. Er überfiel den sorgenlosen Valentinian in Mailand, und wurde durch die eilige Flucht desselben ohne Schwertschlag Herr seiner Länder (387). Jetzt stand

Theodosius nicht länger an, die Waffen zu ergreifen; und das Glück unterstützte seine gerechte Sache. Maximus wurde in Pannonien geschlagen, und in Aquileja von den Verfolgern ereilt und hingerichtet. Der Sieger, nachdem er die Ruhe der Provinzen durch weise Verordnungen gesichert, gab alle Länder des Maximus an Valentinian, zu dessen Schutz er das Schwert erhoben hatte (388).

VIII. Zwey Jahre darauf (390) entstand ein durch seine Veranlassung so schändlicher als durch seine Folgen trauriger Aufruhr in Thessalonich *). Diese Stadt Macedoniens war durch Reichthum in Ueppigkeit, und daher auch in eine leidenschaftliche Wuth für alle Arten von Schauspielen versunken. Eben stand Botherich als Befehlshaber der Legionen Illyriens daselbst. Dieser ließ einen in der Stadt sehr beliebten Wagenführer, der bey ihm einer schändlichen Lasterthat angeklagt war, in Bande legen. Als nun die Zeit der öffentlichen Spiele herankam, verlangte das Volk die Freyheit seines Günstlings; und als Botherich sich diese Forderung zu erfüllen weigerte, empörte es sich, und ermordete mehrere obrigkeitliche Personen, unter ihnen auch den Befehlshaber selbst. Die Nachricht von diesem Frevel erfuhr Theodosius in Mailand. Seiner Gemüthsart nach flammte er sogleich in Zorn auf; aber Ambrosius, Bischof in Mailand, und mehrere andere daselbst eben versammelte Bischöfe wußten ihn zu besänftigen, indem sie ihn flehentlich bothen, den Eindrücken des Zorns nicht Raum zu geben, sondern mit Mäßigung nur wider die Schuldigen zu verfahren. Aber ein Vertrauter des Kaisers, der Hofkanzler Rufin, wußte seinen schon beynähe erloschenen Unwillen gegen die Thessalonicher wieder so anzufachen, daß er in die fürchterlichste Wuth ausbrach. Da sandte Theodosius Männer mit geheimen grausamen Befehlen nach Thessalonich, und um dem Ambrosius auszuweichen,

*) S. Stolberg „Geschichte der Religion Jesu Christi,“
Bd. III. Abschnitt XL.

verließ er selbst auf einige Tage die Stadt. Bald lehrte die Reue in das Herz des Kaisers zurück, und er fertigte sogleich Boten ab, welche die früheren Befehle widerrufen sollten; aber es war zu spät: denn kaum waren jene Männer in Theffalonich angekommen, als sogleich die Nachricht verbreitet wurde, als sollte am folgenden Tage ein großes Wagenrennen angestellt werden. Früh strömte das schaulustige Volk in die Rennbahn. Auf einmal drangen gerüstete Schaaren von allen Seiten herein, verschlossen die Zugänge, und tödteten die Fremdlinge wie die Bürger, die Schuldlosen wie die Schuldigen. Man sagt, daß gegen siebentaufend ermordet wurden, und daß dieses Mekeln drey Stunden gedauert habe. Als die Nachricht von der ungeheuern That in Mailand bekannt ward, ergriff alle Gemüther Trauer und Abscheu. Besonders fühlte Ambrosius sich durch den Frevel des von ihm so geliebten Kaisers, von dessen edlem Herzen und lauterer Frömmigkeit er so oft seine Amtsgenossen unterhalten hatte, im Innersten angegriffen. Er begab sich daher auf das Land, und schrieb von da an Theodosius einen ausführlichen Brief, aus dem die Ehrerbietung des Unterthans, die Freymüthigkeit des Bischofs und die Liebe des Freundes auf gleich schöne Weise hervorleuchten. Der Hauptinhalt desselben ging dahin, daß der Kaiser sich durch öffentliche Buße mit Gott versöhnen sollte. „Thue deine Sünde von dir,“ schrieb er ihm, „indem du deine Seele vor Gott demüthigest. Ohne Thränen und Buße thut man die Sünde nicht von sich. Kein Engel vermag sie von dir zu nehmen, kein Erzengel! Das kann nur der Herr, Er, der allein sagen kann: Ich bin bey euch! Haben wir gesündigt, so erläßt Er uns die Sünde, aber nur, wenn wir Buße thun.“ Der Kaiser war später, als Ambrosius, nach Mailand zurückgekommen. Der Erzbischof war hier eben in der Kirche, als ihm gemeldet ward, der Kaiser komme. Da ging er hinaus, diesem entgegen, und sprach zu ihm: „Es scheint, o Kaiser! daß du die Größe des Mordes, den du begangen hast, nicht einsiehst,

selbst jetzt nicht, da dein Zorn sich gelegt hat. Vermuthlich steht deine Macht und Hoheit der Erkenntniß deiner Sünde entgegen, und verdunkelt deine Vernunft. Betrachte die Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit der menschlichen Natur! Senke deinen Blick auf den Erdenstaub, aus dem wir alle ohne Unterschied hervorgegangen, und in den wir alle ohne Unterschied wieder zurückkehren! Laß dich durch den Glanz des Purpurs nicht blenden über die Schwäche des Leibes, den er bedeckt! Du herrschest über solche, die gleicher Natur mit dir theilhaftig, die deine Mitknechte sind. Einer ist Aller Herr und König, der Schöpfer und der Gott der Welt! Mit welchen Augen willst du den Tempel desjenigen ansehen, der da ist Herr über alle? O weiche zurück! erlühne dich nicht auf den alten Frevel einen neuen zu häufen! Laß dich willig binden mit dem Bande, das dich, nach dem Ausspruche des Herrn, im Himmel bindet, mit dem Bande, das die Macht hat, die Krankheit der Seele zu heilen, und deine Gesundheit wieder herzustellen!“ Der Kaiser wollte sich mit dem Beispiele Davids entschuldigen, der durch doppeltes Verbrechen gesündigt hatte. Sogleich antwortete der Erzbischof: „Hast du David nachgeahmt in der Sünde, so ahm’ ihm auch nach in der Buße!“ Dieses Wort traf das Herz des Kaisers. Er ging zurück, unterwarf sich demüthig dem öffentlichen Kirchenbann, und that ernste Buße unter Vergießung vieler Thränen. Dieses geschah im April. Acht Monate blieb er vom Tempel des Herrn ausgeschlossen, in welchem das Volk für ihn bethete. — Am Morgen der Geburtsfeyer Jesu Christi fand der Hofkanzler, der nur zu vertraut bey dem Kaiser aus- und einging, ihn in Thränen. Auf die Frage nach der Ursache, bezeugte Theodosius seinen Schmerz darüber, daß an diesem erfreulichen Feste, da auch der geringste Knecht in der Kirche sich mit der ganzen Gemeinde im Preise Gottes vereinigt, ihm der Eingang der Kirche verschlossen sey. Rufin erbot sich, zum Erzbischof zu gehen und ihn zu bitten, daß er den Kaiser vom Kirchenbanne lösen möchte. „Ach!“

sagte Theodosius, „vergebens wirst du bitten! ich erkenne die Gerechtigkeit seines Spruches. Rücksicht auf weltliche Größe wird den Ambrosius nicht verleiten können, das Gesetz Gottes zu verletzen!“ Der Hofkanzler bestand indessen darauf und wußte die Hoffnungen des Kaisers so zu beleben, daß dieser in kleiner Entfernung ihm zu folgen versprach. Als Rufinus dem Ambrosius sein Anliegen vortrug, warf dieser ihm in sehr starken Ausdrücken vor, welche Unverschämtheit es sey, nun dem Frevel noch das Wort reden zu wollen, in welchen seine bösen Eingebungen den Kaiser gestürzt hätten. Der Hofkanzler aber fuhr fort zu bitten, und da er nun endlich den nahenden Kaiser meldete, sagte der Erzbischof: „Ich erkläre dir, daß ich ihm den Eingang in die Vorhalle der Kirche wehren werde. Will der Kaiser als Tyrann handeln, so bin ich zu jedem Tode freudig bereit.“ Da sandte der Hofkanzler dem Kaiser jemand entgegen, um ihn zu bitten, daß er in den Palast zurückkehren möge. Theodosius war eben mitten auf dem Plage der großen Stadt. „Ich will dennoch gehen,“ sprach er, „und die Schmach auf mich nehmen, die ich verdiene.“ Als er an die Kirche kam, ging er nicht hinein, sondern in ein Nebengebäude, wo der Erzbischof denen, die ein Anliegen hatten, Gehör gab. Hier bath er den Ambrosius, ihm die Lossprechung zu ertheilen. Dieser aber sah den Schritt des Kaisers so an, als wollte er ertöden, was auf solche Weise am wenigsten dürfte erhalten werden, und hielt ihm dieses Betragen mit Strenge vor. „Ich widerstrebe nicht,“ sagte der Kaiser, „den angeordneten Satzungen, ich begehre nicht auf frevelnde Weise in die heilige Stätte einzubringen; ich bitte dich nur, mich von meinen Banden zu lösen. Wollest doch eingedenk der Barmherzigkeit desjenigen, der unser aller Herr ist, mir die Thüre nicht verschließen, die er allen geöffnet hat, welche ihre Sünden büßend bereuen.“ — „Welche Buße,“ erwiderte der Erzbischof, „hast denn du nach so großem Frevel gethan? welche Heilmittel angewendet für deine so schwer zu heilenden

Wunden?" — „Es kommt dir zu,“ sagte der Kaiser, „die Heilmittel vorzuschreiben und sie zu bereiten, mir aber, sie anzunehmen.“ Da der heilige Ambrosius nun sah, wie ernsthaft die Reue des büßenden Kaisers war, und mit welcher ächtchristlichen Demuth dieser gekrönte Sohn der Kirche sich der heiligen Mutter unterwarf, so beschloß er, ihm seine Bitte zu gewähren, doch aber unter einer Bedingung. Er hieß ihn nämlich ein Gesetz machen, kraft dessen alle vom Kaiser gefällten Todesurtheile, so wie die Befehle zur Einziehung der Güter, nach 30 Tagen dem Kaiser wieder vorgelegt werden, und erst nachdem er sie dann würde bestätigt haben, in Rechtskraft treten sollten. Theodosius ließ das Gesetz auf der Stelle ausfertigen, und unterschrieb es. Nun ertheilte der heilige Erzbischof dem Kaiser die Losprechung. Theodosius ging ein in die Kirche, blieb nicht stehen, kniete auch nicht, sondern warf sich mit dem Angesichte auf den Fußboden, und sprach mit dem heiligen Sänger: „Meine Seele liegt im Staube, belebe mich nach deinem Worte!“ (Ps. 118, 25.) — Als Theodosius wieder nach Constantinopel kam, sagte er zu dem Bischöfe Nectarius: „Ich kenne nur Einen, der Bischof zu seyn würdig ist, und der ist Ambrosius!“

IX. Doch die Kirche hatte um diese Zeit mehrere Männer, welche durch heilige Lehre und heiliges Leben, durch festes, unerschütterliches Anhalten an den Glauben und an die Disciplin der Kirche, und durch zahlreiche, jenen Glauben und diese Disciplin nachweisende und bestätigende Schriften wahrhaftig „Lichter der Welt und Salz der Erde“ waren und noch sind. Dahin gehören nebst Ambrosius (st. 397), der durch ihn der Kirche gewonnene Augustinus, nachmals Bischof von Hippo in Afrika (st. 430); der schriftgelehrte Priester Hieronymus (st. 420); und im folgenden Jahrhunderte der Papst Gregor der Große (st. 604); dann im Oriente der schon oben genannte Bischof von Alexandrien in Aegypten, Athanasius (st. 373); der große Basilus, Bischof zu Cäsarea

in Cappadocien, der vorzüglichste Beförderer des Klosterlebens, für welches er auch eine eigene Regel verfaßte, die allgemein eingeführt wurde (fl. 378); sein Genosse in der Schule, wie in der Wüste, der Bischof Gregorius von Nazianzus in Cappadocien (fl. 389); endlich der große Redner Johannes, zugenannt Chrysostomus, Patriarch von Constantinopel (fl. 407). Alle diese Männer werden von den katholischen Christen bis auf den heutigen Tag als „Väter und Lehrer der Kirche“ angesehen und verehrt.

X. Kaum vier Jahre genoß Valentinian II. der wiedererhaltenen Herrschaft. Er starb plötzlich den 15. May 392, und Arbogast, ein Franke von Geburt und Befehlshaber der gallischen Heere, setzte, da die Römer das Regiment eines Ausländers verschmäht haben würden, seinen Geheimschreiber Eugenius auf den Thron, um in dessen Namen zu regieren (392). Pflicht, Ehre und Politik riefen den Theodosius von neuem zum Kampf. Am Fuße der julischen Alpen erwartete Arbogast mit den Völkern des Abendlandes, das Bild des Hercules in den Fahnen, die Heerschaaren seines Gegners, welche, die Heerfahne des Kreuzes voran, von Pannonien her durch die unbefestigten Pässe nach Italien gezogen waren. Schon hatte Theodosius ein Treffen, und in demselben einen großen Theil seines Heeres verloren, schon drohte ihn der Feind zu umzingeln, als der Uebertritt eines Theiles von Arbogasts Truppen zum rechtmäßigen Kaiser die Lage in etwas änderte. In der Schlacht, welche nun folgte, schien der Himmel selbst durch Sturm und Ungewitter für den frommen Theodosius zu streiten. Nach der Niederlage und Verstäubung ihres Heeres starben Eugenius und Arbogast, jener unter den Streichen seiner Soldaten, dieser durch seine eigene Faust (6. Sept. 394). So wurde die römische Welt vereinigt unter dem Scepter des Theodosius, und zwar zum letzten Male. Auch freute sie sich nur einige Monate solchen Glückes. Obgleich krank an der Waf-

fersucht, reisete Theodosius noch nach Constantinopel, und gab hier, nachdem er in seinem letzten Willen die Theilung des Reiches unter seine beyden noch unmündigen Söhne Arcadius und Honorius verordnet hatte, im Jahre 395 am 17. Januar Morgens seinen Geist auf, im fünfzigsten Jahre des Alters, im sechzehnten der Herrschaft.

XI. Alle Schriftsteller, die heidnischen und die christlichen (mit Ausnahme des einzigen Zosimus), vereinigen sich im Lobe dieses großen und guten Kaisers. „Er war untadelhaft in seinen häuslichen Verhältnissen als Sohn, als Neffe, als Gemahl, als Vater. Er war ein treuer Unterthan, wie sein Vater, und wie dieser der größte römische Feldherr seiner Zeit. Er war nicht schwunglütich, nicht ehrgeizig; die Ehren suchten ihn auf, der Ruhm begleitete ihn im Privatleben, im Felde und in der Herrschaft. Seine Sitten traf nie der leiseste Verdacht; er war ohne Vergeudung freigebig, ehrte jedes Verdienst und zog es hervor, auch in Heiden. Offen, edelmüthig und voll Güte, hegte er niemals Argwohn. Wahrheit war auf seinen Lippen, Heldenmuth und zarte Liebe in seinem Herzen. Er war jähzornig, plötzliche Gewitter stiegen empor in ihm mit furchtbarem Donnern und Blitzen; aber sie löseten sich bald in mildem Regen auf. Seine Frömmigkeit war aufrichtig; er eiferte für die Religion als Kaiser, und zeigte sie in ihrer Liebenswürdigkeit als Mensch. Er war von Herzen demüthig; und da er Gott von Herzen liebte, so mußte selbst sein tiefer Fall ihm durch Gottes Erbarmung zu desto größerem Heile gereichen. Im Staube lag er hüßend vor dem Angesichte des Volkes, und gereinigt stand er auf; und der König der Könige verherrlichte ihn vor der Welt je mehr und mehr, und heiligte sein Inneres je mehr und mehr.“

Nur die von Theodosius vorgenommene Theilung des Reiches ist von Einigen getadelt worden. Aber es hatte ja schon der so fähige als ehrgeizige Diocletian aus freyem Antriebe Machtgenossen ernannt, und der ver-

ständige Constantin hatte in seinem letzten Willen das Reich unter seine Söhne getheilt, gewiß nur, weil sie aus weiser Erfahrung die Nothwendigkeit der Theilung einsehen; wesswegen auch Constantius den Julian, so ungewogen er demselben auch war, zum Cäsar erklärte, so wie Valentinian seinen Bruder Valens, und Gratian den Theodosius. Ueberhaupt war die Vereinigung des Morgenlandes mit dem Abendlande unter Einem Haupte nicht vermögend, die durch Sprache, Denkart und Sitte getrennten Welttheile zu einem eigentlichen Ganzen zu machen. Und dazu kam noch, daß der Orient sowohl als das Abendland von so furchtbaren Feinden zu bedroht waren, als daß gegenseitige Hülfeleistung nicht immer sehr gefährdet hätte seyn müssen.

12.

Kaiser des fünften Jahrhunderts. Untergang des weströmischen Reichs.

I. Als Theodosius das römische Reich unter seine Söhne theilte, hatte er nichts weniger im Sinne, als die Einheit des Reiches dadurch aufzuheben. Aber, was er nicht wollte, geschah; beyde Reiche haben seit dieser Zeit nie wieder Einen gemeinschaftlichen Regenten gehabt.

Arcadius, der 18jährige Sohn des Theodosius, bekam den Orient; ihm wurde der Präfectus Prætorio Rufin, ein geborner Gallier, zugegeben. Den Occident erhielt der eilffjährige Honorius, unter der Vormundschaft des Vandalen Stilicho. Beyde Fürsten gehörten zu den Menschen, die nie mündig werden. Besonders war Honorius (— der römische Occident ist es jetzt vorzüglich, der unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt —) ein solches Pflanzengeschöpf, wie sie in diesem Zeitalter in Rom nicht selten waren; unthätig, aufgebläht, und bloß für Lustbarkeiten empfänglich. Seiner wird in der Geschichte nur gedacht, wenn er Thorheiten beging. Er

schaute dem Untergange seines Reiches zu, wie seine Zeitgenossen den Thierhegen. In seinem ersten Regierungsjahre galt Stilicho alles bey ihm. Dieser hatte in den Truppen von unten herauf gedient, und sich um die Familie des Theodosius und um das Reich so große Verdienste erworben, daß Theodosius ihm seine Nichte Serena zur Gemahlinn gab, und die Leitung seiner Söhne und die Kriegsmacht des Reiches anvertraute. Nach dem Tode des Theodosius ward er allein von den Barbaren gefürchtet, und seine Zeitgenossen priesen eine Uneigennützigkeit an ihm, die jetzt in Rom vergeblich gesucht wurde. Ja, es schien sogar zuweilen, als ob ein zweyter Trajan Rom beschützte. Sein Nebenbuhler hingegen, der Gasconier Rufin, der durch Schmeicheln, Hinterlist und Verstellungskunst in Hofdiensten von unten auf empor gestiegen war, hatte nur seine Habsucht befriediget, die edelsten Menschen entfernt, und sich den Haß des Volkes zugezogen. Als Mitregent über die minderjährigen Prinzen verlangte er vom Stilicho die Hälfte der Regentengewalt. Dieser theilte genau den Nachlaß des Theodosius an Ländern, Kostbarkeiten und Soldaten; und nachdem er die Grenze gegen die deutschen Völker durch die Befräftigung der frühern Bündnisse gesichert hatte, führte er selbst die Truppen des Orients dem Arcadius zu, mit ihnen aber auch zugleich Legionen des abendländischen Reiches, in der Absicht, den Rufin zu stürzen. Da bewirkte Rufin vom Arcadius einen Befehl an Stilicho, die morgenländischen Schaaren nach Constantinopel ziehen zu lassen, mit den abendländischen aber heimzukehren. Sich diesem Befehle zu widersetzen, hielt Stilicho nicht für rathsam. Er übergab das Heer des Orients dem Gothen Gainas, der schon unter Theodosius Hülfsvölker gegen Eugenius angeführt hatte, entdeckte ihm seine Absicht, und empfahl ihm die Ausführung derselben. Wirklich wurde Rufin bey der Ankunft des Heeres, im Angesichte der Hauptstadt und des Arcadius, auf ein von Gainas gegebenes Zeichen von Sol-

daten umrungen, niedergestossen und in Stücke gehauen. Allein Stilicho's Plan, das ganze Reich als Administrator zu leiten, scheiterte; denn die Kaiserinn Eudoxia wußte es dahin zu bringen, daß der Kämmerling Eutropius zum Präfectus Prætorio ernannt wurde, der dann auch eben so habfüchtig und grausam war, wie sein Vorgänger. Von dem an wurde Stilicho als der Hauptfeind des byzantinischen Reiches betrachtet. Die Eifersucht zwischen beyden Reichen erhielt immer mehr Nahrung, und die Byzantiner leiteten die Aufmerksamkeit der Barbaren auf den Westen, um durch ihre Züge nach Italien theils selbst verschont zu bleiben, theils ihre verjährte Abneigung gegen den Decident durch die Verheerungen desselben befriediget zu sehen.

II. Es geschah nämlich, daß unter den Gothen, als die von Theodosius bestimmten Subsidien unrichtig geliefert wurden, und Männer von gesunder Einsicht bald entdeckten, wie verschieden von der seinigen die Regierung seiner Söhne sey, eine allgemeine Empörung ausbrach. Die Aussicht auf Beute und Eroberung lockte noch viele Barbaren Schwärme vom nördlichen Donau-Ufer herbey, und das furchtbare Heer erkohr sich zum Anführer den Balten Alarich, der gothische Tapferkeit mit Kenntniß der römischen Schwäche in sich vereinte. Aus den längst verwüsteten Provinzen Mösiens und Thraciens, vorüber an dem für ein Barbarenheer unüberwindlichen Constantinopel, zog Alarich in das unverteidigte Griechenland (396). Er drang unaufhaltbar nach Macedonien und Thessalien, und über Thermopylä nach Athen vor. Wo er mit seinen Gothen hinkam, ward alles zur Wüsteney. Athen rettete sich durch einen Vergleich; Theben, Corinth, Argos und andere Städte wurden seine Beute. Da eilte Stilicho von Italien aus dem erschöpften Achaja, welches Arcadius nicht zu retten vermochte, zu Hülfe, und schloß das gothische Heer in den Gebirgen Arcadiens ein; aber Alarich entkam mit seinen Gefangenen und seiner Beute nach Epirus. Die Minister des Orients, welchen Alarichs Größe minder gefährlich

schien, als die des verhassten Stilicho, beeilten sich, mit jenem einen Frieden zu schließen, wodurch er zum Präfecten des östlichen Illyricums ernannt wurde (398). Nachdem hier Alarich seine Truppen aus den römischen Zeughäusern mit Waffen versehen, beyden Reichen Tribut und Geschenke abgepreßt, und sich von seinen dankbaren Kriegern feyerlich zum König der Westgothen hatte erklären lassen, rückte er im Jahre 400 aus Illyricum durch Pannonien, wo er mit dem Schwerte sich den Weg bahnen mußte, gegen Italien. Nach der Eroberung von Istrien ergoß sich der gothische Strom über die Länder des Po. Der Kaiser Honorius floh in ängstlicher Eile aus Mailand gegen die westlichen Alpenpässe, wurde von Alarich eingeholt, und in Asti belagert. Da erschien rettend Stilicho mit der eilig gesammelten Macht des ganzen abendländischen Reiches, schlug den Gothenkönig von Asti weg, und besiegte ihn völlig in der blutigen Schlacht von Pollentia (403). Aber ungeachtet des Verlustes seines Fußvolkes, das meist getödtet ward, seiner Schätze, seiner Gefangenen, wagte Alarich mit seiner Reiterey den kühnen Marsch nach Rom, und nur ungern die angetragenen Bedingungen eines ruhigen Rückzuges und eines bedeutenden Jahrgeldes annehmend, verließ er Italien, mehr durch den Abfall seiner launigen Barbaren bezwungen, als durch die römische Macht.

III. Die große Strömung nordasiatischer Horden, welche den Stoß der Hunnen auf die Völker Europa's veranlaßte, hatte nicht nur gegen den Pontus Eurinus, sondern auch gegen das baltische Meer hin gewirkt. Das Kriegsgetümmel der drängenden und der verdrängten Horden setzte sich von den Ufern der Wolga bis zu jenem der Weichsel fort; eine Fluth sarmatischer Völkerschaften, die vor den Streichen asiatischer Barbaren flohen, bedrohte die Deutschen in den baltischen Ländern, und mochte jene große Auswanderung veranlaßt haben, welche — ähnlich der alten cimbrischen — um das Jahr 406 sich unter der Anführung des wilden Radagaisus unwiderstehlich

über die Donau und über die Alpen ergoß. Eine Masse von 200,000 Bewaffneten, mit der ungezählten Schar von Weibern, Kindern und Sklaven, wälzte sich verheerend über die Länder. Viele Städte des schönen Po-Thales wurden zerstört, Florenz belagert; Rom erzitterte vor dem nahenden Sturme. Weit größere Schrecken, als vor dem christlichen Alarich, gingen vor dem heidnischen Radagaisus einher. Aber noch einmal ward Stilicho Roms und Italiens Retter. Mit einem wenig zahlreichen Heere, das er nur mühsam aus den erlöschenden Streitkräften des Reiches zusammengebracht, befreite er das geängstigte Florenz, und rief das Heer des barbarischen Königs, welches er auf den dürrn Felsen von Fäsulä mit einer Kette von Verschanzungen einschloß, durch Hunger und theilweise Gefechte auf. Der verzweifelnbe Radagaisus ergab sich und wurde enthauptet; die Ueberreste der Barbaren zerstreuten sich oder wurden Sklaven der Römer. — Für diese mehrmalige Rettung des Reichs erhielt Stilicho keinen andern Lohn, als daß Honorius, durch Einflüsterungen verworfener Günstlinge bewogen, ohne Untersuchung und Urtheil ihn und die vornehmsten seiner Freunde tödten ließ (408).

IV. Sobald Alarich dieses erfuhr, zog er wieder mit einem neugesammelten Heere gegen Italien, drang durch die Pässe der Alpen, durch das Venetianische, über den Po, bis drey Meilen von Ravenna, wo das kaiserliche Hoflager war. Von da ließ er dem Kaiser sagen: „Das Volk der Westgothen sey mit Weibern, Kindern und Heerden in diesen Orten angekommen, und bitte ihn um ein Land. Wenn der Kaiser es für gut halte, so möge ein Tag verabredet werden, an dem Gothen und Römer in offener Feldschlacht sich gegeneinander messen können.“ Honorius ließ ihm antworten: „Er gebe den Gothen die Erlaubniß, in Gallien oder Spanien das ihnen gefällige Land einzunehmen.“ Diese Gnade war von keiner sonderlichen Erheblichkeit; denn diese Länder wurden weit und breit von den Franken und Alemannen verwüßt, und der Kaiser gedachte die Fremden

durch einander aufzureiben. Alarich aber ließ sich die Antwort gefallen, und ohne die geringste Gewaltthätigkeit auszuüben, eilte er nach denjenigen Alpen, welche Italien von Frankreich trennen. Er nahm keine Beute; kein Bewohner Italiens wurde umgebracht. In den piemontesischen Alpen feyerten die Westgothen das Osterfest. Während des Gottesdienstes bemerkten sie mit Verwunderung, daß der römische Heerführer Sarus gegen sie im Anzuge sey. Plötzlich wurden sie überfallen. Von Verachtung, Zorn und Rache entbrannt, nahmen sie die Waffen und schlugen ihn. Jetzt wandten sie sich gegen Italien; jetzt verheerten sie Ligurien, die ämilische, die flaminische Provinz, Toscana, das Picen-tinische. Sie eilten auf Rom, den Honorius im neuen Kaisersitze Ravenna verachtend. Hier war Verwirrung und Schrecken; die Römer hatten seit 600 Jahren keinen Feind vor ihren Mauern, und seit 800 keinen in denselben gesehen, und die Stadt nannte sich die ewige Stadt. Zwar wollten sie den alten Hochmuth noch einmal laut werden lassen, und sprachen zu Alarich: „Das römische Volk ist zahlreich und stark, und ist durch beständige Uebungen in den Waffen so beherzt, daß es sich vor dem Kriege nicht fürchtet.“ Aber Alarich lachte überlaut, und sagte: „Das dichtstehende Gras ist leichter abzumähen, als das dünne.“ Darnach fragten die Gesandten nach den Bedingungen des Friedens. Er forderte alles Gold, Silber und kostbares Geräth in der Stadt, und alle Sklaven von deutscher Abkunft. Sie fragten: „Was willst du uns denn übrig lassen?“ „Die Seelen!“ antwortete er. Als die Römer gar keine Rettung sahen, mußten sie dem Willen der Feinde nachkommen, und den Abzug der Gothen mit 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, und einer verhältnißmäßigen Menge anderer Kostbarkeiten erkaufen (409).

Der Kaiser Honorius aber wollte den Frieden nicht halten, den die Römer mit Alarich geschlossen hatten; da kehrte dieser wieder zurück, und ernannte, dem Honorius zum Widersacher, den Präfecten der Stadt, Attalus,

zum Augustus. Als aber Alarich auch mit Attalus unzufrieden ward, sandte er die demselben abgenommenen Zeichen der Hoheit wieder dem Honorius nach Ravenna. Desungeachtet machte dieser mit ihm keinen Frieden, sondern erklärte ihn für einen Reichsfeind. Da ging Alarich zum dritten Male nach Rom, und als sich ihm die Stadt widersetzte, nahm er sie mit Sturm ein. Dieses geschah den 23. August 410, im eilfhundert vierundsechzigsten Jahre der Erbauung Roms *). Die Gothen kamen in den kaiserlichen Palast und plünderten ihn, so wie die Häuser der Großen. Insoferne mäßigten sie sich, daß sie die Stadt nicht anzündeten. Auch war es ein großes Glück für die Römer, daß die Gothen Christen waren (wenn anders diejenigen, welche die Gottheit Christi läugnen, Christen genannt werden dürfen). Was sich in die Kirche flüchtete, wurde nicht angetastet. Ja, als ein Krieger, der im Hause einer christlichen Frau silberne und goldene Gefäße fand, und auf ihre Aussage, daß dieselben dem heiligen Apostel Petrus gehörten und ihr für die Kirche in Verwahrung gegeben wären, solches dem Könige meldete, schickte dieser sogleich hin, und ließ die heiligen Gefäße feyerlich in die Kirche zurücktragen. Die Römer, durch diese Großmuth begeistert, begleiteten unter festlichem Gesang den Zug; und die Gothischen Krieger, erstaunt über das unerwartete Schauspiel, ließen vom Plündern ab, und schlossen sich dem Zuge an; und so ward die Wuth des Krieges durch christliche Nührung in Frieden verwandelt.

Alarich zog nach 6 Tagen weiter, nahm ohne Mühe Campanien ein, und kam durch Calabrien bis an die Meerenge. Man sagt, er habe Sicilien und Afrika zu erobern

*) Nach einer Sage, die Procopius aufbewahrt hat, hielt Honorius einen Lieblingshahn, dem er den Namen „Rom“ gegeben hatte. Der Kämmerling, der über seine Wägel gesetzt war, rief, als er die Nachricht von der Einnahme Roms durch Alarich erfahren hatte, voll Bestürzung dem Kaiser entgegen: Rom sey dahin! Der Kaiser erschrak, weil er glaubte, sein Lieblingshahn sey verloren, beruhigte sich aber, als er hörte, daß bloß seine Hauptstadt gemeint sey.

gedacht. Indes er mit solchen Plänen umging, überreichte ihn der Tod in Cosenza im 35ten Jahre seines Alters. Das ganze westgothische Volk betrauerte ihn, und bereitete ihm ein denkwürdiges Grab: sie gruben dem dortigen Flusse Busento ein anderes Bett und leiteten sein Wasser dahin ab; dann begruben sie den König im Grunde des Flusses in voller Rüstung, mit seinem Streittrosse und den Denkmälern seiner Siege; und nun leiteten sie den Fluß darüber hin, auf daß nicht römische Habsucht den großen Alarich in seinem Grabe entweiche und in der Ruhe von seinen Siegen störe. Zu des Helden Nachfolger erwählten die Gothen einmüthig seinen Vetter Adolph (Athaulf), einen jungen Mann, so tapfer als Alarich, aber zugleich edelmüthig, liebeich und schön. Seine Mäßigung, bahnte den Weg zur Ausöhnung mit Rom. Er verließ Italien, und übernahm es, als kaiserlicher Feldherr (vermählt mit der Schwester des Honorius, Placidia), gegen die in Gallien und Spanien herrschenden Barbaren zu ziehen.

V. Es hatten nämlich am letzten Tage des Jahres, welches durch die Besiegung des Radagaisus verherrlicht worden (406), die Vandalen, Alanen, Sueven und Burgunder über den von römischen Truppen entblößten Rhein gesetzt. Zwar hatten die Franken, von Rom aufgemuntert, ihr Vorwärtsdringen aufzuhalten gesucht, und wirklich den Vandalen-König mit 20,000 der Seinen erschlagen; aber die alanischen Reiter waren zur Rettung herbegekommen und hatten die gedrängten Reihen des fränkischen Volkes zurückgeworfen. Ungehindert ließen nun die Burgunder (407) gleich in der Nähe des Oberrheins und um die Saone und Rhone sich nieder (diese Niederlassung wurde nachmals von Honorius begünstigt, und war der Anfang des Burgundischen Reiches), während die Alanen, Sueven und Vandalen unter schrecklichen Verheerungen ganz Gallien bis ans Weltmeer und an die Pyrenäen durchzogen, bis sie endlich nach zwey Jahren auch dieses Gebirg überstiegen und in Spanien ein-

brangen, um auch da ihre Verheerungen fortzusetzen. Erst im Jahre 411 kam unter ihnen eine Art Theilung zu Stande, wornach die Alanen von Lusitanien bis ans Mittelmeer sich ausbreiteten, die Sueven und Vandalen aber in Gallizien und den Nordprovinzen sich niederließen. Aber die Barbaren hatten kaum in ihrer Wuth gegen die Eingebornen nachgelassen, als unter ihnen selbst der Krieg ausbrach, und endlich noch eine vierte Nation, die Westgothen, in den Kampf sich mischte. Atholph war nämlich, nachdem er in Süd-Gallien mehrere Städte erobert hatte, aus kaiserlichem Auftrag nach Spanien gekommen, um die Barbaren zu bekämpfen. Er nahm Barcelona, fiel aber bald darauf durch Meuchelmord (415). Ballia, sein Nachfolger durch Wahl, durchzog auf Römer-Geheiß ganz Spanien und nachdem er die Sueven auf ein kleines Gebiet beschränkt, die Alanen zerstreut, und die Vandalen an die südliche Grenze hinuntergebrängt hatte, gab er, treu dem Vertrage mit Rom, sämtliche Eroberungen dem Reiche zurück, und erhielt dafür die schöne gallische Provinz Aquitanien für seine Nation zur bleibenden Niederlassung (419).

VI. Die Franken, welche so tapfer gegen die Vandalen im Bunde mit Rom gestritten, ahmten bald das Beispiel dieser Eroberer nach. Sie fielen feindlich in Gallien ein; die Westprovinzen des Niederrheins um die Maas und Schelde wurden allmählich genommen; die Hauptstadt Galliens, Trier, wurde geplündert. Bey allem dem erkannten sie noch, wie die Gothen, mit dem Munde wenigstens, die Majestät Roms, und die Könige der Barbaren bewarben sich um den in ihren Augen weit glänzenden Titel von Oberfeldherrn der kaiserlichen Heere.

VII. Dagegen trennte sich auch Britannien von der römischen Herrschaft. Nach der durch Stilicho geschehenen Abberufung der Legionen waren die Britten landeinwärts den Einfällen der Picten und Scoten, und von der See her jenen der sächsischen Seeräuber

preisgegeben. Honorius, nicht im Stande, ihnen Hülfe zu verschaffen, sah sich genöthiget, die Unabhängigkeit der vorzüglichern Städte Britanniens anzuerkennen (409); und unter seinem Nachfolger wurde diese schöne Provinz auf immer sich selbst überlassen (426).

VIII. So sah sich nun Honorius noch vor dem Ende seines Lebens der schönsten Provinzen des abendländischen Reiches beraubt, und das ihm übrig gebliebene Italien von den Barbaren ganz verwüftet. Er starb 423. Der Geheimschreiber Johannes, begünstigt von den Truppen, bemächtigte sich zwar des Thrones, unterlag aber schon 425 dem Kaiser des Ostreichs, Theodosius II. Da ward der Schwestersohn des Honorius, der sechsjährige Valentinian III. (425—455) unter der Vormundschaft seiner Mutter Placidia auf den Thron erhoben. Dieses Weiberregiment, und in der Folge die völlige Unfähigkeit Valentinians zur Regierung, vollendeten das Unglück dieser Zeiten. Zwar lebte noch ein Mann, der, bey vieler Arglist, persönliche Tapferkeit und Umsicht der Verhältnisse genug besaß, um den völligen Untergang des Reiches eine Zeit lang aufzuhalten, der Feldherr Aëtius. Bald führten aber die innern Zerrüttungen in den Ueberresten der ehemaligen Provinzen, die Plünderung und Entvölkerung Italiens in diesem Zeitraume, und die siegenden barbarischen Stämme, die sich immer mehr in den Folgen ihrer Siege auf dem römischen Gebiete begreifen lernten, die endliche völlige Auflösung des Westreiches herbey.

IX. Die Eifersucht des Aëtius gegen den wackern Statthalter Bonifacius in Afrika bewirkte dessen Abberufung, nach welcher, von diesem zu Hülfe gerufen, die Vandalen und die mit ihnen verbundenen Horden, welche in Spanien von den siegreichen Westgothen immer mehr eingeschränkt wurden, unter ihrem Anführer und Könige Genserich in Afrika landeten (429). Sie stifteten in den bisherigen römischen Provinzen ein vandalisches Reich. Carthago war der Regierungssitz des neuen Königs,

bet mit wilder Wuth seine Siege bezeichnede, als Arianer die Katholiken aufs schrecklichste verfolgte, und alle Römer zu Sklaven machte; eine traurige Wiedervergeltung der Art, wie ehemals die übrige civilisirte Welt in römische Knechtschaft gefallen war. Genserichs Sohn, Hunnerich, hatte eine westgothische Prinzessin geheirathet. Nun bildete sich der argwöhnische Genserich ein, daß die Schwiegertochter, um eher Königin zu werden, ihn vergiften wollte; er schnitt ihr also Nase und Ohren ab, und schickte sie in ihr Land. Als er die Rache der Westgothen, und weiters befürchtete, daß der römische Kaiser sich mit ihnen wider die Bandalen vereinigen möchte, schickte er eine Gesandtschaft zu Attila, König der Hunnen.

X. In den Gegenden zwischen der Donau und der Theiß in Ungarn, in einem sehr großen, mit Pfahlwerk umgebenen Dorfe erhob sich, mitten in einem sehr großen Hofe, ein hölzernes, mit vielen Gängen umgebenes Gebäude, die Wohnung Attila's oder Egel's, Königs der Hunnen. Er hatte das bis dahin unter vielen Oberhäuptern zertheilte Volk zu Einer Herrschaft vereinigt. Alle von der Wolga bis in Ungarn zerstreuten Stämme der Hunnen und unterworfenen Völker verehrten seine Gebote. Er war Herr der Gepiden, Longobarden, Awaren, Ostgothen und vieler Völker im südlichen Deutschland. Doch behielten sie ihre eigenen Sitten, Gesetze und Sprache, und wurden von eigenen Fürsten regiert. Auch wurde an Egel's Hofe neben der hunnischen die gothische Sprache geredet. Er selbst war von kleiner Statur, hatte einen unverhältnißmäßig großen Kopf, tiefliegende kleine Augen, die er stolz umherwarf, sehr viele Leibeskraft, einen Gang und Manieren, welche zeigten, daß er in allem den Gebieter darstellte; wie denn sein liebster Name „Godegisel,“ Geißel Gottes zur Bestrafung der Welt, war. Er liebte die Pracht um sich her: nur er selbst lebte auf einfache Weise, als bedürfe seine Größe solches Zusazes nicht. Sein Sattelzeug war ungeschmückt und wenig kostbar. Bey den Gastmahlen

wurden allen Gästen goldene und silberne Geschirre vorgesetzt; er allein hatte hölzerne, und aß nur von wenigen Gerichten. An seiner Tafel herrschte Freude und Scherz; nur er verlor nie den hohen Ernst. Dieser mächtige Herrscher, von dem man gesagt hat, daß, wenn er sein Schwert in die Erde stieß, hundert Völker erbeben, und Rom und Constantinopel in ihren Grundfesten erzitterten, zog aus mit 700,000 Mann (alle seine Unterthanen waren kriegerische Hirten und Jäger); alle unter ihm, jeder Stamm unter seinem Fürsten. Alle Fürsten zitterten vor ihm, das ganze Heer hatte Eine Seele, sein Wink bestimmte alle Bewegungen. — Diesen Attila bath Genserich, durch Uebereizung der Abendländer jene zu beschäftigen, deren Vereinigung er zu fürchten hatte. Der Hunnen-König beschloß die Unternehmung, und suchte ihren Ausgang durch List zu erleichtern. Er schrieb nach Toulouse an den Westgothen-König Dietrich: „Er werde wohl nicht vergessen haben, wie vielfältig die Römer Treulosigkeit an seiner Nation bewiesen. In der That, wenn die Westgothen ein weniger tapferes Volk wären, so wären sie längst ausgerottet; denn die Römer glauben von alten Zeiten her die rechtmäßigen Herren der Welt zu seyn. Und doch werde die Welt nie Ruhe bekommen, bis dieses Reich zerstört sey; welches am besten durch freundschaftliches Einverständniß über eine Theilung sich bewerkstelligen ließe.“ Zugleich schrieb er an den römischen Kaiser Valentinian: „Daß die Hunnen von jeher gute Freunde und getreue Bundesgenossen der Römer gewesen, sey ihm bekannt, und es werde sich nicht finden, daß sie je wider einander Kriege geführt. Von dieser nützlichen Gesinnung sey er geneigt, dem Kaiser einen großen Beweis zu geben, wenn ihm beliebt, sich mit den Hunnen zu vereinigen, auf daß die Westgothen aus Gallien und Spanien vertrieben, und in jenen Landen die Reichsgrenze wieder hergestellt werde.“ — Der kaiserliche Hof entdeckte die List, und schrieb allen barbarischen Fürsten im Abendlande, gegen die gemeinschaftlich drohende Gefahr ihre Kräfte

mit den römischen zu vereinigen; und diese versprachen insgesamt thätige Hülfe. — Attila, der vorhin schon seinen Bruder Blet hatte umbringen lassen, damit er das Land während seiner Abwesenheit nicht zu Parteyungen verleite, brach auf von den Ufern der Theiß, zog durch Oesterreich und Steyermark hervor, durch die Grenzmarken Rhätien's, nach Alemannien, ging über den Rhein, erschlug bey Basel den ihn an den Pässen erwartenden König Burgundiens, kam über die Wasgauerberge, stürzte allen ihm begegnenden Widerstand, und erschien an der Marne, in den Gefilden von Croisette, unfern Chalons (451). In der weiten Ebene, durch welche die Marne fließt, erhebt sich ein mittelmäßiger Hügel. Hier traf das Heer der Abendländer auf die hunnische Macht. Den linken Flügel führte Aëtius, den rechten der König der Westgothen Dietrich; in der Mitte (man traute ihm am wenigsten) stand der Alanen-König Sangiban. Unermeßlich schien anderseits das Hunnenvolk; einen Flügel führte Harderich, der Gepiden König, den andern Theudmir, Dietrich und Balimir, Fürsten der Ostgothen. Die Menge geringerer Könige achtete, wie der geringste Krieger, auf des Attila Wink, und gehorchte ängstlich seinem Befehl; er allein, der König der Könige, dachte für alle. Als die Schlacht ihren Anfang nehmen sollte, berief er die Befehlshaber und sprach: „Nichts gemeines ziemt mir, euch zu sagen, oder euch, von mir zu hören. Seyd Männer! Greifet an, brechet ein, werfet alles nieder! Jene machen Schlachtordnung; ihr, fallet an! Fallet auf die Alanen und Westgothen; in ihnen ist die Kraft des Feindes. Müßt ihr sterben, so werdet ihr sterben, auch wenn ihr flieht. Richtet eure Augen auf mich, ich schreite voran; wer mir nicht folgt, ist des Todes!“ — Beyde Heere trachteten, sich des Hügel's zu bemächtigen. Die Schlacht war ungemein wüthend; es war ein fürchterliches Würgen. Indem der westgothische König zu seinem Volke redete, fiel er, aber mit Ruhm; er hatte die Schlacht entschieden. Bey ein-

brechender Nacht fand Attila nöthig, sich zurückzuziehen. Da er nicht wußte, ob der Feind ihn verfolgen werde, häufte er unzählige Pferdefäffel, um im Nothfalle sie anzuzünden und im Rauche zu sterben; zugleich um die Feinde abzuschrecken, gebot er, mit Waffen, Posaunen, Schlachthörnern und Gefang die ganze Nacht schrecklich schallenden Lärm zu unterhalten. Dann, als er nicht weiter angegriffen wurde, und weil die Verpflegung seines gewaltigen Heeres in die Länge zu schwer ward, zog er in sein Land.

XI. Bald, um Rache zu nehmen, oder wie einige sagen, von einer Schwester des Kaisers, die ihn zu heirathen wünschte, eingeladen, machte Attila sich auf, nach Italien zu ziehen (452). Vergeblich leistete Aquileja den oft glücklichen Widerstand; es wurde vom Grund aus zerstört, alle erwachsene männliche Einwohner niedergemacht, Weiber und Kinder in die Sklaverey geführt. Hierauf plünderte er die uralten Städte Nonfelice, Vicenza, Verona, Bergamo, Brescia, Mailand, Pavia; zog herab nach Ravenna, und in diese Stadt durch eine Oeffnung, welche die Bürger zum Zeichen der Unterthängigkeit ihm selbst in ihre Mauer brechen mußten; bereitete dann in seinem Lager am Flusse Menzo der Stadt Rom seine Rache. Kein Kaiser, keine Legion, kein Senat unternahm die Errettung des Vaterlandes der alten Beherrscher der Welt. Aber der Papst Leo nahm den Bischofsstab in seine Hand, und wagte sich, von vielen Großen begleitet, in das hunnische Lager. Er brachte rührende Vorstellungen für den König, und Geschenke für seinen Rath. Es wurde gesagt und geglaubt: Rom, von Gott beschirmt, könne nicht ungestraft eingenommen werden; Alarich habe es erfahren, der, nachdem er diese Stadt feindlich behandelt, frühen Tod erlitten. Attila wurde besänftigt. Schwer vom Raube hundert unglücklicher Städte zog er aus dem Land. Eben wollte er das morgenländische Reich mit seinen furchtbaren Schaaren überziehen, als er starb (453). Betrauert und begraben wurde er nach der Sitte des Volkes. Die Hunnen machten

Einschnitte in ihre Gesichter, und schnitten sich die Haare ab. In einer weiten Ebene unter einem seidenen Gezelt wurde sein Leichnam gezeigt; um denselben rannte, seine Thaten singend, die Reiterey. Die ganze Nation ließ Loblieder auf ihn erschallen, und pries das Glück, wie der große Attila, nach unsterblichen Siegen, in der herrlichsten Zeit seines Volkes, seine Laufbahn beschloß und sich hinüber zu den Geistern der alten Helden ergeben. In der Nacht wurde Attila in einen goldenen, dieser in einen silbernen, und beyde in einen eisernen Sarg gelegt; Pferdezeug, Waffen, kostbare Insignien wurden mit ihm begraben; alle Arbeiter am Grabe umgebracht, auf daß kein Sterblicher verrathe, wo der Hunnenheld ruhe. — Als der Schrecken seines Namens die Völker nicht mehr zusammenhielt, entzweyten sie sich; viele versagten den Gehorsam. In einer großen Schlacht fiel der liebste seiner Söhne, der Erstgeborne, Ellak, ein tapferer Mann. Die Hunnen waren geschickter, Verheerer zu seyn, als auf Regierungs-Grundsätze eine dauernde Verfassung zu bauen. Ihre Macht verschwand mit Attila.

XII. Rom war kaum von dieser Gefahr befreyt, so wurde Aëtius dem Kaiser verläumdert; und dieser, dessen einiger Schutz er war, tödtete ihn mit eigener Hand (453). Bald darauf ward auch Valentinian III. auf Anstiften des Senators Petronius Maximus (455) ermordet, der nun Kaiser wurde, und des Ermordeten Wittve Eudoxia zwang, ihn zu heirathen. Diese aber, aus Rache, schrieb heimlich dem Könige der Vandalen: „Der Kaiser, welcher ihm Afrika so viele Jahre ruhig überlassen, verdiene, daß Genserich ihn an seinen Mörder räche, und seine Wittve befreye.“ Genserich, der durch seine Seemacht Herr des Mittelmeeres geworden war, erschien mit einer großen Flotte an der Mündung der Tiber. Die Senatoren und reichen Bürger Roms flohen in die sabinischen und tuscischen Gebirge. Maximus wollte sich auch durch die Flucht retten, ward aber auf der Straße

von dem Pöbel mit Steinen geworfen, von den Soldaten niedergehauen, und in die Tiber geschleppt. So endigte seine dreimonatliche Regierung. Rom öffnete dem Genserich die Thore ohne Widerstand. Statt daß sonst die Consuln und Legionen dem Feinde entgegenzogen, ging jetzt der Papst Leo mit Priestern, Kreuzen und Kerzen dem afrikanischen Sieger entgegen, und erhielt von diesem durch Flehen und Geschenke, daß er sich bloß mit der Plünderung zu begnügen versprach, ohne die Stadt nieder zu brennen, die Gefangenen auf die Folter zu spannen, und die Unbewaffneten zu morden. Vierzehn Tage und Nächte (15 — 29. Juny 455) dauerte die totale Plünderung der Hauptstadt der Welt. Nach derselben überschwemmten die Vandalen ganz Campanien, die fruchtbare liebliche Küste, von Scipio, Lucullus, Cicero, Plinius mit Landhäusern und Gärten geziert; nichts blieb von Flamme und Schwert verschont. Capua, die den größten Carthaginer erweicht hatte, wurde durch diese neuen Afrikaner von Grund aus zerstört, zerstört auch Nola, Cäsar Augustus Geburtsort und geliebter Aufenthalt. Jetzt ließ Genserich die von Titus erbeuteten Heiligthümer des Tempels von Jerusalem, so wie die Statuen der Götter und Helden aus dem verödeten Capitol auf ein Schiff laden, auf die übrigen die erbeuteten Schätze und Kostbarkeiten der Römer, dann die Blüthe der Jugend, die Künstler und Handwerker, viele tausend Personen, unter ihnen die Kaiserin selbst mit ihren beyden Töchtern, und alles nach Afrika übershippen (das Schiff, auf welchem die Heiligthümer Jerusalems und die Statuen des Capitols geladen waren, ging auf der Fahrt im Mittelmeere unter). Auf diese Weise wurde die Pracht und Herrlichkeit des mächtigen und glänzenden Roms völlig zerrüttet durch die Gräuel des Vandalismus.

XIII. Nach diesem Unglück, als in Gallien der tugendhafte Avitus, ein Mann von altem Geschlechte und guten Kenntnissen, die Kaiserwürde sich kaum ausnöthigen ließ, und bald wieder niederlegte (456), erhob Rom den Julius

Májorianus, einen zur Vertheidigung Italiens sehr geschickten Kriegermann, zum Kaiser. Die Alanen, welche sich an der Poire von Westgothen und Franken beschränkt fanden, drohten mit einem Einfall. Der Kaiser zog ihnen zuversichtlich entgegen, wurde aber von seinen eigenen Leuten ermordet (461). Libius Severus folgte. Unterdessen waren die Alanen über die Alpen bis Bergamo gekommen. Hier hatte der Sueve Ricimer als kaiserlicher Feldherr das Glück oder die Geschicklichkeit, sie zu schlagen. Dieses Ruhmes bediente er sich wider seinen Herrn. Severus starb plötzlich (465) und Ricimer herrschte zwey Jahre lang, jedoch ohne den Kaiser-Titel, bis von Constantinopel aus, wo man nie die Ansprüche auf das Ernennungs- oder Bestätigungs-Recht der Regenten des Westreiches aufgab, der Patricier Anthemius, doch mit Einwilligung des mächtigen Ricimer, zum abendländischen Kaiser ernannt ward (467). Während nun auch jetzt letzterer im Namen des erstern herrschen wollte, und Parteygeist alles verwirrte, machten die Franken in Gallien und die Alemannen im zweyten Germanien unwiderstehliche Fortschritte. Zugleich entstand Feindschaft zwischen Anthemius und Ricimer. Dieser ging nach Mailand, bekriegte von da aus den Kaiser, lieferte ihm unweit Rom eine Schlacht, siegte, nahm die Stadt ein, ermordete den Anthemius, und plünderte so, daß Hungersnoth und Pest auf die Verwüstungen folgten. Er selbst lebte nur noch drey Monate (472). Nun wurde der Schwiegersohn des letzten Valentinian, Anicius Olybrius, zum Augustus ernannt, und von Constantinopel auch bestätigt; er starb jedoch bereits nach sieben Monaten (473). Die Römer erhoben jetzt den Glycerius, einen Herrn vom Hofe; aber der morgenländische Kaiser gab dem Julius Nepos seine Nichte und den abendländischen Thron (474), und Glycerius, der den Frieden vorzog, begab sich in den geistlichen Stand. Mehr und mehr drohten indeß die barbarischen Völker dem Lande Italien. Der Kaiser sandte den Feldherrn Orestes zur Sicherung der Alpenpässe;

aber dieser bediente sich des Heeres, um seinen Herrn zu zwingen, daß er der Herrschaft entsage, und um seinen eigenen Sohn, Romulus Romyllus, wegen seiner Jugend zugenannt Augustulus, mit dem Diadem zu schmücken (475). Je schneller nun die letzten Kaiser voreinander vorüberzogen, desto freyer breiteten sich die eingewanderten germanischen Nationen aus, und desto ungehinderter befestigten sie sich in den von ihnen in Besiz genommenen Reichen. Mit Verdruss sahen sich die deutschen Kriegsvölker in Italien, Heruler, Rugier und Turcilinger (Völker, welche Pommern und Rügen zu ihrem Vaterlande hatten, und nach Attila's Tod in römische Dienste getreten waren), obgleich die nächsten Beschützer um den Thron, auf einen bloßen Sold eingeschränkt. Durch das Gefühl ihrer Stärke aufgemuntert, forderten sie von Drestes den dritten Theil der Ländereyen Italiens; und als dieser ihre Forderungen verweigerte, wählten sie den Helden Odoacer zu ihrem Anführer, zogen dann vor Pavia, eroberten die Stadt, und enthaupteten den Drestes. Alle Städte ergaben sich. Odoacer ward Herr von Italien. Augustulus hatte Purpur, Krone und Waffen abgelegt, und war in des Siegers Lager gekommen. Dieser schonte seiner Jugend, und sandte ihn nach Campanien auf das alte Schloß Lucullanum, wo er, vergessen, im Privatstande sein Leben zubrachte. Auf diese Weise erlosch im 1230sten Jahre nach der Erbauung der Stadt durch Romulus, im 506ten nach dem Siege bey Actium für Cäsar Augustus, im 476sten der christlichen Zeitrechnung mit Romulus Augustulus das Kaiserthum Roms.

III.

Die Germanier.

1.

Uebersicht der germanischen Völkerschaften dieser Zeit.

I. Germanier waren es hauptsächlich, welche den Coloss des römischen Reiches gebrochen hatten. Germanier waren es nun auch, welche nach dem Umstürze desselben, theils vermischt mit römischen Unterthanen, theils unvermischt, der fast allenthalben im Westen, Süden und Norden Europa's herrschende Völkerstamm wurden.

So setzten sich zwischen römische Unterthanen in Italien, wie wir eben gesehen haben, die Heruler, Rugier und Turcilinger (476); und bald nach ihnen stifteten die Ostgothen (493) und noch später die Longobarden (568) in demselben eigene Reiche.

In Spanien sahen wir Vandalen, Alanen und Sueven (409) einziehen, und zwey Jahre später das Land unter sich theilen. Als nun Genserich, vom afrikanischen Statthalter Bonifacius eingeladen, mit den Vandalen und Alanen nach Afrika überschiffte (429) und dort das Vandalenreich stiftete (das aber nur bis 534 bestand, wo es von dem berühmten Feldherrn Belisar für den byzantinischen Kaiser erobert ward): blieben die Sueven allein im Besitze des Landes, bis ihre Macht von dem westgothischen Könige Dietrich oder Theodorich durch einen großen Sieg an den Ufern des Urbicus gebrochen, und auf diese Weise die Herrschaft der Westgothen in Spanien gegründet ward (456).

Britannien, welches bereits 426 von den Römern verlassen ward, sah sich von dem an den Einfällen der ehemals nördlich gedrängten Picten und Scoten immer mehr preisgegeben. In dieser Noth riefen die Einwohner die sächsischen Seeräuber zu Hülfe. Da landeten

Angeln und Sachsen unter Anführung der Brüder Hengist und Horsa 449 in Britannien, schlugen die Picten und Scoten in ihre alten Grenzen zurück, bemächtigten sich hierauf selbst (449—582) des Landes, und stifteten sieben angelsächsische Reiche, Kent, Suffer, Westsex, Northumberland, Essex, Ostangeln und Murcia, die, nach vielfachen Kriegen untereinander, erst im neunten Jahrhunderte in Ein Reich vereinigt wurden.

Eben so hatten sich im Laufe des fünften Jahrhunderts mehrere Völker in den Besitz Galliens getheilt. Den südwestlichen Theil desselben nahmen die Westgothen ein (seit 419), den südöstlichen die Burgunder (seit 407); in dem westlichen behaupteten sich Alemannen und Franken; und nur ein kleiner Theil stand noch, nach dem Umsturze Roms, unter den Befehlen des römischen Feldherrn Syagrius.

II. Im eigentlichen Deutschlande blieben, nach diesen großen Veränderungen, folgende Völkerschaften zurück: 1) die Sachsen, von der Ost- und Nordsee über die Elbe und Weser bis gegen den Rhein hin, getheilt in Ostphalen, Westphalen und Engern; 2) die mit ihnen in Verbindung stehenden Friesen, an der Nordsee von der Mündung der Schelde bis an die Mündung der Elbe; 3) die Thüringer, zwischen dem Harz, dem Rhein, dem Mayn und Böhmen; 4) die Franken, um den Mayn zwischen dem Rhein und der Weser; 5) die Alemannen, zwischen dem Oberrhein und dem Mayn, und dem Neckar, der Donau und dem Rhen; 6) die Bayern, unterhalb der Donau vom Rhen bis an die Enns; und 7) die Longobarden, die Anfangs im Lüneburgischen wohnten, sich darauf südblich wanderten, und nach dem Abzuge der Ostgothen nach Italien die erledigten Sitze derselben in Pannonien einnahmen, bis sie selbst (568) nach Italien ausbrachen.

III. Auch der Norden kennt in dieser Zeit bereits germanische Stämme, nämlich die Dänen in Dänemark, die Swethen oder Spionen in Schweden, und die

Merigoner in Norwegen. Sie waren an den Küsten der Ostsee heraufgezogen, und Seeräuberey blieb lange ihr Gewerbe.

2.

Die Franken in Gallien.

I. Die Franken hatten, unter mehrern Fürsten, Sproßlingen eines gemeinschaftlichen Ahnherrn Meroväus (447—456), vertheilt, von ihren Sigen aus die nördliche Hälfte Galliens erobert. Chlodwig (Ludwig) folgte seinem 481 verstorbenen Vater Childerich schon als fünfzehnjähriger Jüngling in der Regierung über die salischen Franken. Sobald er in den ersten vier Jahren seine einheimischen Angelegenheiten geordnet hatte, verbündete er sich mit seinen Vettern, den Häuption der übrigen Frankenstämme, zog mit ihrer Hülfe gegen den römischen Statthalter Syagrius, und schlug ihn bey Nogent unfern Soissons 486. Das ganze belgische Land, die wichtigen Städte Soissons, Rheims, Troyes, Beaupais und Amiens huldigten dem Sieger.

Hierauf wandte er sich gegen die Thüringer; und nachdem er diese 491 besiegt und ihnen einen Tribut auferlegt hatte, drang er im Westen gegen die Loire vor. Da unterbrach ein gefährlicher Angriff der Alemannen seinen Kriegslauf. Diese, von jeher Feinde des fränkischen Volkes, drangen den Rhein abwärts gegen Cöln, in das Gebiet Siegeberts, des Fürsten der ripuarischen Franken. Chlodwig eilte ihm zu Hülfe und stieß auf die Alemannen in den Feldern von Zülpich (496). Hier ward hart wider einander gestritten. Als nun die Schlacht verloren schien, und die Alemannen das Siegesgeschrey erhoben: da fiel Chlodwig auf seine Knie, bath den Gott seiner frommen christlichen Gemahlinn Chlotilde um Sieg, und gelobte, an Ihn zu glauben, und in Seinem Namen sich taufen zu lassen. Sogleich wandte sich das Treffen; die Alemannen flohen, die Blüthe ihrer Mannschaft fiel, es fiel ihr König,

der Ueberrest bath um Gnade. An diesem Tage ging die Selbstständigkeit Alemanniens verloren; es wurde, jedoch unter selbstgewählten Herzogen und unter Fortbestand der alten Geseze und Gewohnheiten, eine fränkische Provinz.

Noch im nämlichen Jahre erhielt Chlodwig, seinem Gelübde getreu, in Rheims von dem heiligen Bischöfe Remigius die Taufe, mit ihm 3000 Franken, und in kurzer Frist der größere Theil der Nation. Er erhielt hierauf, als der einzige katholische Fürst damaliger Zeit, vom Papste den Titel des allerchristlichsten Königs, einen Titel, dem er leider durch seine Handlungsweise sehr oft und sehr auffallend widersprach.

Nachdem die Alemannen unterworfen waren, und das fränkische Reich sich am Rhein hinauf bis in Schwaben erstreckte, und nachdem auch die Burgunder Tribut versprechen mußten: wandte Chlodwig seine Blicke auf das Reich der Westgothen, welche den schönsten Theil Frankreichs inne hatten. Im Jahre 507 brach er gegen dasselbe auf. Klärich II. erwartete ihn mit seinen Gothen bey Poitiers. Nicht weit von dieser Stadt kam es zur Schlacht. Chlodwig rannte mit eigener Hand den Klärich vom Pferde, verfolgte seinen Sieg bis Bordeaux, wo er den Winter über blieb, nahm 508 den reichen königlichen Schatz zu Toulouse in Besitz, und ließ einen seiner Söhne dort zurück, damit er die Westgothen völlig aus Gallien triebe. Er selber kehrte über Tours nach Paris zurück. In jener Stadt erhielt er durch Gesandte vom griechischen Kaiser Anastasius das Diplom und den Ehrenschmuck eines römischen Consuls. Nun fehlte dem neuen Consul zu seiner Sättigung nur noch die Vereinigung aller fränkischen Stämme unter seiner Herrschaft. Um diese zu bewirken, räumte er alle seine Vettern samt ihren Söhnen durch den empörendsten Verrath, einige sogar mit eigener Hand, aus dem Wege, so daß er fortan allein auf dem fränkischen Throne saß. Aber nicht lange besaß er denselben; er starb

zu Paris im Jahre 511, seines Alters im 45ten, seiner Herrschaft im 30sten.

II. Seine Nachkommen auf dem fränkischen Throne, die man die *Merovinger* nennt, und die sich in die beyden Hälften des Reiches, *Austrasien* (Ostreich) und *Neustrien* (Westreich) theilten, traten hinsichtlich ihres Characters und ihrer Handlungsweise meistens in die Fußstapfen ihres Stammvaters. Es war, als wenn Laster und Tyrannien, unerhörte Grausamkeit und wilde Rachgier in diesem Geschlechte erblich wäre. In Zeit von 40 Jahren kamen sechs merovingische Könige durch Gift oder Schwert um. Das Volk der Franken konnte unter solchen Fürsten, auch bey aller Bemühung der Geistlichkeit, nur äußerst schwer aus seiner sittlichen Rohheit emporgehoben werden. Ihre Macht jedoch breiteten sie noch weiter aus; sie unterwarfen sich nach und nach auch die *Burgunder* (534) und in Deutschland das mächtige Volk der *Thüringer* (531). Auch die *Herzoge der Bayern* gaben sich in ihren Schutz (um 595).

3.

Die Ostgothen in Italien.

I. Seit *Attila* gestorben, hatten die Ostgothen unter ihren Fürsten aus dem Hause der *Amaler* die alte Unabhängigkeit wieder hergestellt. Nun wohnten sie in Ungarn an der *Donau*. Sie hatten oft Streit mit den Kaisern in *Constantinopel*, und bey einer solchen Veranlassung war *Theodorich*, Sohn des Fürsten *Etheudmir*, als Geißel nach jener Stadt geschickt worden; und lernte hier, wie einst *Hermann* in *Rom*, die Künste der Herrschaft kennen. Nach dem Tode seines Vaters und seiner Oheime wurde er alleiniger König der Ostgothen. Der griechische Kaiser *Zeno* versäumte nichts, um den Jüngling zu gewinnen; er gab ihm die Consularwürde in dem Jahre, als er selber sie trug, ließ ihn triumphiren, errichtete ihm eine Ritterstatue. Aber da die Geschenke des Kaisers weder die Be-

dürfnisse noch die Wünsche der emporstrebenden Ostgothen zu befriedigen fähig waren, und diese laut verlangten, in Gegenden geführt zu werden, wo sie freyer und besser leben könnten, faßte Zeno den Entschluß, dem Theodorich, nachdem er ihm den unter den Herulern und Rugiern feufzenden römischen Senat bestens empfohlen, das Land Italien förmlich zuzueignen.

Als bald machten die Ostgothen unter ihrem 24jährigen Fürsten sich mit allen Herden und allem Eigenthum auf, nach den Pässen Italiens zu ziehen (490). Die ersten Feinde trafen sie am Flusse Eisonza an, welcher in dem heutigen Görz schöne Auen durchströmt. Zweymal schlug Theodorich die mit keinem Eifer für Odoacer streitenden Italiener. Der König der Heruler floh nach Rom; die Stadt verschloß ihm die Thore. Er floh nach Ravenna. In dieser schon an sich durch Moräste, damals auch durch Kunst festen, von 20,000 waffentragenden Männern besetzten Stadt hielt er in das dritte Jahr. Nach ihrer Uebergabe und Odoacers Hinrichtung (493) legte Theodorich die gothische Nationalkleidung ab; und nahm den römischen Purpur. Als er nach Rom zog, empfingen Senat und Volk ihn ehrerbietig. Er stellte den Hof, die Gehalte, die Brodvertheilungen her, wie sie unter den Kaisern gewesen. Das Drittheil römischer Ländereien, welches Odoacer seinen Truppen gegeben hatte, vertheilte er unter die Ostgothen. Er verfuhr dabei mit Klugheit und Schonung der Eingebornen; denn nur auf erhaltene schriftliche Anweisung durften die Ostgothen die ihnen bestimmten Ländereien in Besitz nehmen. Seine Gesetzgebung war die beste in jenem Zeitalter; der römische Senat behielt seine Würde, und den Provinzen und Städten wurde die alte Verfassung bestätigt. Die Veränderungen, welche er machte, waren Verbesserungen. Er hob die Selbststrache auf, und sorgte für gute Polizey. Obschon Arianer, drückte er doch in keiner Sache die katholische Kirche; vielmehr bewies er ihren Vorstehern Ehrerbietung, Vertrauen, Gnade. Ueberhaupt

erhob ihn Humanität, Mäßigung und Klugheit über alle Fürsten der Barbaren. Durch Familienverbindungen wurde er Vetter und Freund, wie durch Macht und Weisheit Schiedsrichter aller abendländischen Könige. Seine Gemahlinn war eine Schwester des Frankenkönigs Chlodwig; seine eigene Schwester gab er dem Vandalen-Könige Hunerich, seine Nichte dem Könige der Thüringer, die eine seiner Töchter dem Könige Sigmund von Burgundien, und die andere Alarich II., Könige der Westgothen. Er hielt eine zur öffentlichen Sicherheit und zu nöthigen Unternehmungen allezeit, bereite Armee. Den deutschen Königen schrieb er wie ein Vater: „Ihr alle habt Proben meines Wohlwollens, ihr seyd junge Helden; mir gebührt, euch zu rathen. Eure Unordnungen betrüben mich; es ist mir nicht gleichgültig, daß ihr euch von den Leidenschaften beherrschen lasset. Denn Reid und Leidenschaften der Könige sind das Verderben der Völker; dagegen sind ihre Freundschaft und Einigkeit gleichsam die Adern, durch welche die Wünsche der Völker zu einander hinüberfließen.“ Als Chlodwig die Alemannen unterwarf, schrieb er ihm, Schonung empfehlend. Wenn Kriege unter den Königen unvermeidlich schienen, oder wenn er es mit Billigkeit thun konnte, wußte er sich ohne vieles Blutvergießen zu vergrößern: Sicilien, Rhätien, die Alpen und Genf kamen unter ihn. Die verheerten Ufer des Po bevölkerte er durch Alemannen, die unter seine gütige Herrschaft flohen. Pavia und viele andere Städte ließ er prächtig bauen. Auch war er auf die in seinem Reiche noch blühenden Wissenschaften und Künste mehr stolz, als auf seine Waffen. Dieses zeigte er, da er dem Chlodwig Musiker, und dem Burgunderkönige Gondebald Wasseruhren und Leute sandte, die sie aufzuziehen wußten. Sein Kanzler, der Senator Cassiodorus, war der gelehrteste Mann seiner Zeit. — Daß eine so einsichtsvolle und nachdrückliche Regierung 33 Jahre währte, mußte dem durch so lange Leiden entkräfteten Lande gewiß zum Segen gereichen. Ackerbau, Handel und Gewerbe, die

vorher fast erstorben gelegen, blühten nun fröhlich wieder auf, und die allgemeine Sicherheit war so groß, daß man im Sprichworte sagte, man könne in Italien unbeforgt seinen Geldbeutel auf dem Felde liegen lassen. Er selbst war allenthalben gegenwärtig, fragte nach allem, antwortete auf alles, that alles selbst. In Zeiten feindlicher Bedrohungen zog er nach Verona, wo sein Palast noch zu sehen ist; außerdem war sein gewöhnlicher Aufenthalt Ravenna, sein Lieblingsort ein Garten, den er in den Erholungsstunden mit eigenen Händen bearbeitete.

Dies ist die kurze Geschichte eines Königs, der, obgleich nach römischem und griechischem Sprachgebrauche ein Barbar, dem gesunkenen Italien noch eine schöne Abendröthe schenkte, und dem nicht das Erobern allein, sondern auch das Erhalten, nicht das Herrschen, sondern das Beruhigen am Herzen lag. Schade, daß bey zunehmendem Alter sich das Herz dieses Mannes verhärtete, und wir ihn noch kurz vor seinem Ende aus Mißtrauen und Regenteneifersucht hart und ungerecht sehen müssen. Nicht nur trat er als Feind und Verfolger der katholischen Kirche auf, sondern verfuhr auch gegen den römischen Senator Albinus, den böse Angeber ihm als einen heimlichen Begünstiger der Kaiserherrschaft verdächtig machten, mit tyrannischer Eigenmacht. Boethius, ein anderer Senator, durch Rang, Kenntnisse und Rechtschaffenheit gleich ehrwürdig, (Theodorich selbst rühmte ihn früher dem Burgunder-Könige mit dem Anhang: „dein Volk wird sich nicht länger mit uns vergleichen, wenn es hören wird, daß solche Männer unter uns leben!“) ward, weil er in der Bertheidigungsrede für seinen Freund die Worte gebraucht, „er selbst sey des Verrathes gerade eben so schuldig, als Albinus,“ gleichfalls in Ketten in den Thurm von Pavia *) geschleppt. Abwesend, und ohne Erlaubniß sich zu vertheidigen, wurden beyde zum Tode ver-

*) In diesem Thurne schrieb Boethius sein herrliches Büchlein „von den Tröstungen der Philosophie.“

urtheilt. Bald darauf ward auch der Schwiegervater des Boethius, der greise Symmachus, weil er über den Tod seines Schwiegersohns zu laut gemurrt, hingerichtet (525). Zu Theodorichs Ehre fügt indeß die alte Nachricht hinzu: er habe gleich darauf die despotische That bereut; ja in einer bald nachher eingetretenen Schwermuth habe er bey'm Anblicke eines auf die Tafel gebrachten Fischkopfes schauernd ausgerufen: „*Beg mit dem Kopfe!* das ist Symmachus Kopf!“ Bey zunehmender Krankheit verfügte er in Gegenwart der Großen des Reichs, daß sein Enkel Atharich (einen Sohn hatte er nicht) ihm in der Herrschaft nachfolgen sollte. Er starb im Jahre 526.

II. Sein Reich hatte keinen Bestand. Der Regent war noch minderjährig; und als er nach 8 Jahren mit Tod abging, waren die Großen des Reiches nicht einig, sondern erhoben und stürzten mehrere Könige nacheinander. Da machte sich der griechische Kaiser Justinian diese Zwietracht zu Nutzen, und sandte seine Feldherren Belisar und Narses nach Italien. Es entstand ein langer und schwerer Krieg, der das Land verwüstete, und besonders Rom durch mehrere Belagerungen so verödete, daß sich am Ende nur 500 Einwohner voranden, und Frauen und Töchter der Senatoren in zerlumpten Kleidern ihren Unterhalt bettelten. Noch einmal erhoben sich die Gothen unter dem Könige Baduilla, zugenannt Totilas (541 — 552); allein da auch er an den in einer Schlacht erhaltenen Wunden gestorben war, sank das Reich Theodorichs, 27 Jahre nach dem Tode des Stifter's, in solche Vernichtung, daß die Ostgothen nicht sowohl besiegt, als vielmehr gänzlich ausgerottet wurden (553). Italien ward wieder, unter dem Namen des Exarchats, Provinz des byzantinischen Reiches, und Narses der Exarch desselben.

4.

Die Longobarden in Italien.

I. Narses herrschte in Italien, unter dem Kaiser; mit

ihm Ordnung und Ruhe. Ohne Mühe stillte er die Bewegungen, welche die Heruler in Toscana machten. Rom erhob sich wieder; aber der Schatten der alten Republik, der Name der Consuln und Senatoren ging unter. Endlich fiel Narses bey Justinians Nachfolger, Justin II., in Ungnade, und ward nach Hofe berufen. Er verließ Rom und ging nach Neapel, um sich von da nach Constantinopel einzuschiffen, als der Ausbruch des furchtbaren Longobardenkönigs Alboin gegen Italien und die Bitten der Römer ihn bewogen, nach Rom zurückzukehren, wo er aber nach wenigen Tagen starb.

Alboin (oder Albwin) hatte unlängst einen andern Stamm seines Volkes, die Gepiden überwunden; er trank aus dem Schädel ihres Fürsten Cunimund und nahm seine Tochter Rosamunde zur Gemahlinn. Drey Jahre nach dem Gepidenkriege, im zweyundvierzigsten, seitdem die Longobarden in Pannonien die von den Ostgothen besessenen Gegenden eingenommen, am 2. April des 568ten Jahres, brach der König Alboin mit allen longobardischen Männern, Weibern und Kindern, von 20,000 Sachsen begleitet, von Pannonien auf. Es war an einem herrlichen Morgen, als von der Höhe eines Vorgebirges der Alpen die erstaunenden Longobarden auf das neue schöne Vaterland bewundernde Blicke warfen. Wo Alboin durchzog, ehrte er die Kirche, und suchte die Liebe des Volkes. Durch die Eroberung von Pavia gründete er seine Herrschaft in Oberitalien (welches bis auf den heutigen Tag von dem Volke der Longobarden die Lombardey genannt wird) und machte sie zur Hauptstadt dieser Gegenden. Auch in Unteritalien eroberte dieses Volk schöne Länder. Rom aber und die Stadt Ravenna mit ihrem Gebiete blieben in den Händen der Griechen, welche sich durch Geschenke auch die Franken gewannen, um durch sie zu verhindern, daß die Longobarden nicht die ganze Halbinsel zu Einem Reiche vereinigten. Wirklich ist auch Italien von jener Zeit an bis auf diesen Tag unvereinigt geblieben.

II. Alboin ward, noch ehe er seine Eroberungen vollenden und im Innern ordnen konnte, im Jahre 573 auf Veranstaltung seiner Gemahlinn Rosamunde ermordet. Da wählten die Longobarden den Bornehmsten ihrer Großen, Cleph, zu ihrem Könige. Aber auch dieser wurde nach kaum anderthalbjähriger Regierung von einem der Knaben, die ihm dienten, getödtet (575). Während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Autharis, führten die Großen unter sich, nach gemeinschaftlichem Rathe, die Herrschaft, bis er im Jahre 586 von den Longobarden einmüthig zum Könige erhoben ward. Eben hatte der Kaiser Mauritius den austraischen Frankenkönig Childebert II. durch ein großes Hülfsgeld bewogen, wiederholt mit zahlreichem Heere in Italien einzufallen. Aber beym ersten Einfall schlossen sich die Longobarden in ihre Städte ein, und erkauften den Frieden durch Geschenke. Gleichfalls ohne Erfolg war der zweyte; und als Childebert, nach einem vereitelten Heirathsversuch zwischen seiner Schwester und Autharis, auch den dritten Einfall unternahm, ersochten die Longobarden einen entscheidenden Sieg über das austraische Heer (588).

Unter den Völkern, welche mit den Longobarden Freundschaft hielten, und ihnen gegen ihre Feinde kräftig beystanden, zeichneten sich im Noricum die *Bojoarier* oder *Bayern* aus, die seit ihrer Einwanderung dem größeren Theile des Landes den Namen gegeben. Auch dießmal hatten sie zum Sieg über die Franken das Meiste beygetragen. Von diesem Beystande gerührt, sandte Autharis bald nach der Schlacht Boten an den bojoarischen Hof nach Regensburg, um die Hand der so tugendhaften als schönen Theodelinde zu werben. Der Bayernkönig Garibald empfing die Gesandten freundlich, und sagte dem Helden die Tochter zu. Diesen Bericht ließ sich der Longobarde gefallen; doch wünschte er eher seine künftige Braut selbst zu sehen, und veranstaltete zu dem Ende eine glänzende Gesandtschaft, welcher er sich als Unbekannter zugesellte. Von großem Gefolge der edelsten Ritter begleitet, zog er

nach der bayerischen Hauptstadt. Als die Gesandten, im feyerlichen Prunke eingeführt, vor Garibald erschienen, machte der Älteste, als Haupt der Sendung, den Vortrag. Nachher trat Autharis als Zweyter der Gesandtschaft dem freundlichen Garibald näher, und nahm das Wort: „Mein Herr, der Longobarden Beherrscher, sandte eigentlich mich, die zur Braut verheißene Tochter, unsre künftige Frau Theutlinde zu sehen. Ich soll von ihrer Gestalt treue Schilderung ihm bringen.“ Der Vater ließ sogleich seine Tochter bescheiden, und Theodelinde erschien mit einem solchen Anstande, daß Autharis im ersten Augenblicke bemerkte, sie wäre zu Glück und Würde geboren. Nachdem nun Theodelinde den Willkommensbecher auf Autharis Wohl zuerst dem Ältesten der Gesandtschaft, und dann dem unerkannten Autharis gereicht hatte, nahm dieser Abschied, und kam von einem ansehnlichen Gefolge der Bayern geleitet, an die norische Grenze. Da richtete er sich beim Abschiede auf seinem Pferde empor, und hieb mit seiner Streitart so tief in einen Baum, daß keines Mannes Kraft sie herauszuziehen vermochte, mit den Worten: „Solche Hiebe führt Autharis.“ Schneller eilten die Bayern nach Hause, erzählten dem Könige den Vorfall, zeigten die Streitart, und rühmten der Braut die seltene Stärke ihres Bräutigams. Dieses geschah im Jahre 589. Noch im nämlichen Jahre reisete Theodelinde, von ihrem Bruder begleitet, nach Italien, wo das hochzeitliche Fest unter großem Jubel gefeyert ward, und das freudetrunkene Volk seiner neuen Königin mit Herz und Mund seine Huldigung zollte. Doch kaum war der Jubel verhallt, als von allen Seiten Kunde von dem verheerenden Einbruche des Feindes einlief. Der austrasische König Childebert, voll Unmuth über eine so nahe Verbindung des bayerischen und longobardischen Hofes, bot nämlich alle fränkische Völker zum Kriege auf. Ein großes Heer, von zwanzig Führern befehligt, fiel in das longobardische Reich ein, zerstörte Schlösser und Fluren, und schleppte die Bewohner gefesselt als Sklaven nach

Westen fort. Autharis, zu schwach, der viermal überlegenen Macht Einhalt zu thun, verlegte seine Truppen in festere Plätze, und warf sich selbst mit Auswahl des Heeres in das feste Pavia. Nach drey Monaten aber sah sich der Franke durch Hitze, Seuche und Hunger genöthiget, den Rückzug zu nehmen. Autharis bot dem Feinde den Delzweig, aber ehe noch der Franke ihn nahm, war Autharis nicht mehr; ein schnellwirkendes Gift hatte ihm das Leben geraubt (5. Sept. 591).

III. Nun kamen die Großen des Reiches in den Mauern Pavia's zusammen, und nach reifer Ueberlegung faßten sie in freudigem Einklange den Entschluß: „Theodelinde, vom Volke geliebt, von allen geehrt, bleibe Königin und des longobardischen Reiches Herrscherinn; ihr stehe es frey, sich einen Gemahl zu erkiesen, und dem verwaistten Lande auch einen König zu geben; nur sey er aus longobardischem Blut entsprossen, und fähig, das Ruder des Staats zum Besten des Volkes zu lenken.“ Theodelinde verlangte einige Tage Bedenkzeit, überlegte für sich selbst, und bediente sich des Rathes der weisesten Männer. Endlich brachte sie den Herzog Agilulf (Ago) von Turin in Vorschlag; und ihre Wahl erhielt den lautesten Beyfall. Noch im Monate November geschah die Trauung, und im May des folgenden Jahres (592) ward Agilulf bey voller Versammlung aller Großen des Reiches unter dem Rufe des jubelnden Volkes als König auf den goldenen Schild gehoben. Das erste Geschäft des neuen Regenten war, die schon vorhin begonnene Friedensunterhandlung zu schließen, und die gefangenen Longobarden auszulösen. In Bälde war alles glücklich zu Stande gebracht, und von dieser Zeit an gewährten beyde Völker sich den Frieden auf längere Zeit. Theodelinde aber, endlich der Ruhe und des häuslichen Glücks genießend, nährte jetzt den einzigen Wunsch, eine Vereinigung der arianischen Longobarden mit der katholischen Kirche zu bewerkstelligen; und wirklich brachte sie es durch Bitten, Ermahnungen und ihr sanftes Betra-

gen dahin, daß nicht nur der König, ihr Gemahl, sich zur katholischen Religion bekannte, sondern auch ein großer Theil der Nation diesem Beispiele folgte. Papst Gregor der Große — der erste „Knecht der Knechte Gottes“ *), durch Wärme der Andacht, Salbung des Wortes und seelenvollen Geist ausgezeichnet, — schickte von dieser freudigen Begebenheit in Kenntniß gesetzt, Theodelinden eine goldene Krone, die man, wegen des inwendig angebrachten, aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedeten Rings, die eiserne nennt, und die in der dem heil. Johannes dem Täufer gewidmeten Kirche des von der Königin erbauten Palastes zu Modöcia (Monza) unfern Mailand aufbewahrt wurde **). König Agilulf widmete sich nun sorgfältigst den Geschäften der Regierung, und gab sich zugleich alle Mühe, die sich widersprechenden Meinungen der Priester zu dem beglückenden Einigkeitspunkte der Liebe zu führen. Viel Gutes noch zu stiften, und den Sohn, den ihm seine Theodelinde geboren, und den er bereits in seinem vierten Jahre mit Bestimmung des Volkes zum Nachfolger erklärt hatte, in aller Weisheit zu erziehen, war sein erhabenes Ziel. Aber noch ehe der junge Adelwald das 13te Jahr erreicht hatte, starb Agilulf (616), und Theodelinde sah sich wiederholt Genöthiget, die Regierung des Reiches mit ihrem Sohne zu übernehmen. Der Himmel segnete auch ihr reges Bemühen, hier die innere Ruhe zu erhalten, dort den Frieden von außen mit weiser Liebe zu pflegen. Sie spendete reichliche Gaben unter das ärmere Volk, ließ hilflose Kranke verpflegen, Wittwen und Waisen versorgen, Kirchen und Schulen erbauen, nicht um die schwankende Gunst des Volkes zu

*) So nannte er sich zur Beschämung des damaligen Patriarchen in Constantinopel, welcher sich den Titel eines allgemeinen Bischofs (Episcopi oecumenici) beizulegen vermaß.

**) Fast alle römische Kaiser nach Carl dem Großen bis auf Carl V. (1530) wurden mit der eisernen Krone als Könige von Italien in Mailand gekrönt, ehe ihnen in Rom die Kaiserkrone aufgesetzt wurde.

gewinnen, sondern aus heiliger Liebe zu Gott und zur Menschheit. Sie erkrankte an einem schleichenden Fieber, und säumte nicht, alle heilige Vorbereitungen zur Reise in die Ewigkeit zu machen. Während ihr Geist heiter blieb, und ihre Seele zum Himmel strebte, sprach sie zu ihrem Sohne: „Ich nahe meinem Ziele, ich habe die mir von Gott vorgezeichnete Bahn vollendet, ich muß dich verlassen!“ Segnend legte sie ihm die Hand aufs Haupt, und verschied sanft, wie die Sonne hinabsinkt (22. Jänner 627).

IV. Die Longobarden bauten übrigens das neu erworbene Land so schön, daß die traurigen Spuren alter Verheerungen immer seltener wurden. Auch der König nährte sich von dem Ertrage seiner Güter, zog auf den Meeresküsten umher, und lebte in der Einsalt eines Hausvaters mit der Würde eines Heerführers. Die freyen Männer, wie bey den alten Römern, arbeiteten selbst mit Knechten und Freigelassenen zur Urbarmachung der verödeten Lande. Zumal blühte der Feldbau um die Klöster, um das wilde Novales, um Nonentula, Ferfa, besonders um die Mutter von allen, um Monte Cassino, wo der heilige Benedictus von Nursia schon 529 den Grund zu seinem berühmten Orden gelegt hatte, „aus welchem 28 Päpste, 200 Cardinäle, 1600 Erzbischöfe, 4000 Bischöfe, 16000 Aebte, und eine Schaar canonisirter Heiligen entsprungen, und welcher durch ewige Verdienste um die Wissenschaften die Ehrfurcht auch derer verdient, welche seine Regel nicht verehren.“ *)

5.

Veränderungen in den Sitten und Einrichtungen der Deutschen.

I. Die meisten deutschen Völker waren in den Zeiten

*) Joh. von Müller in seinen „Reisen der Päpste.“ Uebrigens fand man die Regel des heil. Benedict so voll Weisheit und Bescheidenheit, daß sie allmählig die allein geltende im ganzen Abendlande wurde, und daß selbst große Gesetzgeber sie, als eine reichhaltige Quelle von Grundsätzen in der Kunst, Menschen zu regieren, zum Gegenstande ihres Studiums machten.

der Völkerwanderung in neue, von ihren alten gänzlich verschiedene Länder gekommen, und fanden hier Einwohner von andern Stämme und mit andern Sprachen, Sitten und Gesetzen. Daher konnten sie selbst nicht bleiben, wie sie in ihren Wäldern gewesen waren: und es ist wichtig, daß wir uns die große Verschiedenheit der als Eroberer in fremde Länder ausgewanderten von den im Vaterlande und den alten einfachen Sitten gebliebenen Stämmen in ihren Hauptzügen vor Augen stellen.

Die deutschen Eroberer fanden in Gallien, Spanien, Italien und England Einwohner, aus Römern und Landes-eingebornen gemischt. Sie ließen sie zwar in ihren Wohnsitzen, aber größtentheils als Knechte, oder doch als solche, die sie der Waffenehre unwerth hielten. Nach dem fränkischen Gesetze brauchte man für einen erschlagenen Römer oder Gallier nur den vierten Theil des Lösegeldes zu bezahlen, was für einen freyen Franken entrichtet werden mußte. Das aber wirkt verderblich auf den Sinn des Menschen, wenn er viel mehr Knechte und Leibeigene um sich sieht, als freye und freygesinnte Männer. Auch konnte es nicht wohl ausbleiben, daß nicht nach und nach die Deutschen sich mit den Landeseinwohnern vermischten, und daß manche von diesen, welche an List und Feinheit den Deutschen überlegen waren, bald zu hohen Ämtern bey schwachen Königen gelangten, und ihre vorigen Herren beherrschten.

II. Die größte Veränderung bey den ausgewanderten deutschen Stämmen ging mit der Sprache vor. Denn da in den eroberten Ländern hauptsächlich die römische oder lateinische Sprache geredet wurde, und diese damals um vieles ausgebildeter war als die deutsche: so konnte sie nicht durch diese verdrängt werden, sondern es entstand eine Mischung, zu denen oft auch noch die agentliche Landessprache als ein dritter Bestandtheil hinzukam; und so bildeten sich die Grundlagen der heutigen süd- und west-europäischen Sprachen, namentlich der italienischen, französischen, spanischen, portugiesischen, englischen.

III. Auch die Verfassung mußte sich bey den erobernden deutschen Völkern wesentlich verändern. Zu Hause, in dem ursprünglichen Zustande, galt die königliche Gewalt nicht viel: die Ältesten oder Grafen (Grauen), als die bestellten Richter in jedem Gau, verwalteten die gewöhnlichen Angelegenheiten, richteten die Streitigkeiten nach dem Herkommen, und über wichtigere allgemeine Dinge wurde die Volksversammlung berufen. Aber im Kriege, wo es auf schnelle Entschlüsse ankommt, gilt der Anführer über alles. Da war also der König oder Fürst fast unumschränkter Gebieter, und ihm wiederum standen seine Getreuen aus dem Gefolge am nächsten. In den Zeiten der Völkerwanderung nun hob nicht etwa nur ein vorübergehender Krieg seine Gewalt auf kurze Zeit, sondern sie konnte sich in den vielen Jahren der Züge unter stets andauernden Kämpfen auch dauernd befestigen. Das ganze Volk wurde zum Heere; es gewöhnte sich an den Gehorsam, der im Kriege nothwendig ist; die Verfassung des Friedens verlor ihre Kraft; und da man im Ziehen kein Vaterland hatte, so mußte sich die ganze Liebe und das ganze Vertrauen auf den Anführer wenden, welcher zu Sieg und Beute und zur Erklämpfung eines neuen Erbes führte. Er war das Heil und die Hoffnung des Volkes, er war statt Heimath und Vaterland, und diejenigen die Beglückten, welche ihm am nächsten standen.

Den Getreuen wies der König, wenn die Eroberung vollbracht war, von der Beute und dem Lande vor allen Uebrigen ihren Antheil an, wie er ihnen in der frühern Zeit nur Pferd und Waffen und Unterhalt gegeben hatte. Er selbst aber behielt ohne Zweifel das Meiste und Vorzüglichste für sich. Und so war seine Macht sowohl durch den Besitz als durch den großen Anhang begründet. — Die vom Gefolge des Fürsten hatten nun vielleicht wieder ihre eigenen Gefolge, die sie von ihrem Theile belohnten, oder sie erwarben sich erst solche Getreue durch Hülfe ihres größern Besitzes; und auf diese Weise entwickelten

sich jetzt die Grundzüge der Verfassung, welche man mit dem Namen des Lehenswesens bezeichnet. Die Getreuen des Fürsten und der Großen wurden der Adel der Nation; sie erhielten Güter als Lehen (beneficium, feudum) dafür, daß sie sich zur Kriegspflicht verbindlich machten: sie hießen Vasallen (Gefellen), und hielten sich besser, als die gemeinen Freyen, welche nur eine Allode (ein Loos Aller, so viel Alle bekamen) erhalten hatten. Dafür bräuchten aber die gemeinen Freyen sich nur zu großen Nationalkriegen zu stellen, wenn der Heerbann aufgeboten wurde; der Vasall aber mußte auf jedes Aufgebot des Lehensherrn, zu welchem Zweck es seyn mochte, bereit seyn, denn dafür hatte er sein Gut. — Anfänglich waren die Lehen nicht erblich, der Lehensherr konnte sie einziehen und andern verleihen; allein im Laufe der Zeiten, und besonders unter schwachen Regierungen, fanden die Vasallen Mittel, auf eine oder die andere Weise den Besiß erblich, und fast unabhängig zu machen; und da wurde die königliche Gewalt wiederum durch eben diejenigen eingeschränkt, welche sie früher zu ihrer Unterstützung erhoben hatte. *) Auch war in so ferne die Gewalt der Könige nicht unbeschränkt, indem das Volk regelmäßig versammelt wurde, und zwar bey den Franken zuerst im März, nachher im May, woher die Benennung der März- und Mayfeld-her kam; allein der große Unterschied gegen die alte Zeit war der, daß diese Versammlungen nicht mehr aus der Mehrzahl aller freyen Männer, sondern größtentheils aus Lehensmännern bestanden, so daß der Adel die Entscheidungen gab. Und späterhin wurden die Mayfelder gar nicht mehr gehalten, weil es bey der Größe des fränkischen Reiches den Meisten zu beschwerlich war, sie zu besuchen.

*) Man beschränkte in der Folge die Lehen nicht bloß auf Ländereien und Grundstücke; sondern alles, was irgend einen Werth für jemand andern hatte, wurde zu Lehen gegeben, z. B. Hof- und Justizstellen, Jagd, Zölle, die herzogliche und markgräfliche Würde u.

IV. Was die Gesetze der deutschen Völker betrifft, so hatten unter allen die salischen Franken das älteste geschriebene Gesetzbuch, dessen Abfassung über Chlodwig's Zeiten hinaus bis zum Jahre 422 reicht, ob es gleich späterhin vermehrt und verbessert wurde. Den Burgundern gab König Gundobald ums Jahr 500 Gesetze; den Westgothen Dietrich im Jahre 504; den Ostgothen Theodorich ums Jahr 500; den Angelsachsen Ethelbert 614, und den Longobarden Rothar 644. Alle diese Gesetze enthielten entweder ältere Gewohnheiten, die schon vor der Einwanderung ins römische Reich gültig waren, jetzt aber schriftlich ausgezeichnet wurden; oder es waren neue Bestimmungen, die aus den Verhältnissen hervorgingen, in welche die Sieger in dem eroberten Lande kamen. Uebrigens zeigt der Inhalt dieser Gesetze, daß der Zustand jener, für die sie gegeben waren, noch sehr roh war. Todesstrafe war fast auf kein Verbrechen gesetzt, außer auf Verrath und Treulosigkeit. Jedes andere Verbrechen konnte mit Geld gesühnt werden. Die Todesstrafe hätte die heftigen, sogleich zu den Waffen greifenden Menschen, welche sehr wenig Furcht vor dem Tode hatten, doch nicht von der Befriedigung des augenblicklichen Rachegefühls abgehalten; die Geldstrafe dagegen war für jene Zeiten sehr hoch und daher empfindlich, und wer sie nicht entrichten konnte, verlor die Freyheit, und mußte des Beleidigten Knecht werden. — Die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten herauszubringen, schien ihnen, bey ihrem noch wenig schlaun und für die Rechtskünste nicht scharf genug ausgebildeten Wesen, sehr schwer zu seyn. Sie halfen sich daher mit den sogenannten Gottesgerichten (Orda-lien), deren hauptsächlichste Arten die Feuerprobe, die Wasserprobe, der Kesselfang, das Kreuzurtheil und der gerichtliche Zweykampf waren. Diese Unschuldsproben erhielten sich ungeachtet ihrer Unvollkommenheit bis ins zwölfte Jahrhundert.

V. Der ganze sittliche und bürgerliche Zustand

der deutschen Völkerschaften, in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerverwanderung, war in gewisser Hinsicht schlimmer, als das alte einfache Leben, da sie noch den unmittelbaren Antrieben ihrer Natur folgten. Sie waren in dem Uebergange aus dem unbewußten Naturleben zu einiger Bildung; und diese Zeit eines Volkes ist die übelste, weil das Bewußtseyn der sittlichen Würde zu erwachen anfängt, ohne daß die Kraft der Selbstbeherrschung schon da ist, um die gewaltigen Triebe und Leidenschaften zu überwinden.

Doch muß hier bemerkt werden, daß die ganze vorliegende Schilderung nur auf die ausgewanderten und erobernden deutschen Völker paßt, und daß dagegen die Alemannen, Bayern, Thüringer und Sachsen, also die Bewohner des eigentlichen Deutschlands, noch lange in den alten Sitten und Verfassungen geblieben, und die Bewahrer der deutschen Eigenthümlichkeit gewesen sind.

6.

Bonifacius, Apostel der Deutschen.

I. Die Gothen, Burgunder, Longobarden und Franken hatten schon früher das Christenthum angenommen; im eigentlichen Deutschland aber erschien es um ein paar Jahrhunderte später. Denn obschon die Alemannen, Thüringer und Bayern den Franken unterworfen worden, so gaben diese sich doch nicht viel Mühe, die heilige Lehre unter ihnen zu verbreiten. Es schien, als wenn sie, die das Christenthum durch Noth und im Getümmel der Schlacht angenommen hatten, es auch nur durch das Schwert auszubreiten verständen *). Dagegen kamen aus einem fernen Lande die Apostel, welche die milde Lehre in den deutschen Wäldern pflanzten, aus England, Schottland und Irland. Die Angeln und Sachsen waren als Heiden dorthin ge-

*) Daß jedoch auch unter den Franken sich Geistliche fanden, welche ihr Leben der Verbreitung des Christenthums widmeten, dafür zeugen die Namen *Emmeram*, *Rupert* und *Corbinian*.

kommen, und wurden — unter und durch Papst Gregor den Großen — langsam, nicht durch Gewalt, sondern durch Belehrung und Ueberzeugung von innen heraus zum Christenthum gebracht; und dafür schlug es so tiefe Wurzeln in ihrem Gemüthe, daß bald eine Anzahl begeisterter christlicher Männer aus diesen Ländern unter die Heiden zog.

II. Solche Männer waren im siebenten und achten Jahrhundert die heiligen Kilian, Columban, Gallus und Willibrord, und besonders Winfried, welcher nachher von Papst Gregor II. den ehrenvollen Namen Bonifacius (der Wohlthäter) erhalten hat. Er arbeitete vom Jahre 718 bis 755 mit unerschütterlichem Muthe für das Christenthum, verbreitete die heilige Lehre in Franken, Schwaben, Bayern, Thüringen, am Rhein, bey Sachsen und Friesen, und legte zur Befestigung derselben hin und wieder Bisthümer an, wie zu Salzburg, Freysing, Regensburg, Passau, Eichstätt, Würzburg und Erfurt. Dabey scheute er sich nicht, mit eigener Lebensgefahr den rohen Sinn der Völker durch seines Glaubens Kraft zu bekämpfen. Er stürzte ihnen ihre Altäre und die heiligen Bäume um, unter denen sie ihren Göttern opferten. Einer darunter, zu Geismar in Hessen, war besonders berühmt; Bonifacius aber ergriff selbst die Art und half ihn umhauen. Die umherstehenden Heiden glaubten sicherlich, der Gott, der in dem Baume sey, werde alsbald mit Feuer herausfahren, und den Frevler mit allen seinen Gefährten verzehren; aber der Baum fiel, ohne daß das Feuer kam, und mit ihm fiel ihre alte Zuversicht zu ihrem Gotte.

Noch mehr als über die Rohheit der Heiden klagte Bonifacius über die schlechten christlichen Priester, die er bey den Franken fand. Sie lebten in allen Lastern, und machten sich kein Gewissen daraus, zugleich den Götzen zu opfern und auch zu taufen, wie es jemand für Geld verlangte. Und selbst die Bessern unter ihnen hatten eben so viel Lust an der Jagd, als an der Sorge für die ihnen anvertrauten Seelen. „Die Religion liegt seit sechzig bis

siebenzig Jahren ganz zu Boden," schrieb er dem Papste Zacharias; „die Franken haben schon lange weder eine Kirchenversammlung gehalten, noch einen Erzbischof gehabt; die Bisthümer sind meistens in den Händen geldgieriger Laien oder verbrecherischer Geistlichen, die auf nichts als auf den zeitlichen Gewinn sehen.“ Daher war eine seiner Hauptorgen, daß von neuem Kirchenversammlungen der fränkischen Geistlichkeit gehalten wurden, um gute Sitten und die alte Kirchenzucht wieder herzustellen, und daß die Geistlichen an den Versammlungen des Märzfeldes Theil nahmen, damit in ihnen auch das Wohl der Kirche berathen würde.

Im Jahre 745 wurde Bonifacius vom Papste zum Erzbischof von Mainz ernannt, und an die Spitze der ganzen ostfränkischen Geistlichkeit gestellt. Dennoch wollte er nun nicht sein Alter in Ruhe genießen, sondern die Bekehrung der Heiden blieb nach wie vor seines Lebens Arbeit und Ziel, und darüber starb er endlich den Märtyrertod. Denn als er wiederum zu den Friesen gezogen war, um einigen Neigetauften das heil. Sacrament der Firmung zu ertheilen, wurde er von einem bewaffneten Barbarenhaufen angefallen. Seine Diener wollten ihn und sich vertheidigen; er aber verbot es ihnen, und ermahnte sie, muthig und herzhast den schnell vorüberziehenden Tod anzusehen, durch den sie in das Reich ewiger Seligkeit überseht würden; und so wurde er mit allen Gefährten von dem wüthenden Haufen erschlagen.

Die Stifter, Kirchen und Klöster, welche Bonifacius und andere in Deutschland anlegten, wurden nicht nur die Funken, von welchen das Licht der Religion und der Geistesbildung ausging; sondern viele von ihnen bildeten auch den Mittelpunkt für neue Städte und Dörfer, welche nach und nach um sie herum entstanden.

IV.

Das oströmische oder griechische Kaiserreich.

1.

Kaiser des fünften Jahrhunderts.

I. Glücklich hatte das oströmische, oder wie es von dem an genannt wird, das byzantinische oder griechische Kaiserthum den Hauptsturm der Völkerwanderung abgewehrt, und überlebte fast ein volles Jahrtausend den Untergang des abendländischen Reichs, wiewohl es im Innern an den mannigfaltigsten Gebrechen litt, und von außen fortwährend auf das heftigste erschüttert und beschädigt wurde. Wohl sank es immer tiefer, verlor manche schöne Provinz, und sah seine Grenzen immer mehr verengert; aber dennoch waren seine Schicksale nicht bloß auf eine leidende Art mit den Begebenheiten in der übrigen Welt verbunden. Den gänzlichen Fall desselben hielten einzelne, von Zeit zu Zeit auftretende, ausgezeichnete Herrscher, Feldherren und Staatsmänner auf, denen die Reste älterer guter Einrichtungen, die Einheit der Verwaltung, bessere Vertheidigungsanstalten, und vornehmlich die herrliche Lage der fast unangreifbaren Hauptstadt, und der bey fortbauern dem Gewerbleiß und Handel größere Wohlstand der innern Provinzen (wodurch das Aufbringen der an kriegerrische Nachbarn zu zahlenden Tribute und Hülfss- oder Ablaufsgelder erleichtert ward) trefflich zu statten kamen.

II. Die Reihe der Kaiser beginnt mit Arcadius (395—408), dessen Geschichte uns schon größtentheils bekannt ist. Zu schwach, um selbst zu regieren, stand er sein ganzes Leben hindurch unter dem Einflusse seiner Günstlinge. — Sein Sohn und Nachfolger, Theodosius II. oder der Jüngere (408—450), dem Vater gleich an Trägheit und Vergnügungssucht, hatte das Glück, an dem Präfectus Prætorio Anthemius einen redlichen und ein-

sichtsvollen Minister zu finden; und dieser treffliche Mann ward unterstützt von des Kaisers Schwester Pulcheria, die in einem zarten Alter den Verstand der vollkommensten Politiker mit der ausgezeichnetsten Tugend vereinigte. Durch diese doppelte Stütze gelang es dem Theodosius, die Barbaren von ihren Einfällen auf das Ostreich abzuhalten, den Persern die byzantinischen Waffen furchtbar zu machen, und mit Nachdruck sich in die Angelegenheiten des Westreiches einzumischen. Auch für das Innere geschah Mehreres. Insbesondere verherrlichte Antiochus mit noch sieben Juristen den Namen des Kaisers durch den Theodosianischen Codex, in welchem sie die kaiserlichen Verordnungen von Constantin dem Großen an in 16 Büchern sammelten, von denen jedoch die 5 ersten verloren gegangen sind. Auch wurde unter ihm zu Ephesus im Jahre 431 die dritte allgemeine Kirchenversammlung gegen die Irrlehre des Nestorius, Bischofs von Constantinopel, gehalten, welcher — wider den Glauben der Kirche, daß in Jesu Christo zwey Naturen, die göttliche und menschliche, zu Einer Person wesentlich vereinigt seyen, — behauptete, daß Jesus bloßer Mensch gewesen sey, in welchem der göttliche Logos, ohne irgend eine wesentliche Vereinigung zu Einer Person, gewohnt habe, und daß daher der im Volksunterrichte von der heil. Jungfrau Maria übliche Ausdruck „Gottesgebärerinn“ verworfen werden müsse. Diese Behauptungen wurden verdammt, und Nestorius selbst, nachdem er die Bischöfe, welche ihm die Citation des Conciliums überbringen sollten, nicht vorgelassen hatte, abgesetzt und excommunicirt.

III. Nach dem Tode des Theodosius übernahm, da dieser keine Kinder hinterlassen hatte, seine Schwester Pulcheria (450—453) die Regierung in ihrem eigenen Namen, wählte jedoch den ihr an Frömmigkeit gleichen 55jährigen Senator Marcian, einen Thracier von Geburt, der sich durch Verdienste aus niederm Stande emporgeschwungen hatte, zum jungfräulichem Gemahl und zum Mitregenten

(450 — 451). Seine erste Regierungsfürsorge war die Berufung der vierten allgemeinen Kirchenversammlung gegen die der nestorianischen entgegengesetzte Irrlehre des Eutyches, Archimandriten oder Abtes eines Klosters in der Nähe von Constantinopel, welcher lehrte, daß in Christo nur Eine Natur sey, und zwar die göttliche, in der die menschliche nach seiner Geburt ganz aufgegangen, ähnlich einem Tropfen Wassers, der in den großen Ocean sich verliert, und daß man daher sagen müsse, die Gottheit habe gelitten, sey gekreuziget worden und gestorben (die Anhänger dieser Lehre nannte man Monophysiten). Die Kirchenversammlung ward im J. 451 zu Chalcedon, unfern Constantinopel, unter dem Vorseye der päpstlichen Legaten gehalten, und darin dem Eutyches, seiner Lehre und ihren Bekennern das Anathema zugerufen, und den frühern Bekenntniß-Schriften Folgendes beygefügt: „Wir glauben an einen und denselben Jesum Christum unsern Herrn, der wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch ist, vollkommen nach der göttlichen und vollkommen nach der menschlichen Natur, bestehend aus einem Leibe und einer vernünftigen Seele, gleiches Wesens mit dem Vater nach der Gottheit, und mit uns nach der Menschheit, uns gleich in allem, außer in der Sünde, von Ewigkeit gezeugt vom Vater seiner Gottheit nach, in den letzten Tagen aber um unserer und unseres Heils willen geboren der Menschheit nach von Maria der Gottesgebärerinn, einer und derselbe Christus, Sohn, Herr, und Eingeborner in zwey Naturen ohne Vermischung, Verwandlung, Theilung und Sonderung; ohne daß jedoch diese Vereinigung die Verschiedenheit der Naturen aufhebt, indem die Eigenschaften einer jeden für sich bestehen, und miteinander eine und dieselbe Person (Hypostase) ausmachen, so daß diese nicht getrennt oder in zwey Personen getheilt werden kann, sondern nur den nämlichen, alleinigen und einzigen Sohn ausmachen, welcher Gott das Wort und unser Herr und Heiland Jesus Christus ist.“ — Schon war das Concilium mit der sechsten Sitzung feyerlich ge-

schlossen, als auf den Antrag des Kaisers von demselben noch einige minder wichtige Punkte entschieden werden sollten. Unter diesen Punkten war auch das Rangverhältniß der Kirche zu Constantinopel, und in dieser Beziehung wurde, nachdem sich die Legaten aus der Session entfernt hatten, von den noch vorhandenen Bischöfen durch Stimmenmehrheit verordnet: „daß das neue Rom, welches, als Residenz der Kaiser und des Senates ausgezeichnet, gleiche Vorzüge, wie das alte Rom genieße, auch in kirchlicher Beziehung wie dieses erhöht werden solle, die zweyte Stelle nach der römischen einnehmend, und daß die Metropoliten der pontischen, asianischen und thracischen Diöcese und die Bischöfe in den von den Barbaren besetzten Gegenden dieser Diöcesen von dem Stuhle zu Constantinopel ordinirt werden sollten.“ Ungeachtet die Legaten am folgenden Tage nachdrücklich dagegen protestirten, und nachher auch der heil. Papst Leo der Große diesen Canon, als den Anordnungen der nicänischen Kirchenversammlung widersprechend, durchaus verwarf, wurde er doch von den Bischöfen Constantinopels möglichst aufrecht erhalten. Das Concilium selbst aber mit seinen sechs Sitzungen bestätigte der Papst, und so wurden seine Entscheidungen allgemeine Glaubensnorm, wie die der frühern drey allgemeinen Concilien. Ueberhaupt standen diese vier Concilien von jeher in so großer Achtung, daß man sie den vier Evangelien an die Seite setzte. (In dem nämlichen Concilium von Chalcedon wurden die Bischöfe von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem nebst dem von Constantinopel „Patriarchen“ genannt, und auch der Papst als „heiligster und allgemeiner Erzbischof und Patriarch des großen Roms“ begrüßt.)

Marcian benahm sich auch kräftig gegen die Feinde des Reichs, starb aber bereits nach sechs Jahren.

IV. Da empfahl Aspar, der ausgezeichnetste unter den Feldherren, da er als Arianer den erledigten Thron nicht wohl selbst besteigen konnte, seinen ehemaligen Untergebenen, den Dacier (oder Thracier) Leo I. (457—474),

welcher von der Armee zum Kaiser ausgerufen, und vom Patriarchen zu Constantinopel — was seitdem immer zu geschehen pflegte — feyerlich gekrönt ward. Um sich allem fremden Einflusse zu entziehen, vermählte er seine Tochter *Ariadne* mit dem Isaurier *Zeno*, und erhob sowohl diesen, als *Basiliscus*, den Bruder seiner eigenen Gemahlinn *Berina*, zu hohen Ehrenämtern. *Aspar* aber und seine beyden Söhne ließ er, da er sie nicht ohne Grund im Verdachte gefährlicher Absichten hatte, ermorden (471).

Ariadne's Sohn, *Leo II.*, von ihm zum Nachfolger bestimmt, nahm seinen Vater *Zeno* zum Mitregenten an, starb aber schon nach 11 Monaten (474).

V. *Zeno* (474 — 491) war jetzt einziger Herrscher. Allein die heimlichen Ränke der Kaiserinn=*Wittve Berina* veranlaßten eine Verschwörung. Der feige *Zeno* ergriff die Flucht, und *Berina's* Bruder, *Basiliscus*, wurde zum Kaiser ausgerufen, der dann auch sogleich seinen Sohn *Marcus* zum Cäsar ernannte. Er wußte aber weder durch Kraft seinen Thron zu behaupten, noch durch Anhänglichkeit an die Lehre der katholischen Kirche sich die Gunst des Volkes zu erwerben. *Zeno* gewann die Feldherren; er kehrte zurück, und *Basiliscus* mit seinem ganzen Geschlechte wurde in der cappadocischen Feste *Limnas* eingesperrt, und der Verschmachtung preisgegeben (477). Unter dessen hatte die häretische Partey der *Monophysiten* immer fortgebauert und den Katholiken manche Verfolgungen bereitet. Da gerieth *Zeno* — ob aus eigenem Antriebe oder auf Eingebung des Patriarchen *Acacius* von Constantinopel, ist ungewiß — auf den unglücklichen Gedanken, von Staatswegen eine Union der *Monophysiten* und Katholiken zu bewirken. Zu diesem Behufe wurde ein Glaubensbekenntniß, *Henoticon* genannt, entworfen, wodurch beyde Theile sich befriedigt finden sollten, indem es seinen Ausdrücken nach möglichst monophysitisch und katholisch zugleich war. Es erschien im J. 482, und *Acacius* bemühte sich nach Kräften um die Anerkennung desselben, wobey er

so wenig als der Kaiser, auf die Gegenvorstellungen des Papstes Rücksicht nahm. Da nun die Einführung des Henoticon's auch mit Zwangsmaßregeln gegen die Katholiken begleitet war, so wurde Acacius vor ein römisches Concilium geladen, und da er zu erscheinen sich weigerte, so ward er, nebst den eingebrungenen Patriarchen von Alexandrien und Antiochien, vom Papste excommunicirt. Doch alle drey kümmerten sich wenig hierum, und verblieben, vom Kaiser geschützt, auf ihren Stühlen. — Auf gleiche Weise wußte sich auch Zeno, trotz vieler innerer Empörungen, durch Hinterlist, Verrath und Gewalt auf dem Throne zu behaupten, bis er starb (491).

VI. Die von ihm hinterlassene Wittwe *Arrian* gab dem Silentarius *Anastasius* ihre Hand, und erhob ihn zum Kaiser (491 — 518). Nachlässig und schwach, war er oft ein Spielwerk seines Ministers *Marinus* und der Kämmerlinge, und beschäftigte sich während seiner Regierung häufig mit den Religionsstreitigkeiten, welche die Kirche fortwährend beunruhigten. Ueberhaupt war dieses der Fehler fast aller byzantinischen Kaiser. „Gleichgültig gegen die Uebel des Staates“ — sagt *Ducureux* in seiner Geschichte des Christenthums — „widmeten sie ihre ganze Aufmerksamkeit den Angelegenheiten der Kirche. Weit eifersüchtiger, eine Rolle unter den Theologen zu spielen, als die Pflichten eines Kaisers zu erfüllen, beschäftigten sie sich nur damit, Glaubensformeln aufzusetzen und Geseze zu machen zum Vortheil der Rechtgläubigen oder der Keger, während indeß die Barbaren die Grenzen plünderten, und die Schrecken des Krieges bis in das Herz der ihren Räubereyen ausgesetzten Provinzen trugen.“

2.

Kaiser des sechsten Jahrhunderts.

I. Gleich am Anfange dieses Jahrhunderts (502) gerieth *Anastasius* mit dem Perser-Könige *Cobad* in einen Krieg, der im Ganzen so unglücklich geführt wurde, daß

der Friede zuletzt mit Geld erkaufte werden mußte (505). Zugleich traten bisher unbekannte Völker an der Donau auf, namentlich die Bulgaren, welche einen verheerenden Einfall in Illyricum und Thracien unternahmen. Selbst Araber übten (498 — 503) Feindseligkeiten gegen Palästina aus, und eine hunnische Horde streifte (515) durch Armenien nach Pontus, Cappadocien und Galatien. Auch im Innern brach über die Begünstigung, die der Kaiser den Feinden der Kirche angedeihen ließ, ein heftiger Tumult aus; der Feldherr Vitalian ergriff in Thracien die Waffen gegen Anastasius, und zwang ihn zu dem Versprechen, die rechtgläubige Lehre zu erhalten (512).

II. Nach seinem, der Sage nach, sehr tragischen Tode, rief die Leibwache ihren Befehlshaber Justin zum Kaiser aus (518 — 527). Er war in Thracien geboren, und der Sohn eines Tagewerfers, der mit der Handarbeit sein Brod gewann, und hatte sich durch Tapferkeit im Kriegsdienste, ohne schreiben zu können, zum Rang eines Senators und zur Würde des Befehlshabers der Garde emporgeschwungen. Als Kaiser machte er sich durch seinen — wohl mit zu großer Härte gegen die Ketzer verbundenen — Eifer für die katholische Lehre, und durch Wiedereinsetzung der vertriebenen Bischöfe, bey dem Volke und der Geistlichkeit beliebt, und zeigte sich überhaupt als einen rechtlichen und milden Regenten. Der Quästor Proclus leitete die Geschäfte mit kluger Einsicht, das Heer und die Finanzen wurden wieder in Ordnung gebracht, und durch manche nützliche, aber geräuschlose, und darum weniger gepriesene Verbesserung die glanzvollen Unternehmungen der folgenden Regierung vorbereitet. Vielen Einfluß erlangte bald Justinian, der Schwester-Sohn des Kaisers; doch ernannte ihn Justin erst vier Monate vor seinem Tode zum Mitregenten und Nachfolger.

III. Justinian I., geboren (3. May 482 oder 11. May 483) in dem thracischen Dorfe Tauresion) sein Vater hieß Iftod — Sebatus, und seine Mutter Biglenige — Vigi-

lantia, so wie er selbst vor seiner Adoption durch Justin Uprauda), besaß viele Kenntnisse, war nicht ohne Talent und Kraft, wenn schon ohne eigentliche Größe des Geistes und Characters, und hing dabey häufig von dem Einflusse seiner Umgebungen ab, namentlich seiner Gemahlinn Theodora, die er, nach Aufhebung des Gesetzes, das den Senatoren die Ehe mit Schauspielerinnen verbot, noch vor seiner Thronbesteigung vom Theater hinweg geheirathet hatte. Minder eigener Größe, als den Talenten ausgezeichneter Männer, die er zu finden das Glück hatte und zu benützen wußte, verdankte daher Justinian seinen Ruhm; und durch die Verdienste derselben ist seine beynahe 39jährige Regierung 1. Aug. 527 — 14. Nov. 565) die glänzendste und merkwürdigste in der ganzen langen Byzantinerzeit geworden.

IV. Vor allem genügte die Namen- Herrschaft über die Abendlande dem Kaiser nicht. Während im Oriente selbst heftige Grenzkriege mit den Nachbarn geführt werden mußten, suchte er durch siegreiche Feldherren die römisch-byzantinische Herrschaft in den von den Barbaren eroberten Ländern wieder herzustellen. Zuerst warf er sein Auge auf Afrika, welches noch immer im Besitze der Vandalen war, doch nicht jener tapfern und abgehärteten, die einst unter Genserich Rom erobert hatten, sondern eines verweichlichten, in alle Lüste der Besiegten versunkenen Volkes, das eben so wenig Anhänglichkeit an seine Könige hatte, als es von den Eingebornen — den Mauren — geliebt ward. Eben jetzt bewohnte den Königspalast zu Carthago ein Usurpator, Namens Gelimer, der den König Hilderich, einen alten schwachen Mann, vom Thron ins Gefängniß geworfen, und seinen Neffen geblendet hatte. Diese Umstände benutzend, erhob sich Justinian, drang in mehreren Briefen an Gelimer auf die Wiedereinsetzung Hilderichs, und da dieses nicht fruchtete, trug er dem Feldherrn Belisar den Krieg gegen Gelimer auf.

Belisarius, ein Thracier von dunkler Herkunft,

war der innern Kraft nach unbezweifelt einer der ersten Männer seiner Zeit. Im Perserkriege hatte er zuerst sein militärisches Talent entwickelt; sein ferneres Emporsteigen hatte seine Gemahlinn Antonina, eine Freundin der Kaiserinn Theodora, bewirkt. Sein Schreiber Procopius, der uns seine Geschichte hinterlassen hat, rühmt seine Rechtslichkeit, Mäßigkeit und Milde, die aus seinem edlen, schönen Gesichte, so wie die Tapferkeit aus seinem großen und starken Körperbau hervorgeleuchtet habe. — Nur mit 10,000 Fußsoldaten und 5000 Reitern, unter denen 400 Heruler unter Anführung des tapfern Pharas, und 600 Hunnen waren, schiffte sich Belisar im Sommer 533 im Hafen von Constantinopel ein. Der Patriarch sprach seinen Segen über das Heer, und alle Katholiken wünschten der Unternehmung Glück. Die Flotte, 600 Schiffe von cilicischen, ägyptischen und jonischen Schiffern geleitet, landete glücklich an der afrikanischen Küste. Belisar, mit unumschränkter Vollmacht versehen, richtete seinen Marsch über Leptis und Adrumetum gerade auf Carthago zu, und befreundete sich überall die Eingebornen durch die strengste Mannszucht. Gelimer kam ihm zwar, nachdem er den Hilberich hatte ermorden lassen, mit einem Heere entgegen, aber dieses wurde bald zerstreut, und dem Könige selbst blieb nichts übrig, als schnelle Flucht nach den numidischen Wüsten. Carthago stand nun dem Sieger offen; er ließ seine Flotte in den dortigen Hafen rücken, und zog mit kriegerischem Spiel in die Stadt ein. Keine Plünderung, nach der wilden Sitte der Zeit, ängstigte die Einwohner. In geschlossenen Gliedern zogen die neuen Beherrscher durch die Straßen, und Belisar gab in Gelimers Palast seinen Officieren ein friedliches Gastmahl. — Seine erste Sorge war nun, die Hauptstadt schnell zu befestigen; seine zweyte, gegen gegen den Rest der Vandalen auszugiehen, den Gelimer und sein Bruder aus den entfernten Gegenden des Reichs zusammengebracht hatten. Eine Schlacht in den Gefilden von Bulla oder Tricomaro rieb fast das ganze Van-

balenbeer auf; und Belisar kehrte triumphirend nach Carthago zurück, und sandte einzelne Schaaren aus, die entfernten Städte zu unterwerfen. Sardinien, Corsica, die balearischen Inseln, und in Afrika die Küsten, Städte bis Ceuta hin, ergaben sich willig den griechischen Hauptleuten. Gegen den entflohenen König, der sich in einem numidischen Bergschlosse verrammelt hatte, ward der Heruler Pharas gesandt. Diesem ergab er sich zuletzt vom Hunger gezwungen. Belisar empfing ihn in einer Vorstadt Carthago's, und schrieb an den Kaiser, er habe in drey Monaten die Eroberung Afrika's vollendet. Er blieb hierauf noch ein Jahr in Carthago, um die Einrichtung der neuen römischen Provinz zu besorgen. Im Herbst 534 kehrte Belisar, ein dritter Scipio, nach Constantinopel zurück, wo ihm der dankbare Justinian einen Triumph bewilligte, eine Ehre, die sich seit Tiberius die Kaiser nur allein vorbehalten hatten. Doch ging er in demselben bescheiden zu Fuß einher, und fiel, als er vor der kaiserlichen Tribune vorbeikam, nach der jetzt eingeführten morgenländischen Sitte, auf sein Angesicht nieder. Dasselbe that Gelimer, der im Purpur sammt allen seinen Verwandten hinter ihm herging. Dieser, vom gerechten Schicksal so tief gebeugte Herrscher, erhielt vom Kaiser die Würde eines römischen Patriciers, und ansehnliche Güter in Galatien. Hilberich's Töchter wurden im Kaiserpalaste anständig erzogen.

V. Ein so rascher und glänzender Erfolg reizte den unternehmenden Justinian, - mit dem o s t g o t h i s c h e n Reiche in Italien dasselbe zu versuchen. Nach Theodorich's Tod zeigte sich nämlich bald die Schwäche des auf das Genie eines Mannes und auf die Kraft eines Heeres gebauten Reiches. Amalasuntha, Theodorich's geistreiche Tochter, hielt nach des Vaters Tod die Zügel des Reiches im Namen des unmündigen Athalarich, welchen sie ihrem früh verstorbenen Gemahl Eutharich geboren hatte. Die Grundsätze ihrer Verwaltung — der treffliche Cassiodorus leitete sie — waren milder, als jene von

Theodorichs schönster Zeit. Sie hatte viel römische Bildung und seine Sitten angenommen, verstand Griechisch und Latein, und fühlte sich eben deswegen mehr zu den Römern als zu den Gothen hingezogen. Auch suchte sie nicht allein die letzten Ungerechtigkeiten ihres Vaters zu vergüten, indem sie die Angehörigen des Symmachus und Boethius reichlich beschenkte, und viele Aemter an Römer vergab; sondern sie ließ selbst ihren Sohn weniger nach Gothensitte in den Waffen üben, als nach Römerart in den Wissenschaften unterrichten. Solches Betragen mißfiel den rohen, der alten Nationalsitte getreuen gothischen Kriegern, und erzeugte bald heftige Gährungen. Amalasuntha sah sich genöthigt, ihren Erziehungsplan aufzugeben, und den jungen König unter den gothischen Jünglingen, die ihn bald in ihre wilde Lebensart einweiheten, aufwachsen zu lassen; und es blieb ihr nichts übrig, als die täglich zunehmende Wildheit und die Ausschweifungen ihres Sohnes zu beweinen, die ihn auch nach wenigen Jahren ins Grab stürzten (524). Nun vermählte sich die Königin auf den Rath des Kaisers Justinian mit einem Enkel von Theodorichs Schwester, Theodat, einem zwar gebildeten, aber habgüchigen Manne, der bisher als ein reicher Güterbesitzer in Tusciens manche Ungerechtigkeit geübt und mit seinen Nachbarn in beständigem Streite gelebt hatte. Auch jetzt genügte ihm die Scheinherrschaft nicht, und bald wurde die Königin Italiens auf Befehl desjenigen, den sie erhoben hatte, eingekerkert, und, ungeachtet der Verwendung des byzantinischen Hofes, nach kurzem Verhaft erdrosselt (535). Sofort erklärte Justinian, als Amalasunthens Rächer, den Krieg, und schickte zwey große Heere gegen die Gothen. Mit dem einen mußte Mundus in Dalmatien einfallen, wo er die Feinde schlug und Salona einnahm. Mit dem andern, nur 7000 Mann stark, ging Belisar unter Segel. Er landete in Sicilien, eroberte diese Insel, durch die Zuneigung der Eingebornen begünstigt, in kurzer Frist, und hielt am letzten Tage des Jahres 535 seinen Einzug in

Syracus. Des Königs eigner Nefle, Ebreuth, der mit einem Heerhaufen bey Rhegium stand, ging zu den Byzantinern über, worauf sich Belisar nach Italien einschiffte. Theodat, furchtsam und wankelmüthig, hatte einen mit den Griechen geschlossenen Vertrag der Abdankung unterzeichnet, denselben gebrochen, und auf die Nachricht von Belisars Landung sein Heil inner den Mauern Roms gesucht. Die Gothen (die bereits den Mundus geschlagen und Salona wieder erobert hatten) empörte solcher Kleinmuth, sie entsetzten ihn des Reichs und erhoben auf ihren Schilden Vitiges, einen tapfern Kriegermann. Theodat fiel auf der Flucht unter den Streichen eines Gothen, den er persönlich beleidigt hatte. — Belisar rückte indeß in schöner Ordnung, fest, wachsam, und den Bürgern freundlich, von Rhegium durch Bruttien, Lucanien, Campanien herauf, eroberte, jedoch nach langem Widerstande, Neapel, das er zum warnenden Beyspiele für andere Städte plündern ließ, brachte ganz Unteritalien zum Gehorsam, empfing die freudige Einladung der Römer, und zog triumphirend in die befreyte Hauptstadt des Reiches (9. Dec. 536). Vitiges hatte unterdessen eine große Kriegsmacht gesammelt, und rückte heran mit 200,000 Mann, gegen welche Belisar mit seinen 5000 geübten Kriegern, die auf sein Bitten von Justinian noch mit 3000 Isauriern und 2000 Thraciern verstärkt wurden, den weiten Umkreis der zum Theil verfallenen Mauern, und der vielen Thore Roms fast zwey Jahre lang vertheidigte, bis Vitiges, nachdem er ein Drittheil seines Heeres in Stürmen und Gefechten, und wohl nicht weniger durch Hunger und Seuchen eingebüßt hatte, sich durch die Nachricht von einer griechischen Streifparthey in seinem Rücken genöthiget sah, die Belagerung aufzuheben, und seine Hauptstadt Ravenna zu decken (538). Während der Belagerung Roms hatte nämlich Belisar 1000 Mann zur See nach Ligurien gesendet, denen sich Mailand, Como, Bergamo, Novara und andere Städte dieses Landes freywillig ergeben hatten. Sie

wieder hinauszuschlagen, kamen jetzt den bedrängten Gothen 10,000 Burgunder zu Hülfe, die sogleich das schöne, große und feste Mailand belagerten. Belisar brach dagegen am Ende des Juny 538 vom Rom auf, und rückte vor Rimini. Er hatte wiederholt den Kaiser um Nachhülfe gebeten. Jetzt landeten wirklich 11,000 Mann, und unter diesen 2000 Heruler, in Picenum unter der Anführung des Kammerlings *Narses*, den Justinian aus Mißtrauen gegen Belisar mit gleicher Vollmacht versehen hatte, und dessen Feldherrn-Ehrgeiz einen bösen Zwiespalt erregte. Darüber konnte man dem fast ausgehungerten Mailand nicht zu Hülfe kommen, welches nun, zu Anfang des Jahres 539 den Burgundern die Thore öffnete, und ein schreckliches Schicksal erfuhr. Die Barbaren tödteten alle männlichen Einwohner, angeblich 300,000 an der Zahl, schlepp-ten die Weiber als Sclavinnen fort, und schleiften die zweyte Stadt Italiens bis auf den Grund. In demselben Jahre kam noch ein anderer, nicht geringerer Schrecken über das unglückliche Italien. Theudebert, König der austrasischen Franken, wollte auch die Gelegenheit benützen, sich Beute zu holen und seine Krieger zu üben. Gothen und Griechen standen erwartend, wem von Beyden er zum Beystande gekommen seyn möchte, und ließen ihn mit seinen 10,000 Mann ruhig über den Po ziehen. Aber auf einmal stürmte er fast zu gleicher Zeit das gothische und das römische Lager. Schrecklich war die Verwüstung der schönen Länder, schrecklich das Gemehel und die Zertrümmerung in Städten. Doch der Himmel selbst bestrafte das grausame und übermüthige Volk. Hunger und Seuchen rafften das mit viehischer Wuth abwechselnd schwelgende und zerstörende Heer hinweg; und nur einige Trümmer führte Theudebert über die Alpen nach der Heimath, wo er selbst im Forst von einem wilden Stier getödtet ward. — Belisar, obschon sehr lästig eingeengt, hatte doch unter dessen noch Urbino erobert, und belagerte Fäsulä, Oviato und Auxinum. Auf sein dringendes Bitten ward endlich

auch Narses zurückgerufen. Dagegen gelang dem Vitiges ein anderer Versuch. Er bewog nämlich einerseits durch eine Gesandtschaft den Perserkönig zum Kriege gegen den Kaiser, und unterhandelte andererseits mit Justinian selbst, ohne Belisars Vorwissen. Als nun Belisar eben bey Perusinum einen entscheidenden Sieg errungen hatte, und jetzt vor Ravenna rückte, um mit Eroberung dieser Stadt das gothische Reich so weit es vom Po südwärts lag, zu vernichten, kamen Gesandte mit Friedens-Bedingungen aus Constantinopel an. Belisar rasete, als er es erfuhr; er stellte vor, dem Kaiser müsse übel gerathen worden seyn, da man nahe daran sey, ganz Italien zu besitzen, weigerte sich, den schon abgeschlossenen Vergleich zu unterzeichnen, und setzte die Belagerung muthig fort. Die Gothen, an Rettung verzweifelnd, und auch dem Vitiges nicht mehr trauend, versielen jetzt auf einen seltsamen Entschluß. Sie versprachen heimlich dem Belisar, ihn als König von Italien anzuerkennen, wenn er sich mit seinen Truppen zu ihnen schlagen, und seinen Kaiser verlassen wollte. Da heuchelte er listig Untreue, und ward nun ohne Schwertschreich in das ausgehungerte Ravenna eingelassen (Jan. 540). „Als ich — sagt Procopius — das römische Heer in die Stadt einziehen sah, wurde mir der Gedanke recht lebhaft, daß doch nicht Kraft, nicht Menge der Menschen über die Begebenheiten entscheide, sondern ein höherer Lenker die Ausgänge herbeiführe. Denn die Gothen waren an Zahl und Körperkraft ihren Ueberwindern weit überlegen; auch spuckten ihnen ihre eigenen Weiber ins Gesicht, und die Sieger zeigten mit Fingern auf die Entehrten.“ Vergeblich erwarteten jetzt die Gothen Belisars Abfall. Er blieb seinem Kaiser getreu, beruhigte die Stadt, und gab dem Vitiges eine anständige Wache in seinem Schlosse. Schon wollte er noch den letzten Rest der Gothen aus Oberitalien vertreiben, als der misstrauische Kaiser ihn schnell zurückrief, „um den Orient gegen die Perser zu vertheidigen.“ Gehorsam schiffte sich Belisar mit dem ge-

fangenen Könige und den vornehmsten Gothen sammt dem königlichen Schatz von Ravenna ein, und warf sich demuthsvoll dem Kaiser zu Füßen. Einen Triumph erhielt er diesmal nicht, den ausgenommen, den kein Reid ihm rauben konnte, die laute Bewunderung des Volkes auf den Straßen, so oft er sich sehen ließ. Wüthiges wurde eben so anständig wie Selimer behandelt; er erhielt die Senatoren- und Patricierwürde, starb aber schon zwey Jahre nachher in Constantinopel.

VI. Belisar war wirklich nicht umsonst zurückberufen worden. Der Perserkönig Coshru oder Coshroes I. — zugenannt Ruspîrwan, der Gerechte, obschon er über die Leichen zweyer älterer Brüder und ihrer Kinder auf den Thron gestiegen war, — hatte den im zweyten Regierungsjahre Justinians von diesem um 11,000 Pfund Goldes erkaufen „ewigen“ Frieden gebrochen, und war, auf Mahnung der gothischen Gesandten, unversehens in Syrien eingefallen (539). Er eroberte, brandschatzte und verwüstete zum Theil dessen herrliche Städte, zerstörte bis auf den Grund das reiche, volkerfüllte Antiochia, und träumte in seiner Siegeswonne schon von den Schätzen Kleinasien, ja Constantinopels. Da erschien Belisar, und mit ihm Rettung. Geräuschlos, ohne blutige Schlachten — die Schwäche des Heeres und dessen elende Verfassung erlaubten solche nicht, — nur durch geschickte Märsche, Stellungen, Scheinangriffe, und durch den Schrecken, welchen sein Name einflößte, trieb er den großen König in zwey schwierigen Feldzügen (541 und 542) über den Euphrat zurück.

VII. Unterdessen war den tapfern Ostgothen in Italien der Muth wieder gewachsen. Die von Belisar zurückgelassenen Feldherren handelten ohne gemeinschaftliches Einverständnis, und erlaubten ihren Soldaten mannigfaltige Bedrückungen; und der zur Anstellung einer strengen Untersuchung vom Kaiser abgeordnete Commissär gab dadurch, daß er alte Forderungen mit Härte beytrieb, und den Kriegern Sold und Belohnungen schmälerte, der Unzufrieden-

heit der Italiener neue Nahrung. Thiodad, der auf den Rath von Vitiges' Schwestersohn Braja zum Könige gewählt worden war, sammelte allmählig die Gothen aus Ligurien und Venetien um sich, und schlug den kaiserlichen Feldherrn Vitalius bey Treviso, wurde aber, nachdem er sich durch die hinterlistige Ermordung Braja's verhaßt gemacht hatte, von einem Gepiden an der Tafel erschlagen (541). Die bisher mit den Gothen verbündeten Rugier wählten nun ihren Landsmann Erarich, die Ostgothen hingegen Thiodad's Bruderssohn Totilas zum Könige; doch Erarich, der mit dem Kaiser in Unterhandlungen getreten war, wurde schon nach 3 Monaten ermordet, und beyde Nationen vereinigten sich wieder unter der Herrschaft des tapfern und edlen Totilas. Dieser Held schlug mit nur 5000 Mann ein vordringendes byzantinisches Heer am Po, erschocht bald darauf einen noch entscheidendern Sieg in der Nähe von Florenz, eroberte so in kurzem die Städte Oberitaliens wieder, zog dann, mit Uebergehung der größeren, Ravenna, Florenz und Rom, nach Unteritalien, und vertrieb dort allenthalben die Kaiserlichen, selbst aus Neapel, das er schleifte. Innerhalb zweyen Jahren war ganz Italien bis auf jene drey Hauptstädte wieder in den Händen der Gothen.

Wie nöthig auch Belisar gegen die Perser war, so schickte ihn Justinian doch noch einmal nach Italien, um wo möglich diese wichtige Provinz wieder zu gewinnen. Er kam im Frühjahr 544 zu Ravenna an, aber ohne Geld und ohne hinreichende Mannschaft. Desto härter mußten die armen Einwohner ausgepreßt werden. Ein schauerlicher Anblick in der That, zwey große Feldherren in den elendesten Umständen um den Besiz eines fast verödeten Landes kämpfen zu sehen! Zwey Jahre lang lagen sie fast ganz-unthätig. Vergebens schrieb Belisar die kläglichsten Bittbriefe nach Constantinopel. Totilas warf sich endlich auf Rom, und belagerte es. In der Stadt lagen 4000 Kaiserliche unter dem Feldherrn Bessas, dessen niedrigerer

Geiz die Bürger fast erschöpfte. Belisar, zum Entsatz zu schwach, nahm wenigstens eine feste Stellung an der Mündung der Tiber. Lange hielt sich die Stadt, obgleich die ärmern Bewohner schon Fleisch von Ragen und Mäusen aßen. Endlich verriethen vier isaurische Schildwachen, mit Vessas unzufrieden, den Gothen eine schwache Stelle, wo in der Nacht auf den 17. Dec. 554 das ganze Heer überstieg und in die Stadt drang. Totilas, eine Hinterlist fürchtend, blieb mit seinem Heere in geschlossenen Gliedern bis zum Anbruch des Tages in den Straßen stehen; und erst als die Besatzung die Flucht ergriff, ging er ruhig in die Peterskirche, da sein Dankgebeth zu verrichten, während seine Gothen die Häuser plünderten, um sich für die lange Noth in etwas zu entschädigen.

Totilas konnte indessen in der eroberten Stadt auch nicht lange bleiben, da eine Streifpartey seine Gegenwart in Apulien erforderte. Was sollte er aber jetzt mit Rom machen, da es ihm zu seiner Besetzung an Mannschaft fehlte? sollte er die herrliche Stadt vertilgen? Die Kriegskunst forderte es, wie Belisar selber einsah; allein auch dieser legte eine schriftliche Fürbitte für die Menge der ehrwürdigen Denkmähler des Alterthums ein. So ließ denn Totilas die Gebäude stehen; aber die Mauern und Festungswerke wurden eingerissen, und Rom zu einem offenen Orte gemacht. Dann verließ er es, um nach Apulien zu ziehen. Sogleich rückte nun Belisar mit 1000 Mann hinein, ließ in größter Geschwindigkeit die Mauern wieder herstellen, und sandte dem Kaiser zum zweyten Male die Schlüssel der Stadt. Totilas bestürzt, kehrte nach 25 Tagen wieder zurück, und bereute seine Schonung. Zwey Jahre hindurch dauerte der kleine Krieg in Unteritalien noch fort. Besonders wurde in Lucanien viel, und für Belisar unglücklich gestritten. Die Soldaten, da ihnen kein Sold bezahlt ward, gingen zum Feind über; Verkehrtheit, Mißtrauen, Armuth des byzantinischen Hofes beraubten den Feldherrn jeder Unterstützung. Die wenigen treuen Städte Italiens und das

immer wohlgestimmte Sicilien sollten allein die Last des Krieges tragen. Belisar's edles Gemüth grämte sich über den Druck, den er über Unterthanen und Freunde verhängen mußte; und außer Stand, Gutes zu wirken, sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, um seine Abberufung zu bitten, die er denn auch erhielt (549). Als er zurückkam, ernannte ihn der Kaiser zum Statthalter des Orients und zum Präfecten der Leibwache.

Nach seinem Abgange fiel Rom abermals in die Hände Totilas, der es auch diesmal mit edler Schonung behandelte, die entflohenen Bürger zurückrief, und ihnen zur Erholung die lange ausgelegten Kennspiele wieder erneuerte, in denen er selbst geübt war. Er war jetzt auch im Besiz einer Flotte, durch die er Rom mit Brod versorgte, Rhegium, Tarent, Sicilien, Sardinien und Corsica unterwarf und brandschatzte, ja sogar über das jonische Meer setzte, und die Küste von Epirus und Griechenland plünderte. Dabey trug er dem Kaiser unaufhörlich Frieden an, und gelobte, willig mit seinen Gothen in dessen Dienste zu treten, wenn ihm nur ein Theil Italiens gelassen würde. Aber Justinian wollte nichts davon hören; vielmehr entschloß er sich, alles zur Wiedereroberung Italiens anzuwenden. Sein Nefse, der edle *Germanus*, betrieb die, etwas langwierigen, Rüstungen, und führte ein starkes Heer gegen Italien. Aber bevor er dessen Grenzen erreichte, starb er. Da ernannte Justinian den kühnen und gewandten Kämmerling *Narses* zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Heere. Heruler, Gepiden, Longobarden, Hunnen, sogar Perser verstärkten dieselben; und während Narses langsam mit den Landtruppen längs der adriatischen Küste einherzog, ward durch *Artabanus* Nuth Sicilien gewonnen, und die gothische Seemacht in einem glücklichen Treffen zerstört. Totilas und Narses verlangten, gleich ungeduldig, die Entscheidung des langen Kampfes. Bey Tagina im Toscanischen geschah die fürchterliche Schlacht, im July 552. Totilas socht wie ein Leonidas gegen die weit überlegene

Bahl; und nachdem er die Niederlage der Seinen gesehen, fiel auch er durch den willkommenen Stoß eines Gepiden. Marses schickte seinen reichbesetzten Hut und den blutigen Waffentrock als Siegeszeichen nach Constantinopel, ging dann auf Rom los, das er leicht gewann, und sandte dem Kaiser zum dritten Male die Schlüssel. Diese fünfte Eroberung Roms war die letzte in dem sogenannten gothischen Kriege, und die arme Stadt hatte nun auf einige Jahre Ruhe. Die Senatorenfamilien waren durch Wegführungen und Ermordungen so zusammengeschmolzen, daß um diese Zeit der römische Senat, dieses alte, ehrwürdige Institut, nach einer Dauer von 13 Jahrhunderten, auch dem Namen nach einging *).

Noch waren einige tausend Gothen in den Städten übrig. Diese sammelten sich noch einmal jenseits des Po, und wählten den tapfern Tejas zum Könige. Ihr Schatz lag noch in Cumä, das Marses jetzt belagerte. Ihn zu retten, zieht Tejas schnell von den Alpen zum Vesuv hinunter. Er überfällt den Marses am lactarischen Berge; die Reiter steigen von den Pferden, und das wüthendste Morden beginnt (März 553). Tejas tritt mit Schild und Lanze an die Spitze der Seinen und sicht wie der gemeinste Krieger. Als er eben den Schild wechseln will, in dem 12 Wurfspieße hingen, fällt er, von einem Pfeile durchbohrt. Die Feinde tragen seinen abgehauenen Kopf auf einer Stange als Siegeszeichen herum. Aber die Gothen, dadurch nur mehr erbittert, wehren sich löwenmüthig noch den ganzen Tag, bleiben auch die Nacht durch in den Waffen, und erneuern am folgenden Morgen den verzweifeltsten Angriff. Endlich, von der langen Blutarbeit ermattet, lassen sie dem Marses sagen: sie sähen, daß der Himmel ihnen Italien nicht bescheert habe; doch wären sie eher bereit zu sterben, als sich gefangen zu geben; wenn ihnen aber verstattet

*) Das Consulat war, wegen seiner Kostspieligkeit, schon vor elf Jahren (541) eingegangen. Der letzte Privatmann, der diese Würde bekleidete, hieß Basilus.

würde, mit ihrer ganzen Habe frey abzuziehen, so wollten sie sich Wohnsitze außerhalb Italien suchen. Mit wahrer Achtung für so tapfere Männer bewilligte der kaiserliche Feldherr den Antrag, und so zogen sie ab.

In Pavia hatten sich unterdessen 1000 ihrer Landsleute zusammengefunden, die sie ermunterten, doch noch nicht ganz zu verzweifeln, sondern nach fremder Hülfe umzuschauen. Diese fanden sie bey den Alanen. Zwey Herzoge dieses Volks, Leutharis und Bucelin, kamen mit einem Schwarme Franken und Alemannen über die Alpen her, übersehten den Po, und nahmen Parma weg. Die Griechen zogen sich in die festen Städte zurück, und ließen sie vorüberschwärmen. So stüthete ihr wilder, verheerernder Zug bis an die Spitze Calabriens hinunter. Was auf dem platten Lande Italiens noch zu rauben und zu zerstören übrig war, das raubten und verbrannten diese Barbaren, bis Mangel und Krankheiten, an denen selbst Leutharis starb, sie zum Rückzuge nöthigten. Hier lauerte ihnen Marfess mit 18,000 Mann auf. Es kam in der Gegend von Capua zur Schlacht. In dieser blieb auch noch Bucelin mit dem größten Theile der Seinen, und nur ein schwacher Rest der entronnenen sah das Vaterland wieder (553). Ein ganzes Jahr lang hielten sich hierauf noch die letzten Gothen in Conza, einem festen Orte. Endlich ergaben sich auch diese an Marfess auf ehrenvolle Bedingungen (554). Sie wurden nach Constantinopel geschickt. Andere Haufen hatten sich jenseits der Alpen, in Rhätien und Noricum niedergelassen. So endigte, nach 19jährigem Kampfe, das ostgothische Reich in Italien *).

VIII. Während auf diese Weise das ferne Afrika und

*) Im nämlichen Jahre (554) räumten die Westgothen den Byzantinern einige spanische Küstenstädte ein, welche über 70 Jahre behauptet wurden. Auch bezwang drey Jahre früher (551) der Patriarch Joannes die Mauren, und sicherte dadurch den Besitz Afrikas. So geschah es, daß einige Zeit lang fast alle Küsten des Mittelmeeres dem östlichen Kaiser gehorchten.

Italien von den siegreichen Heeren Justinians durchzogen, und die Ostgrenze gegen die Perser zwar mit zweifelhaftem Glück, doch überhaupt nicht unrühmlich vertheidigt ward (erst von 549 bis 556 war zwischen Justinian und Cosrru ein heftiger Krieg geführt worden, den die Oberherrschaft über Colchis veranlaßt hatte, und der am Ende zu Gunsten des erstern entschieden ward), zitterten die innern Provinzen des Reichs, Thracien, Macedonien, Griechenland, zitterte selbst Constantinopel vor den alljährigen Einbrüchen der wilden Raubhorden, welche in den Ländern jenseits der Donau sich herumtrieben. Aus denselben hatte Justinian besonders die Slaven und Bulgaren zu fürchten. Auch die Gepiden rückten eigenmächtig in das von den Ostgothen verlassene Noricum und Pannonien ein; doch bathen sie um die Schenkung der in Besitz genommenen Länder, und es wurden ihre weitem Fortschritte durch die von Justinian herbeygerufenen Longobarden gehemmt. Dagegen dauerten die Kriege mit den Slaven und Bulgaren fast ohne Unterbrechung fort. Der Ehrentitel Anticus, welchen Justinian in seinem Titel führte, deutet auf die Besiegung eines slavischen Hauptstammes, der Anten, hin. Procopius behauptet, daß während der langen Regierung Justinians kein Jahr ohne Einbruch verfloß, und daß jeder Einbruch 200,000 Unterthanen des Reichs das Leben oder die Freiheit gekostet habe. In demselben Jahre, da Ravenna genommen ward, verheerten die Bulgaren alles Land vom thracischen Bosporus bis zum jonischen Meer, und legten über 30 blühende Städte in Schutt. Sogar über den Hellespont nach Asien reichten ihre Verwüstungen. Im Jahre 559 wurde selbst Constantinopel durch die feindselige Annäherung eines Bulgarenheers mit Schrecken erfüllt. Von den Wällen der schlecht besetzten Hauptstadt erblickte man die nahen Lagerfeuer der Barbaren. Da ergriff der Greis Belisar zum letzten Male den Feldherrnstab. Unter seinem Panier sammelten sich vertrauensvoll einige tausend Streiter, und Sabergan,

der Chan der Bulgaren, zog, nach dem Verlust einer Schlacht, in das nördliche Thracien zurück.

IX. In Beziehung auf das Innere strebte Justinian nach fester Begründung kaiserlicher Alleingewalt durch genaue Ordnung und Einheit in der Verwaltung. Vor allem schien ihm eine Sammlung der bisherigen Entscheidungen und Meinungen über das, was Rechtens sey, und genaue gesetzliche Bestimmung des Rechts nach allen seinen Theilen ein hohes Bedürfnis. Neue Decemviri, unter denen auch Tribonian (aus Side in Pamphilien) war, wurden ernannt, um die in den frühern Gesetzsammlungen enthaltenen und die später hinzugekommenen kaiserlichen Constitutionen nachzusehen; und diese brachten binnen 14 Monaten eine in 12 Bücher getheilte Sammlung zu Stande, welche (529) unter dem Namen des justinianeischen *Gesetzbuchs* (Codex justinianeus) publicirt wurde. Von dem Gedanken, die Kaisergesetze sammeln zu lassen, gerieth Justinian auch auf den, ein größeres Werk über das Recht aus den Schriften älterer Rechtslehrer zusammenzutragen, ein Lehrbuch in wissenschaftlicher Form hinzuzufügen zu lassen, und beyden durch seine kaiserliche Autorität gesetzliche Kraft zu geben. Zur Vervollständigung des erstern bekam Tribonian, von jetzt an die Seele der ganzen Arbeit, (530) den Auftrag, und 16 von ihm selbst gewählte Gehülfen trugen unter seiner Leitung aus den Schriften von 39 namentlich genannten ältern Juristen sieben Theile in 50 Büchern zusammen, welche sodann unter dem Namen *Digesten* oder *Pandecten* die kaiserliche Bestätigung erhielten (533). Zu gleicher Zeit hatten ebenfalls unter Tribonian die Rechtslehrer Theophilus und Dorotheus die *Elemente* alles Rechts, die *Institutionen*, in 4 Büchern entworfen, und Justinian gab auch diesem Lehrbuche durch seine Publication gesetzliche Kraft (533). Während dieser Arbeiten hatte der Kaiser eine Menge neuer Bestimmungen erlassen, welche in dem ältern, nun zu den *Digesten* nicht mehr passenden *Codex* fehlten. Tribonian

musste daher mit 4 Gehülfsen die Sammlung der Constitutionen nochmal durchsehen und ergänzen (daher ihr Name *Codex repetitae praelectionis*). Auch damit war aber das Recht so wenig abgeschlossen, daß schon Justinian während der noch übrigen 31 Jahre seiner Regierung eine Menge neuer Gesetze, theils in griechischer Sprache (Authentiken), theils in lateinischer (Novellen), nach den Ländern, für die sie bestimmt waren, hinzufügen mußte, welche erst lange nach ihm in den Codex und auch in die Institutionen eingetragen wurden. So verschieden die Urtheile über diese justinianeischen Rechtsbücher — von den Griechen *Platōs*, von den Lateinern *Corpus juris (civilis)* genannt — auch seyn mögen, so ist doch so viel gewiß, daß durch sie aus der merkwürdigen Gesetzgebung des Alterthums viel ist gerettet worden; und ihr späterer Einfluß auf den Rechtszustand der meisten germanischen Völker macht uns dieselben in historischer Hinsicht noch wichtiger. Nach dem Vorgang des bürgerlichen Rechts verfaßte Johannes, zugenannt Scholasticus, Patriarch von Constantinopel, eine ähnliche Sammlung der das kirchliche Recht betreffenden Synodalbeschlüsse (Canonen), und fügte später in seinem *Romo-Canon* die übereinstimmenden kaiserlichen Gesetze hinzu.

X. Den Glanz der Regierung Justinians erhöhten noch eine Menge der prachtvollsten Bauwerke. Bloß in Constantinopel wurden 25 neue Kirchen gebaut, unter ihnen die vorher schon zweymal abgebrannte Sophienkirche, nach der Peterskirche in Rom das erhabenste aller neuern Prachtgebäude, an welchem 10,000 Menschen fast 6 Jahre lang gearbeitet haben, und dessen Kosten auf mehr als 12 Millionen Gulden nach unserm Gelde geschätzt wurden. Außerdem wurden viele Krankenhäuser, Brücken und Wasserleitungen errichtet, und vor allen Dingen eine ungeheure Anzahl von Festungen und Castellen zur Beschüzung des Reichs.

XI. Ein Zweig des Handels und des Manufactur-

wesens erhielt ferner unter Justinians Regierung einen ganz neuen Schwung. Bisher war China, das Vaterland des Seidenwurms, auch einzig im Besiz des Seidenbaus und der Geheimnisse desselben gewesen. Der Seidenhandel war durch persische und indische Caravanes betrieben worden, und die Weite und Beschwerlichkeit dieses Weges machte die Seide in Europa so theuer, daß ein Pfund derselben in Rom 2 Unzen Goldes kostete. Und da Justinian beynahе während seiner ganzen Regierung mit den Persern Krieg zu führen hatte, so stockte jetzt dieser Handel fast gänzlich. Unter diesen Umständen war es willkommen, daß zwey persische Mönche, die auf ihren Reisen einen Theil des chinesischen Reichs durchwandert und den Seidenspinnern zugeesehen hatten, dem Justinian nicht bloß das Geheimniß entdeckten, sondern auch, nach reichlich erhaltener Unterstützung, eine zweyte geheime Reise nach China unternahmen (550), und von da in ihren aushöhlten Wanderstäben eine Menge Seidenwurm-Eyerchen mitbrachten. Der Kaiser ließ zu Constantinopel, Athen, Corinth und Theben die ersten Seiden-Manufacturen anlegen, und Griechenland blieb bis ins 12te Jahrhundert einzig in Europa im Besiz dieser Würmer und der Kunst, Seide zu spinnen.

XII. All dieses äußern Schimmers ungeachtet waren die Unterthanen Justinians nicht glücklich. Vielmehr wurden sie durch starke Auflagen und Erpressungen aller Art aufs härteste gedrückt. Und zu diesen und den durch die häufigen Kriege und Barbaren-Einfälle veranlaßten Leiden gesellten sich noch schreckende Naturplagen, namentlich mehrmalige Erdbeben und seit 542 eine furchtbare Pest, die allein in der Hauptstadt drey Monate lang täglich gegen 5000 Personen wegraffte. Nur die Strenge der Gesetze und die Furcht vor den Soldaten hielten den gewaltsamen Ausbruch des mißvergnügten Volkes zurück. Dennoch wurden mehr als einmal Verschwörungen gegen den Kaiser angesponnen.

Gleich im fünften Jahre seiner Regierung gerieth er durch einen schrecklichen Tumult in die äußerste Gefahr. Es herrschten nämlich bey den großen Rennspielen im Circus mehrere Parteyen, und die Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit waren hier desto gefährlicher, da die ganze Stadt an den Tagen des Spiels in ein einziges großes Theater zusammengedrängt war; denn die Sucht, dergleichen Spiele zu sehen, hatte seit den Zeiten der alten Republik ins Unglaubliche zugenommen. Ein alter Schriftsteller schreibt den großen Verfall der Wissenschaften hauptsächlich dem Umstande zu, daß die jungen Leute für nichts anders mehr Sinn hätten, als für Pferde und Fuhrwerk, und von nichts anderm mehr sprächen, als vom leyten Wettrennen. Und nicht genug, daß eine Menge der reichsten Jünglinge selbst als Wettkutscher austraten; auch die Zuschauer schlugen sich auf die Seite einer der vier gewöhnlichen Banden; man wartete auf den Sieg der grünen oder der blauen, der rothen oder der weißen; jeder erhob die seinige, spöttelte über die andere, und so erregte der Spott die Nachsucht, und das Beyfallrufen oder Mißfallen: Bisken endigte sich gewöhnlich mit Schlägen und Messerstichen. Die Sache ging so weit, daß selbst der Hof für eine der Banden Partey nahm, daß man auch außer den Spielen die unfeligen Binden trug, und bey jeder Gelegenheit seine Farbe herrschend zu machen suchte. So wurden aus den Wettspielen und ihren Zuschauern die furchtbarsten Staats-Factionen. — Unter Justinian waren die Blauen die Partey des Hofes und der Katholischen, die Grünen die der Gegner. Jene verübten im Vertrauen auf des Hofes Gunst die schreyendsten Gewaltthätigkeiten in der Hauptstadt und trübten die Grünen auf alle Weise. Als nun im J. 532 Justinian das Fest seiner Thronbesteigung mit großen Spielen in der Rennbahn feyerte, ergriff die grüne Bande die Gelegenheit, ihn laut um Beystand gegen die Feindseligkeiten der Blauen anzurufen. Mit unbesonnenem Nachspruch hieß der Kaiser sie schweigen, und schalt sie

Kaiserer, Juden, Samariter. Dadurch erbittert, schimpften sie ihn wieder entgegen einen Tyrannen, Mörder, Meineidigen. Das war den Blauen genug, um über ihre Erzfeinde herzufallen, und ein allgemeines Blutbad unter ihnen anzurichten. Zwar griff die Justiz zu, und ließ einige der Hauptansführer sowohl von den Blauen als von den Grünen hinrichten. Allein dieses erregte auch den Zorn der Blauen, und nun verbanden sich beyde Parteyen gegen ihren Gebieter. Schon hatten sie den widerstrebenden Hypatius, Anastasius Nessen, zum Kaiser ausgerufen, schon hielt Justinian einige Schiffe zur Flucht bereit, als die Entschlossenheit der Kaiserinn und Belisars muthige Treue ihm Rettung brachte. Aber die Factionen des Circus setzten ihre rasende Feindschaft wider einander fort.

Im Jahre 563 verschwor sich ein gewisser Sergius mit mehreren andern gegen das Leben des Kaisers. Als er ergriffen ward, gab er zwey Hausbeamte Belisars als Genossen der Verschwörung, und diese unter den Qualen der Folter ihren Herrn als Mitschuldigen an. Die vielgeprüfte Treue des Helden und sein ganzes Leben stempelten solche Angabe zur Lüge; allein die Richter erkannten, daß Belisar schuldig sey. Seines Lebens wurde geschont; aber er verlor sein Vermögen und seine Freyheit (563). Nach einigen Monaten soll der Kaiser seine Unschuld erkannt, und ihm seine Güter und Würden wieder gegeben haben; doch die erlittene Demüthigung verkürzte seine Tage; er starb (13. März 565), und acht Monate nach ihm auch Justinian (14. Nov. 565) in einem Alter von 83 Jahren.

XIII. Justinus II., Schwestersohn Justinians, erhielt vor dessen übrigen Verwandten den Thron durch den Eifer seiner Freunde, und verdiente ihn durch seine Gesinnung mehr, als durch Kraft und Glück. Er war gerecht, wohlwollend, mild; aber seine Diener mißbrauchten seine Güte, belogen sein Vertrauen, brühten das Volk, welches er glücklich zu machen wünschte und glücklich wähnte. Krankheit hielt ihn im Palaste gefangen, die Klagen der

Untertanen kamen nicht vor sein Ohr. Später erkannte er wohl deren Noth, fühlte aber sein Unvermögen ihr abzuhelpfen. Dieses, und sein fortwährendes Unglück im Kriege — die Longobarden hatten Oberitalien, die Perser die Grenzfesten des Morgenlandes erobert, und Afrika wurde von den Mauren, Thracien von den Avarn verwüstet — stürzte den gutdenkenden Kaiser in tiefe Schwermuth, aus welcher er sich zu dem edlen Entschluß erhob, den Scepter einer kräftigern Hand anzuvertrauen. Treue Sorge für das Reich bestimmte seine Wahl; keiner von seinen Verwandten, sondern der tugendhafteste Bürger sollte sein Nachfolger seyn. Demnach übergab Justinus feyerlich und mit Worten der edelsten Rührung und der ergreifendsten frommen und patriotischen Gesinnung das Diadem dem Befehlshaber der Leibwache, Liberius (574).

XIV. Vier Jahre noch bey Lebzeiten seines Wohlthäters und vier Jahre nach dessen Tod (578) regierte Liberius II. Die herrschsüchtige und ränkevolle Wittve Justin's, Sophia, suchte den Feldherrn Justinian, einen Sprößling des vorigen Kaiserhauses und durch Siege über die Perser berühmt, auf den Thron zu heben. Liberius vereitelte die Verschwörung mit Muth und Klugheit. Er verzog Justinian, führte durch ihn, dann durch Mauritius den Perserkrieg glücklich, noch glücklicher aber und mit ungetheiltem Ruhme die innere Regierung, und ernannte sterbend seinen ihm an Rechtlichkeit ähnlichen, jedoch minder kräftigen Feldherrn Mauritius zum Thronfolger (582). In seiner kurzen Verwaltung hatte er durch Weisheit, Gerechtigkeit, Liberalität, durch Ausübung aller Menschen- und Herrschertugenden sich ein Monument wie keiner seiner Vorfahren, wie keiner seiner Nachfolger auf dem byzantinischen Thron, errichtet. Er wurde verehrt und beweint, wie einst die Antonine. (Unter ihm erschienen zum ersten Mal die Türken, und zwar als Verbündete gegen die Perser, in der Geschichte des oströmischen Reichs, welschem sie 900 Jahre später den Untergang brachten).

XV. Die Regierung des Mauritiuß (582 — 602) war, bey allen seinen Tugenden, unglücklich. Italien wurde durch die longobardischen Waffen vermüthet, und von Tarent bis Capua lief ohne Unterbrechung das longobardische Gebiet. Was noch den Griechen gehorchte, Rom insbesondere, wurde ohne Unterlaß geängstigt, und litt, außer den Kriegsübeln, noch an jenen der innern Auflösung und an den natürlichen Bebrängnissen von Hunger, Pest und Erdbeben. Im Orient dagegen gewann Mauritiuß die treue Freundschaft des persischen Königs Coshru II. Als nämlich der 87jährige Coshru. Nushirvan (579) gestorben war, erbte Hormuz IV. den Thron seines Vaters, und dessen Herrscherstolz und tyrannisches Gemüth, aber nicht seinen Geist. Ohne Scheu ergab er sich schlechten Günstlingen und noch schlechtern Leidenschaften. Dafür erfuhr er die — ungewöhnliche — Strafe der Tyranney. Die verzweifelnden Provinzen wurden durch Aufruhr bewegt, die von Nushirvan bezwungenen Völker pflanzten das Panier der Freyheit auf, und von entgegengesetzten Seiten rückten unwiderstehlich, hier die römischen, dort die türkischen Heere gegen das Herz des Reichs. Zwar schlug der persische Feldherr Bahar am die Türken, tödtete ihren Groß- Chan und dessen Sohn, und bereicherte sein Lager durch unschätzbare Beute. Aber gegen Mauritiuß Feldherrn war er unglücklich, wurde dafür von seinem Gebieter mißhandelt, und dann zur Selbstrettung — Rebell. Auf solche Kunde fiel das ganze Reich von dem Tyrannen ab. Er selbst wurde in den Kerker geworfen, gefesselt vor die Satrapen zum Verhör gestellt, verhöhnt, seiner Augen beraubt, in den Kerker zurückgeschleppt, und, sammt seiner Gemahlinn und seinem jüngsten Sohne, ermordet (590). Der älteste Sohn, Coshru Parviz, der gleich bey'm Anfange des Tumultes entfloh, ward von einem Prinzen des Hauses, Bindoes, zurückgerufen, und auf den väterlichen Thron gesetzt. Aber der stolze Bahar am beharrte in seiner Empörung, schlug mit seinen abgehärteten Veteranen des neuen Königs unfriederische Freunde,

und zog unter dem Vorwand der characterlosen Satrapen als Monarch in die Hauptstadt ein. Da suchte Coshru Rettung bei dem Gefeinde des Reichs, dem Kaiser der Römer. Mit Erstaunen vernahm Mauritius, daß der Perserkönig flüchtig, um Hülfe flehend, auf römischem Gebiet erschienen; und er gab ihm Hülfe. Der Feldherr Karses, von persischer Abkunft, führte den König an der Spitze des römischen Heeres in sein Reich, und kaum hatte er eine Schlacht gewonnen, als die meisten Satrapen, die Befehlshaber der Städte, die Soldaten und das Volk ihren Treuebruch gut zu machen eilten. Nur wenige verharrten bey Baharams Fahne; sie wurden in zwey Schlachten aufgerieben, und ihr Anführer tödtete sich mit Gift (591). Coshru II. belohnte nun seinen Wohlthäter durch Zurückstellung der römischen Grenzprovinzen und durch Abtretung Persarmeniens, und äußerte sich sogar günstig für die christliche Religion. Unverbrüchlich blieb seine Treue gegen Mauritius, welchen er als einen großmüthigen Freund zu lieben und als seinen Vater zu verehren für seine Pflicht erkannte. — Demnach waren auch die Truppen, welche bisher die byzantinische Grenze gegen die Perser bewacht hatten, entbehrlich. Mauritius ließ sie in die Donauländer gegen die Awaren ziehen, deren Chan Bajan, frech wie kein anderer seit Attila's Zeit, die Majestät des Reichs verhöhnte. Er führte ganz die übermüthige Sprache des Hunnenkönigs, dessen hölzernen Palast er bewohnte, erpreßte unaufhörlich neue Huldigungen, Geschenke, Jahrgelder, und verband mit der wildesten Tapferkeit des Barbaren eine arglistige Treulosigkeit. Durch die feyerlichsten Eide wiegte er den Kaiser in Sicherheit ein, überfiel darauf und eroberte Sirmium, die starke illyrische Grenzfestung, und Singidunum, das er zerstörte, und alles Land von da bis in die Nähe von Constantinopel, überall durch Todtenhügel und Brandstätten seine Tritte bezeichnend. Gegen diesen furchtbaren Chan — dessen Reich von den Mündungen der Donau bis zu jenen der Dber, über das

heutige Ungarn, Polen und Preußen, und vom schwarzen bis zum adriatischen Meer sich ausdehnte — schickte Mauritianus sein, wohl starkes, aber schlecht gesinntes und schlecht angeführtes Heer. Zwar wurden anfangs einige glorreiche Siege erröthet; aber Commentiolus, welcher den Oberbefehl führte, schändete sich und das Reich durch Feigheit oder Verrath. Ein Haupttreffen ging verloren, 12,000 Römer wurden gefangen. Mauritianus weigerte sich, das verlangte Lösegeld für sie zu bezahlen. Da ergrimmte der Chan, und ließ sie tödten. Das Heer — schon längst gegen den Kaiser erbittert, weil er die Kriegszucht herzustellen gesucht und den Sold verweigert hatte — gerieth jetzt in furchtbare Bewegung. Zum Unglück sandte Mauritianus ihm auch noch den Befehl, die Winterquartiere in Feindesland zu nehmen. Darüber geriethen die Soldaten, die die bequemere Verpflegung bey Mitbürgern vorzogen, in volle Empörung, und ernannten den Centurio Phocas zu ihrem Haupte. Constantinopel, als die Feinde heranrückten, wurde vom Kampf der Factionen zerrissen. Die Grünen waren, wie immer, Freunde der Rebellen. Mauritianus floh nach Chalcedon; Phocas, im Purpurgewand, zog in die Hauptstadt ein, ließ sich vom Patriarchen feyerlich krönen, und besetzte dann seinen Thron mit Blut. Mauritianus, sammt seiner Familie, wurde ergriffen; er sah fünf seiner Söhne unter dem Henkerbeile sterben, und starb selbst also, unter Aeußerungen einer heroischen Frömmigkeit (Nov. 603). Auch sein ältester Sohn, welcher fortgeeilt war, um Hülfe bey dem Perserkönige zu suchen, ward eingeholt und getödtet, und endlich die ehrwürdige Constantina, Liberius Tochter und Mauritianus Gattinn, mit ihren drey Töchtern auf derselben Stelle hingerichtet, wo das Blut ihres Gatten und ihrer Söhne geflossen. (Bald nach dem Anfange der Regierung des Mauritianus, im J. 587, vermaß sich der Patriarch von Constantinopel, Johanneß, zugenannt „der Fäster,“ eine allgemeine orientalische Synode zu berufen, und zum Beweise, daß

er hierzu das Recht habe, sich in dem Berufungsschreiben den Titel eines „ökumenischen Bischofs“ beizulegen; und ungeachtet der Gegenvorstellungen der Päpste legte weder er noch sein Nachfolger jenen Titel ab, obgleich sie wiederholt die Versicherung von sich gaben, daß der Stuhl von Constantinopel dem römischen unterworfen sey.)

3.

Kaiser des siebenten Jahrhunderts.

I. Phocas (603 — 610) war an Grausamkeit, unsinniger Wuth und jeder Schändlichkeit den abscheulichsten unter den alten Cäsaren ähnlich. Seine Gräueltthaten empörten die Gemüther und stürzten den Tyrannen. Vor allem zog Cospru, dem er selbst durch eine feyerliche Gesandtschaft seine Thronbesteigung hatte ankündigen lassen, zur Rache aus, welche freylich zuerst auf die unschuldigen Völker fallen mußte. Narses, der allein im Stande war, den Feind zurückzuhalten, wurde, da er anfangs gezögert hatte, den neuen Kaiser anzuerkennen, auf Befehl des Tyrannen, lebendig verbrannt. Indessen wurde Mesopotamien, Armenien, Syrien von den persischen Heeren überschwemmt. Sie stritten mit Wuth. Der alte Nationalhaß, unter dem Deckmantel einer heiligen Rache, gab sich ungescheut volle Befriedigung. Zwey Schlachten wurden gewonnen; man tödtete die Gefangenen auf dem Schlachtfelde als Genossen von Phocas Schuld; viele Städte wurden erobert und zerstört, die Völker zertreten. Auch Antiochia, sonst die Königin des Morgenlandes, jetzt die Stadt des Leidens, war gefallen, als Cospru die Boten des neuen Kaisers Heraclius empfing. Dieser, ein Sohn des gleichnamigen Erarchen in Afrika, war von Phocas eigenem Schwiegersohne Crispus zur Empörung bewogen worden. Bald warf eine afrikanische Flotte ihre Anker im Hellespont aus, und ein anderes Heer rückte über Aegypten heran, die Empörer siegten fast ohne Widerstand; grausam wurde

Phocas (Oct. 610) ermordet, und der Rächer Heraclius (März 611) zum Kaiser ausgerufen.

Heraclius (611—641) ließ nun auch sogleich seine Erhebung und den Tod ihres gemeinschaftlichen Feindes dem Perserkönige melden. Der Kaisermord war gerächt. Rußhirs vau's Enkel, waren seine Gefinnungen rein, mußte jetzt dem Vollstrecker der Rache seine Hand, und Frieden dem Volke des Mauritius bieten. Aber die Gelegenheit war zu lochend für den Sassaniden, dessen Erbfeindschaft gegen Rom, nach dem Tode des Wohlthäters, ohne Rückhalt sich äußerte. Also setzte er den Siegeslauf fort, raubte mit Einer Hand die Reichthümer von Casarea, mit der andern die noch unberührten Schätze von Damascus, eroberte, plünderte die meisten Städte der syrischen, der phönicischen Küste, entweihte selbst Jerusalem durch Sturm und Brand, und führte die gesammelten Dpser von drey Jahrhunderten sammt dem heiligen Kreuze mit frevelnder Hand von dannen. Noch nicht gesättigt, übersiel und eroberte er das ferne Aegypten, welches seit vielen Geschlechtern kein feindliches Heer gesehen, von den Mündungen des Nil bis an die äthiopische Grenze, ja einen Theil Libyens bis zum Syrtenland; während seine Feldherren die Städte und Fluren Kleinasiens verwüsteten, Chalcedon eroberten, und im Angesichte Constantinopels ihr drohendes Lager schlugen (616). Heraclius schien indessen bloß leidender Zuschauer von dem Untergange des Reiches zu seyn. Bitten, Vorstellungen, Anerbietungen von Tribut waren fast die einzigen Waffen, die er dem furchtbaren Feind entgegen setzte. Cosro, in seinem Uebermuth, forderte die Auslieferung des Kaisers und die Abschwörung des Christenthums. Doch nahm er endlich (620) als den Preis eines Stillstandes einen jährlichen Tribut von 1000 goldenen und 1000 silbernen Talenten, 1000 Jungfrauen, 1000 seidenen Gewanden und 1000 Pferden an. Aus solcher Tiefe der Schmach und Noth erhob sich jetzt plötzlich Heraclius mit ungeahnter und wunderähnlicher Kraft. Zwölf Jahre hatte er geschlummert in Constans-

tinopel, sechs Jahre von seinem Palast aus die persischen Fahnen geschaut. Zu einiger, doch nicht hinreichender Entschuldigung dieser Unthätigkeit mochte der gleichzeitige Avaren-Krieg dienen, welcher, als dem Herzen des Reichs näher, die Gegenwart des Kaisers heischte. Aber auch den Avaren hatte Heraclius keinen thätigen Widerstand geleistet. Ungestraft plünderten, verheerten sie die schönsten Länder, von den Grenzen Italiens bis zu den Vorstädten Constantinopels, mordeten, übten jede freche Gewalt, und schleppten bey einem verrätherischen Ueberfall 270,000 Gefangene fort. Heraclius unterhandelte, gab Geschenke, bath um Frieden, und beschloß endlich, nach dem fernen Carthago zu fliehen. Doch auf einmal zeigte sich in ihm der Geist eines ächten Imperators. Mit Anstrengung der äußersten Kräfte rüstete er ein mächtiges Heer, beschwichtigte die Avaren auf einige Zeit durch reiche Geschenke, und unternahm den verzweiflungsvollen Zug zur Rettung des Reichs (622). Sechs Jahre stritt er ritterlich kühn, eines Helden der schönsten Römerzeit würdig, mit Muth, Ausdauer, Weisheit und jeder Kunst des Krieges, eroberte die verlorenen Provinzen wieder, machte in unglaublich schnellem Wechsel Syrien, Kleinasien, Pontus, die caucasischen Schluchten, Armenien und Assyrien zu Schauplätzen seiner Großthaten, schloß einen Bund mit der mächtigen, den Türken verwandten, Chazaren-Horde, und drang ins Herz von Persien, während das verlassene Constantinopel eines furchtbaren Angriffs der Avaren und Perser glorreich sich erwehrete (626). Im fünften Jahre dieses ruhmvollen Krieges (1. Dez 627) erfocht Heraclius auf der Ebene, wo einst Ninive gestanden, den herrlichsten Sieg und gewann als Preis desselben die königliche Residenzstadt Dastagerd mit unermesslichen Schätzen. Der persische Monarch, so verzagt im Unglück, als früher übermüthig im Triumph, floh den Anblick seines siegreichen Feindes. Die Schaaren von Slaven, die er den Römern entgeschickte, bemerkten und theilten bald

die Kleinmuth ihres Herrn, welcher darauf in Zorn entbrannte, und jede Niederlage durch Hinrichtungen der edelsten und getreuesten seiner Diener rächte. Aber die Perser waren nicht geneigt, ihre letzte Habe und ihren letzten Tropfen Blut der Leidenschaft des Despoten zu opfern, und 22 Satrapen benutzten die Stimmung des Volkes und des Heeres zu einer Verschwörung. An ihre Spitze stellte sich Coshru's ältester Sohn Schirajah, der seine 18 Brüder vor den Augen des Vaters, und dann den Vater selbst tödten ließ, und unter dem Namen Cohad II. einmüthig als König anerkannt wurde (628). Mit ihm schloß Heraclius großmüthig einen Frieden, welcher dem Reiche nur die alten Grenzen ohne irgend eine Vergrößerung, zugleich aber die verlornen Fahnen und Gefangenen, und das unschätzbare Kleinod des heiligen Kreuzes wiedergab. Ohne Veränderung der äußern Verhältnisse endete so der 26jährige Krieg, der letzte, der zwischen Persern und Byzantinern geführt worden. Der Kaiser Heraclius sank, nach so großen Verrichtungen, wieder in die früher gewohnte Unthätigkeit zurück. Sinnengenuß und theologische Streitigkeiten erfüllten die 13 noch übrigen Jahre seines Lebens. Während er den Beweisen für eine, von dem Bischöfe Theodor von Pharan und dem Patriarchen Sergius von Constantinopel um 616 neuerfundene Lehre über die Natur Christi — der Lehre der Monotheliten, daß in Christo nur eine einzige Willensthätigkeit und Wirkungsweise sey, welche von dem göttlichen Logos als wirkender Ursache ausgehe, die sich dabey der Menschheit nur als Werkzeug bediene, — mit allem Fleiße nachspürte, und zu ihren Gunsten 639 ein eigenes Edict, die Ecthesis, erließ, ließ er fast ohne Widerstand geschehen, daß die heiligen Orte, wo der Erlöser gewandelt und gelitten hatte, daß das weite syrische Land vom Mittelmeere bis zum Euphrat, daß auch das reiche Aegypten von den Anhängern Mohammeds erobert wurde. Er starb (11. Febr. 641)

wenige Wochen, nachdem die zweyte Stadt des Reichs, Alexandrien, in die Gewalt der Saracenen gekommen.

II. Constantin III. und sein Stiefbruder Heracleonas folgten ihrem Vater Heraclius auf dem, durch den Verlust der schönsten Provinzen für immer geschwächten Thron. Constantin starb alsogleich, vergiftet, wie man glaubte, durch seine Stiefmutter. Sie und ihr erst 15jähriger Sohn Heracleonas wurden darüber in einem Volksaufstande abgesetzt und verstümmelt (641).

Constant II., Constantins Sohn (641 — 668), unerschüttert durch diese häuslichen Blutscenen, ermordete seinen, bey dem Volke beliebten Bruder Theodosius (659), irrte darauf, von Gewissensbissen verfolgt, durch die Länder, fand keine Ruhe in Krieg und Frieden (die Araber entrißen ihm Cypren, Rhodus, Aegypten, und den größten Theil von Afrika), und wurde, in Syracus, von einem seiner Kammerdiener im Bade ermordet.

Constantin IV., sein Sohn, zugenannt Pogonatus, der Schönbartige (668 — 685), rächte des Vaters Tod blutig, erhielt sich in der Alleinherrschaft gegen einen zu Gunsten seiner beyden Brüder Heraclius und Tiberius erhobenen Soldaten-Aufstand, und beschäftigte sich hauptsächlich mit Beylegung der Streitigkeit der Monotheleten, deren Lehre von der im Jahre 680 zu Constantinopel gehaltenen allgemeinen Kirchenversammlung verdammt wurde. Aber die Kriege gegen die Araber — die von ihnen (672) bedrohte Residenzstadt wurde nur durch das griechische Feuer *) gerettet — und gegen die nördlichen Barbaren führte er unglücklich, wie seine Vorfahren.

*) Während der Belagerung ging der griechische Baumeister Callitencus aus Heliopolis von den Arabern zu den Griechen über, und brachte eine Mischung mit, deren unerhörte Wirkungen den Feind in Schrecken setzten, und zum Frieden zwangen. Bald wurde es mittelst flachsumwundener Pfeile und Wurfspeie auf feindliche Schiffe, Festungswerke und Gebäude abgeschossen, um sie in Brand zu setzen; bald

III. Justinian II., sein Sohn (685—710), tyrannisirte zehn Jahre sein Volk, nicht etwa aus religiösem oder politischem Parteygeiste, oder aus Fahrlässigkeit oder Verführung, sondern aus wahrer Herzenslust, bis der Patricier Leontius ihn vom Throne stürzte (695). An der Nase verstümmelt, lebte er weitere 10 Jahre in dem traurigen Exil zu Cherson auf Tauris, wo er nur Gedanken der Rache nährte. Dem Leontius geschah schon nach 3 Jahren durch Apfimar (Tiberius III.), was er an Justinian gethan, bis endlich dieser durch Hülfe des Bulgarenkhan's Terbelis und des gedankenlosen Vöbels der Hauptstadt, von neuem zu der so schlecht verwalteten Herrschaft gelangte (705). Als er durch das schwarze Meer nach der bulgarischen Küste fuhr, und ein heftiger Sturm seinem Schiffe den Untergang drohte, ermahnte ihn Einer seiner Begleiter, durch das Gelübde einer allgemeinen Verzeihung die Hülfe des Allbarmherzigen sich in dieser Noth zu erwerben. Er aber antwortete: Mögen die Wellen mich verschlingen, wenn ich Einem meiner Feinde Gnade gebe! Diesem Schwur blieb er treu. Der Antritt und die ganze Dauer seiner zweiten, sechs-jährigen Regierung waren durch Grausamkeiten der empörendsten Art, durch schaudervolle Mord- und Folterscenen bezeichnet. Endlich wurde er selbst, und mit ihm sein unschuldiger jugendlicher Sohn, Tiberius, durch den General Elias, welchen der zum Kaiser ausgerufene Armenier Philippicus Bardanes gegen ihn abgesandt hatte, zu Dametrius getödtet. Solches Ende nahm, hundert Jahre nach seiner Erhebung, das an Gräueltthaten reiche Geschlecht des Heraclius.

trieb man durch dasselbe aus metallenen Röhren steinerne Kugeln gegen die Feinde. Der Gebrauch dieses Feuers dauerte wenigstens bis zum Ende des 13ten Jahrhunderts fort, ohne daß jedoch eine Nachricht von seinen Bestandtheilen und ihrer Mischungsart auf uns gekommen wäre.

4.

Kaiser des achten Jahrhunderts.

I. Philippicus (710—713), Anastasius II. (713—715), und Theodosius III. (715—716) bestiegen und verloren schnell nacheinander den gewaltsam errungenen Thron durch ähnliche Gewalt. Der Sieger des letztern, Leo III., der Isaurier, gründete ein Regentenhaus, welches bis ins vierte Glied das Reich behauptete.

Leo III. (716—741), obschon im Lager geboren und erzogen, und schon darum in Hinsicht auf Religionskenntnisse äußerst unwissend, versammelte, nach einer 10jährigen, gerechten und wohlthätigen Regierung, mehrere Senatoren und Geistliche in seinem Palaste, fertigte mit diesen nach höfischer Sitte größtentheils der Meinung ihres Herrn beypflichtenden Männern ein Edict aus, wodurch die Verehrung der Bilder Christi, Mariä und der Heiligen als Götzendienst verworfen wurde, und eröffnete so die Reihe der „Bilderstürmer“ oder Iconoclasten. Auch wendete er den ganzen übrigen Theil seines Lebens dazu an, die Bildnisse zu bekriegen, und ihre Verehrer zu verfolgen. Dafür wurde er durch vielfältigen Aufstand in der Hauptstadt und in den Provinzen, durch den Abfall und den zum Theil bleibenden Verlust Italiens, endlich durch Kriegsunglück gegen die Saracenen bestraft.

Sein Sohn Constantin V., mit dem edelhaften Zunamen Copronymus (741—775), schärfte die Edicte seines Vaters gegen die Bilderverehrung, und drang auf die Ausrottung dieser „Erfindung des Teufels“ auf eine Weise, wie sie nur dem ärgsten Christenfeinde befallen kann. Mit der grausamsten Wuth lehrte er die Waffen, die er siegreich wider die Saracenen und Bulgaren geführt hatte, gegen seine eigenen Unterthanen. „Wohl hat man seine Strenge, seine vielen Hinrichtungen, Verstümmelungen und Folterbänke mit dem Ungehorsam und den wiederholten Empörungen des Volkes zu rechtfertigen gesucht.

Aber sein eigener Eingriff in ihre kirchlichen Rechte und ihre Gewissensfreiheit trieb sie zur Empörung; die erste Schuld war demnach sein.“

Ihm folgte, nach einer 34jährigen Regierung, Leo IV. sein Sohn (775—780), ein schwacher Prinz, welcher die Maßregeln seines Vaters vielleicht nur darum befolgte, weil ihm die Selbstständigkeit fehlte, einen eigenen Gang zu gehen. Er übergab sterbend das Reich seinem 10jährigen Sohn Constantin VI. (780—796), den man den „im Purpur gebornen“ (Porphyrrogenetus) nennt.

II. Im Namen des gekrönten Knaben führte seine Mutter Irene die vormundschaftliche Regierung über das Kaiserreich. Aber so wie Constantin zum Jüngling heranreifte, wurde der Palast vom ärgerlichsten Streit des Sohnes und der Mutter erfüllt. Irene — hochgereizt durch den Uebermuth des pflichtvergessenen Sohnes, der, noch unbärtig, sich vermaß, der lästigen Beschränkung seines Willens durch Verbannung der Mutter sich zu entziehen — socht feindlich, wie ein fremder Thronbewerber gegen den andern, so gegen den eigenen Sohn die unnatürliche Fehde aus. Sie wurde anfangs durch die Macht der Partey, welche die Schmach einer Weiberregierung scheute, vom Throne gestößen, erhob sich aber durch List und Ränke, besonders aber durch die Fehltritte, zu welchen sie geschickt den unerfahrenen Constantin zu verleiten wußte, von neuem zur Herrschaft, und befestigte dieselbe durch das Blut des Sohnes. Ihre Vertrauten überfielen auf ihr Geheiß den unglücklichen Prinzen im Schlaf, und stießen ihm mit ihren Dolchen die Augen aus, und zwar so heftig, daß er bald darauf an den Folgen der Verwundung starb. Der Bürgerkrieg, der eben zu entbrennen drohte, ward durch diese That verhindert; aber sie erfüllte selbst das verderbte Volk der Griechen mit Entsetzen.

Irene hatte schon früher, als Vormünderin, die Edicte gegen die Bilderverehrung widerrufen, und hierdurch die Anhänglichkeit einer mächtigen Partey gewonnen. Durch

das Gewicht dieser Partey vornehmlich behauptete sie auch jetzt die ungetheilte Herrschaft (796 — 802). Als aber die Kaiserinn den großen Plan entwarf, durch ihre Vermählung mit Carl dem Großen, dem Erneuerer des abendländischen Reichs, die Vereinigung der beyden Kaiserthümer, und so die Wiederherstellung der alten Glorie Roms zu bewirken; machten die Großen Constantinopels, welche Rom und die Franken und die Herrschaft eines energischen Kaisers gleich stark haßten, eine Verschwörung, und erhoben Einen aus ihrer Mitte, den Großschatzmeister Nicephorus, (802) auf den Thron. Derselbe verbannte Irene nach Lesbos, wo sie in Armuth und Verachtung ihr Leben beschloß.

V.

Die Araber.

Während die germanischen Völkerschaften ihre Herrschaft in den neugestifteten Reichen immer fester zu begründen suchten, und das byzantinische Reich unter elenden Regenten durch wilde Factionen von innen und gefährliche Angriffe von außen immer mehr zerfiel, brach am Anfange des siebenten Jahrhunderts im heißen Arabien eine Revolution aus, die einen neuen Glauben, neue Kenntnisse und ein neues Reich vom Ganges bis zum Tajo, vom adriatischen Meere bis ins Innere von Afrika verbreitete. Mohammed war ihr Urheber.

I. Er gehörte zu dem edeln arabischen Stamme Koreisch, und zur Familie Haschem, welche die Obhut über das große Heiligthum der Nation, über die Kaaba zu Mekka, als erbliches Vorrecht besaß, und war im Jahre 569, vier Jahre nach Kaiser Justinians Tode, zu Mekka geboren. Seine Aeltern, Abdallah und Amena, starben früh. Bey der Menge seiner Onkel, welche sich in die Erbschaft theilten, erbt er nur eine äthiopische Sclavinn und

5 Kameele. Bis zum neunten Jahre lebte der Knabe bey seinem Großvater Abd el Motaleb, und dann bey dem ältesten seiner väterlichen Oheime Abu Taleb, der die Schlüssel zur Kaaba hatte. Erzogen wie ein gewöhnlicher Araber — er erlernte nicht einmal die damals unter seinem Stamme freylich noch seltene Kunst des Lesens und Schreibens, — widmete er sich dem Handel, reisete schon in früher Jugend mit seinem Oheim nach Syrien, zog dann mit in den sogenannten heiligen Krieg der Koreischiten gegen Räuber, welche die Wallfahrt nach Mekka störten, trat in seinem fünfundzwanzigsten Jahre in die Dienste der Chabidscha, einer reichen Wittwe, reisete in den Handelsgeschäften derselben noch einmal nach Bosra, und gewann ihre Anhänglichkeit in so hohem Grade, daß sie sich nach seiner Rückkehr mit ihm vermählte.

Sein vierzigstes Jahr hatte er in der Stille des Privatlebens erreicht, und während desselben jährlich einen Monat in der Höhle eines nicht weit von Mekka liegenden Berges Hara zugebracht. Hier war es auch, wo ihm — nach Abulfeda's Erzählung — im J. 610 „von dem Engel Gabriel in der Nacht des göttlichen Rathschlusses seine hohe Bestimmung verkündet worden, als Bevollmächtigter Gottes zur Herstellung und Verbesserung der reinen Lehre Ibrahim's (Abrahams) aufzutreten.“ Bey seiner Ankunft in Mekka erzählte er dieses seiner Frau Chabidscha und seinem Vetter Waraka, und sie schwuren: „Bey dem, in dessen Hand die Seele der Chabidscha und des Waraka ist: Mohammed ist Prophet!“ Hierauf glaubte sein Slave Zeid, sein Nefte, der 10jährige Ali, der Greis Abu Bekr, und einige andere.

Drey Jahre lang sammelte er heimlich Mitglieder für seine neue Religionsgesellschaft. Allein nach dem Verlauf derselben beschloß er, alle seine Mitbürger öffentlich dazu einzuladen. Er bath vierzig seiner Anverwandten zu einer Mahlzeit, an deren Ende er ihnen erklärte: kein Mensch in Arabien könne seiner Nation etwas Vortreff-

licheres anbieten, als was er ihnen antrage. — „Ich bringe euch“ — fuhr er fort — „die Güter sowohl des gegenwärtigen als des zukünftigen Lebens. Gott hat mir befohlen, euch zu ihm zu rufen. Es sind nämlich die Worte vom Himmel gefallen: O du Bedeckter, steh' auf, predige und verherrliche deinen Herrn! Und ein Engel rief mir wiederholt zu: O Mohammed, du bist der Gesandte Gottes, und ich bin Gabriel! Wer will nun unter euch in diesem Geschäfte mein Bezir, mein Bruder, Vertrauter und Verweser seyn?“ Alle zögerten. Der einzige Ali — damals noch ein trübsäugiger Anabe, mit geschwollenem Leibe und geschwundenen Schenkeln — versprach sogleich, daß er es werden wolle. Mohammed erkannte ihn nun für seinen Bruder und Stellvertreter unter ihnen, und verlangte, daß sie ihm Gehorsam leisten sollten. Allein die Anwesenden lachten nur über diese Zumuthung, und sagten zu Ali's Vater, Abu Taleb, er werde künftig seinem Sohne gehorchen müssen.

Unbekümmert darüber, ging Mohammed seinen Weg fort; er warf den Spöttern ihre Abgötterey und den hartnäckigen Hang vor, den sie und ihre Vorfahren zum Unglauben hätten, und kündigte ihnen auch dafür die Strafen der Hölle an. Daraus entstand eine offene Feindschaft zwischen ihm und den Vornehmsten seines Stammes. Sie beschwerten sich gegen den Abu Taleb, daß sein Neffe ihre Religion beschimpfe, und ihre Vorfahren als thörichte und unwissende Leute vorstelle; er möchte ihn also im Zaume halten. Da er sie aber besänftigen wollte, und ihn, obschon er nicht völlig Mohammeds Anhänger war, zu schützen suchte, drohten sie beyden mit Feindseligkeiten. In der That drückten, obgleich noch mehr vornehme Mekkaner zu Mohammed übergingen, die Koreischiten seine Partey so sehr, daß sich dreyundachtzig derselben, mit ihren Weibern und Kindern, in das benachbarte Aethiopien flüchten mußten. Er selbst verbarg sich eine Zeit lang in der Nähe von Mekka. Die Koreischiten beschloßen in einem feyerlichen Bündnisse, wo-

von sie die Urkunde in der Kaaba aufhängen, alle Gemeinschaft mit seiner Familie aufzuheben; allein „da ihnen sein Oheim anzeigen ließ, daß Gott durch einen Wurm alle Buchstaben der Urkunde, diejenigen ausgenommen, welche den Namen Gottes ausmachten, haben zerfressen lassen, und sie solches wahr befanden,“ hörte das Bündniß wieder auf. Unterdessen vertheidigte Abu Taleb selbst die väterliche Religion wider Mohammed. Ein Versuch, den dieser machte, seine Lehre in der Stadt Al-Medina auszubreiten, schlug ihm gänzlich fehl. Er litt außerdem manche Verfolgungen; man stellte ihm nach dem Leben, und es wurde ihm vor Gericht auferlegt, seine göttliche Sendung durch Wunder zu beweisen. Hier war es jedoch, wo er vollkommen siegte. „Der Engel Gabriel erschien ihm, und stärkte ihn; Mohammed ließ nunmehr vor den Augen von ganz Mekka eine dicke Finsterniß entstehen, sodann den Mond zum Vorschein kommen, der sich vor ihm neigte, ihn mit vernehmlicher Stimme den Gesandten Gottes nannte, darauf mehrmals durch seine Kleider schlüpfte, und sich endlich in zwey Theile spaltete, die am Himmel wieder vereinigt wurden.“

Die heftigsten seiner Gegner erklärten zwar dieses Alles für Zauberey; aber der oberste Richter und gegen fünfhundert Mekkaner erkannten ihn jetzt für einen göttlichen Lehrer. Auch zwölf Einwohner von Jatsreb nahmen seine Religion an, und bald kamen noch mehrere aus dieser Stadt hinzu.

Um diese Zeit mußte Mohammed den Glauben seiner Anhänger noch durch die Nachricht von der wunderbaren Reise, welche er in Einer Nacht von Mekka nach Jerusalem, und aus dieser Stadt in den Himmel gethan habe, zu stärken. Die mohammedanischen Lehrer stritten zwar darüber, ob er dieselbe körperlich vorgenommen habe, oder ob es nur ein nächtlicher Traum gewesen sey? Allein, obgleich selbst seine zweyte Ehefrau das Letztere behauptete, so waren doch die Meisten für das Erstere. Folgendes ist die Geschichte dieser Reise. „Der Engel Gabriel, in einem von Perlen und

Goldfäden durchflochtenen Kleide, einen Schild auf seiner Stirne tragend, an welchem die Worte glänzten: „Es ist nur Ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet!“ weckte ihn auf, und ließ ihn einen Grauschimmel (Al Borak) bestiegen, der, unter vielen andern wundervollen Eigenschaften, auch die Gabe zu reden besaß, und auf dessen Bitte der Prophet ihm versprach, daß er durch seine Fürsprache an der Auferstehung Theil haben, auch mit ihm ins Paradies kommen sollte. Dieser trug ihn, von dem Engel begleitet, mit der äußersten Schnelligkeit durch die Luft fort. Nur mußte er auf dem Berge Sinai, wegen Moses, und zu Bethlehem, wegen der Geburt Christi, sein Gebeth verrichten. Zu Jerusalem that er eben dieses in der Auferstehungskirche mit Abraham, Moses und Jesus. Hierauf führte ihn der Engel auf eine Leiter, deren Stufen von Gold, Silber, Perlen und andern Kostbarkeiten waren, in den ersten, zweiten, und nach und nach bis in den siebenten Himmel. Jeder war fünfhundert Jahrreisen von dem andern entfernt; er aber machte den Uebergang von dem einen zum andern in einem Augenblicke. Außer einer Menge von Engeln und Herrlichkeiten traf er in diesen Himmeln Adam, Johannes, Jesus, Joseph, Henoch, Aaron, Moses und Abraham an. Im siebenten hörte er schon Gott selbst abwechselnd mit einem Engel, der unter seinem Throne stand, bald sein Lob, bald die Sendung seines Dieners Mohammed an die Menschen preisen. Weiter aber durfte ihn Gabriel selbst nicht begleiten. Gleichwohl kam er über diesen höchsten Himmel hinaus; sah den Engel Michael, der Gottes Thron trägt, groß, wie der ganze Raum zwischen Morgen und Abend; sah den Thron selbst von Engeln umgeben, und vier Flüsse unter demselben hervorquellen; worunter auch der Nil war; wurde endlich, nachdem er sich seinem Throne bis kaum zwey Bogen weit genähert hatte, von Gott selbst angeredet, und hielt mit demselben ein Gespräch, unter welchem die Engel zuweilen sangen, daß nur Ein Gott, und Mohammed sein Diener und Gesandter

sey. Gott sprach von seiner Größe; und da ihn Mohammed auch um einen Vorzug bath, wie ihn alle die ehrwürdigen Männer bekommen hatten, welche er in den verschiedenen Himmeln gesehen: so bewilligte er ihm, daß Mohammeds Name nie von dem Namen Gottes auf der Welt getrennt, sondern stets der einzige Gott und Mohammed sein Gesandter zusammen genannt werden sollten. Unter anderm befahl ihm auch Gott, daß er und seine Nation jedesmal innerhalb vierundzwanzig Stunden fünfzig Gebethe verrichten sollten. Als er aber dieses bey seinem Herabsteigen von dem Throne dem Moses meldete, beredete ihn dieser, unter dem Vorwande, für seine Nation, die schwächste von allen, sey diese Anzahl täglicher Gebethe zu groß, noch einigemal vor den göttlichen Thron zurückzukehren, bis sie Gott nach und nach auf fünf herabsetzte. Gabriel zeigte ihm noch das Paradies, und nachdem er dieses gesehen und bewundert, kam er wieder auf die Erde herab, und langte in eben derselben Nacht auf seinem Grausimmel, den er zu Jerusalem gelassen hatte, zu Mekka an.

Am folgenden Tage erzählte er diese nächtliche Reise öffentlich. Seine Gegner beschuldigten ihn der Lüge; allein Abu Belr's Zeugniß, daß Alles wahr seyn müsse, was der Gesandte Gottes berichte, und viele Umstände, welche Mohammed von dem dortigen Tempel zu melden wußte, dienten ihm zur Unterstützung, wiewohl ihn doch Einige seiner bisherigen Anhänger verließen.

Durch die erste Verbindung mit einer Anzahl Einwohner von Jatsreb hatte sich Mohammed bereits treue und muthige Anhänger erworben; in einer zweyten Versammlung, welche er mit ihnen des Nachts auf einem Hügel bey Mekka hielt, schwor er auch ihnen völlige Ergebenheit, mit der Bedingung, daß sie ihn gegen jeden Angriff ebenso, wie ihre Weiber und Kinder, vertheidigen sollten. Sie versprachen dieses; und nachdem sie auf ihre Frage, welche Belohnung sie zu erwarten hätten, wenn sie um seinerwillen

umfämen? die Antwort erhalten hatten: „das Paradies!“ gelobten sie ihm endlich den strengsten Gehorsam und den heiligsten Schutz; weshalb sie den Namen Anfarin, d. h. Beschützer, erhielten. „Vorher“ — sagen die mohammedanischen Schriftsteller — „war es ihm nicht erlaubt, Krieg zu führen; er durfte nur die Menschen zu Gott führen, und der Verfolgung Geduld entgegensehen: jetzt aber, da die Koreischiten Gott selbst lästerten, seinen Gesandten zum Lügner machten, und die gläubigen Anhänger desselben drückten, jetzt verstattete ihm Gott, die Waffen wider sie zu gebrauchen, und sich auch um anderer Hülfe zu bewerben.“ Noch verlangte Mohammed von seinen Bundesgenossen, daß sie ihm aus ihrem Mittel zwölf der Vornehmsten darstellen möchten, welche das Volk regieren sollten. Dieses geschah; und er ernannte sie zu Fürsten, mit gleicher Macht, als die Apostel Jesu, des Sohnes Maria, gehabt hätten; sich selbst aber behielt er die oberste Regierung vor. Mohammed hatte sich dadurch in Jatsreb einen desto sicherern Zufluchtsort verschafft, da die Einwohner erklärte Feinde derer von Mekka waren. Hier, in Mekka, wurde die Gefahr für ihn immer größer; er ließ daher seine meisten Anhänger in jene Stadt flüchten. Die Koreischiten, welche befürchteten, daß er dieses auch selbst thun möchte, beschloßen, ihn umzubringen. Schon umringten die Mörder das Haus; aber durch Ali's Treue entfloß der Prophet — am 15. July 622 — in die Wüste, und kam, begleitet von Abu Bekr, fast wunderbar entrinnend, am 16. Tage seiner Flucht nach Jatsreb, oder wie es seitdem heißt, Medina (eigentlich Medina al Nabi, Prophetenstadt). Von dieser Begebenheit datiren die Araber ihre neue Zeitrechnung, Hedschra (Hedjera, Flucht) genannt. Mit Jubel nahmen die Anfarin den Propheten auf. Eils Monate wohnte er bey Abu Ajub, bis das Bethhaus — Mesbid, Moschee — und die neue Wohnung für ihn erbaut waren. So wurde Medina sowohl der Sitz seiner Religion, als der Partey, welche bereit war, für dieselbe und für ihn zu sechten.

Wirklich schickte er auch nunmehr kleine Haufen zu Streifereyen in das Gebiet von Mekka, und zum Angriffe auf die Caravanen der koreischitischen Kaufleute, welche bewaffnet mit ihren Waaren in fremde Länder zogen. Eine derselben wurde überwältigt und geplündert; Mohammed bekam auch seinen Antheil von der Beute. Anfänglich weigerte er sich, denselben anzunehmen, weil das Gesecht in einem von den heiligen Monaten vorgefallen war, in welchen man bey den Arabern nicht kriegen dürfte. Doch da ihm, wie er sagte, von Gott die Entscheidung geoffenbaret wurde, daß es zwar unerlaubt sey, in jenem Monate Krieg zu führen, aber in Gottes Augen es noch erschrecklicher sey, die wahre Religion zu hindern, und die Menschen von seinem heiligen Hause zu Mekka zu vertreiben: so machte er weiter darüber keine Schwierigkeiten. Er führte, für seine Anhänger die ihm von Gott anbefohlene Wendung, daß Gesichtes der Bethenden nach Mekka, oder gegen die heilige Kaaba ein. Da sich die Einwohner von Medina mit ihm häufig zum Gebethe versammelten, so wählte er, um ihnen das Zeichen dazu zu geben, nach jüdischer Art eine Trompete. Bald aber setzte er an die Stelle derselben eine Klapper. Endlich bekam einer seiner Anhänger im Traum eine Offenbarung, wie das Zusammenberufen zum Gebethe angestellt werden sollte, nämlich durch das öffentliche wiederholte Abrufen folgender Worte: „Gott ist groß! Ich bezeuge, daß kein Gott ist, als der Einzige! Ich bezeuge, daß Mohammed der Gesandte Gottes ist!“ Mohammed erkannte hieran den Willen Gottes; und seitdem vertritt dieser laute Ruf von einem Thurme herab bey seinen Glaubensgenossen die Stelle unserer Glocken. Noch mehr wurden seine Verehrer in dem Glauben, daß Gott an ihrer Religion ein Wohlgefallen habe, dadurch bestärkt, daß sie im Jahre 623 ein Treffen gegen die dreymal zahlreichern Koreischiten gewannen; die von ihrer Seite darin fielen, wurden als Märtyrer angesehen. Mohammed ließ auch noch Gefangene, welche heftige Feinde seines Glaubens

waren, niederhauen. In vielen andern Kriegen mit arabischen Stämmen behielt er fast immer die Oberhand. Er bezwang auch einen jüdischen Stamm, weil ihm die Juden nach dem Leben getrachtet hatten; eignete sich aber allein, gegen die von ihm selbst eingeführte Theilungsordnung, die ganze reiche Beute zu, und eine göttliche Entscheidung mußte diesen Schritt rechtfertigen. Von einem andern Stamme dieser Nation in Arabien ließ er gegen siebenhundert Gefangene, die sich ergeben hatten, hinrichten. Mitten unter seinen Siegen, „bey welchen ihm öfters Engel beystanden,“ geschahen auch mehrere Wunder zu seiner Ehre.“

Nachdem er in wenigen Jahren einen großen Theil von Arabien erobert, und überall seine Religion herrschend gemacht, auch schon einen glücklichen Streifzug nach Syrien unternommen hatte, glaubte er Ansehen genug erworben zu haben, um auch die benachbarten Fürsten zur Annahme derselben einladen zu können. Er ließ diesen Antrag im Jahre 628 dem Könige von Persien Coshru durch einen Abgeordneten machen. Der König zerriß zwar das Schreiben Mohammeds, den er seinen Knecht nannte, und trug seinem Befehlshaber im glücklichen Arabien auf, diesen Friedensstörer ihm zuzuschicken. Allein da Mohammed „durch eine Offenbarung“ erfuhr, daß Coshru von seinem Sohne umgebracht worden sey, auch sein Reich bald zerfällt werden würde, und dieses dem Befehlshaber mit dem Befehle melden ließ, zu seiner Religion überzutreten, gehörte dieser nebst andern Persern in Arabien, so bald sie die Bestätigung jener Nachricht erhalten hatten. Eben dieses ließ er dem Kaiser Heraclius antragen, von dem er wenigstens eine höfliche Antwort und ansehnliche Geschenke erhielt. Auf gleiche Art erwiderte Molawka, Oberaufseher der kaiserlichen Einkünfte in Aegypten, der sich, während der bedrängten Schicksale des Kaisers im persischen Kriege, daselbst unabhängig gemacht hatte, Mohammeds Aufforderung. Naghaschi oder Aschama, König von Aethio-

pier, der schon vor einiger Zeit als Anhänger Mohammeds sich in sein Reich geflüchtet, und zu der neuen Lehre bekannt hatte, that dieses jetzt, auf seine Ermahnung, noch feyerlicher. Ähnliche Zumuthungen Mohammeds an einige arabische Fürsten hatten nur zum Theil den gewünschten Erfolg.

Mittlerweile war Mohammed mit vierzehnhundert theils Mekkanern, theils Medinensern, gegen Mekka bloß in der Absicht gezogen, damit sie endlich einmal wieder den Tempel, oder die heilige Kaaba besuchen könnten. Die Koreischiten widersehten sich ihnen zwar, schlossen aber doch, im Jahre 627 einen zehnjährigen Stillstand mit ihnen; und der Besuch, der in Gebeth, Opfern, und einem siebenfachen Umgange um die Kaaba bestand, ging bald darauf von Statten. Allein das große Ziel von Mohammeds und seiner Anhänger Wünschen war die Eroberung von Mekka. Er bediente sich also im Jahre 629 des Vorwandes, daß die Koreischiten den Stillstand gebrochen hätten, und überfiel Mekka mit einem Heere von zehntausend Mann. Die Stadt wurde von demselben bald eingenommen; und er erklärte die Einwohner, bisher seine ärgsten Feinde, für Freigelassene. Doch nahm er sechs Männer und vier Frauenpersonen davon aus, welche schlechterdings das Leben verlieren sollten. Eine seiner ersten Verrichtungen daselbst war nun, daß er siebenmal auf seinem Kamel um die Kaaba herumritt, und ehrfurchtsvoll mit seinem Stabe die Ecke des schwarzen Steins an derselben berührte, „den Gabriel ganz weiß vom Himmel gebracht hatte.“ Als er aber in den Tempel hineingehen wollte, und Götzenbilder darin erblickte: ließ er sie sogleich hinaus schleppen und zerschmettern. Darauf betete er in der Kaaba. Auch hielt er an der Thüre eine Anrede an die Koreischiten, in welcher er ihnen vorhielt, daß sie Gott zu seiner Erkenntniß geführt, ihm, seinem Diener, den Sieg verliehen, und sie von der abgöttischen Verehrung des Abraham, Ismael, und anderer vermeinter Gottheiten befreit habe. Er ließ überdies durch

seine Kriegsvölker alle Höfen der umliegenden Gegenden vernichteten.

Seit der Besitznahme von Mekka konnte man Mohammed bereits ziemlich als Herrn von ganz Arabien betrachten. Die Koreischiten, welche den vornehmsten Stamm der Nation ausmachten, waren ihm nicht allein unterworfen, sondern bekannten sich auch zu seiner Religion. Die allen Arabern so ehrwürdige Kaaba befand sich in seinen Händen. Ihre übrigen Stämme erkannten ihn theils freiwillig für den Gesandten Gottes und ihren Oberherrn, theils wurden sie nun leichter dazu gezwungen.

Ein griechisch-kaiserliches Kriegsheer war von seinen Feldherren schon zurückgeschlagen worden; jetzt zog er an der Spitze von dreißig tausend Mann nach Syrien, und die Griechen wagten es nicht einmal, ihm ein Treffen zu liefern. Selbst wenn nicht jede seiner Kriegsunternehmungen glücklich ablief, oder wenn seine getreuesten Anhänger misvergüht über ihn wurden, war sein geheiligtes Ansehen doch so groß, daß ein Wachtspruch, oder eine Wendung von der Religion entlehnt, alles in Gehorsam erhielt. Immer waren Unzählige bereit, auf seinen Wink diejenigen zu tödten, welche ihm widersprachen oder an Ihn nicht glauben wollten. Einst da er eine reiche Beute unter seine Soldaten von allen Stämmen vertheilt hatte, nur die Medinenser ausgenommen, die doch seine Anführer waren, murren sie laut darüber, Mohammed ließ sie in sein Zelt kommen, und sagte zu ihnen: „Ihr seyd also unwillig darüber, daß ich durch solche geringe zeitliche Güter andere zu meinem Glauben gelockt und gewöhnt habe, die mir sonst nicht würden gefolgt seyn. Ich glaube nicht, daß ihr einer solchen Lockspeise bedürft, indem ich mich auf eure Standhaftigkeit im wahren Glauben verließ.“ Scheint es euch eine Kleinigkeit zu seyn, daß da andere mit Kameelen und Herden von Vieh in ihr Vaterland zurückreisen, ihr den Gesandten Gottes mit euch nehmet? Ich bezeuge von dem, in dessen Hand meine Seele ist, daß wenn ich

nicht nach göttlichem Willen aus Mekka hätte flüchten müssen, ich gewiß ein Ansarit geworden wäre; andere möchten eine Parthey ergriffen haben, welche sie wollten, ich würde mich nur zur Ansarischen geschlagen haben. O Gott! erbarme dich doch der Ansarin, ihrer Kinder und Enkel!" Diese Anrede bewirkte, daß sie ihn aufs neue ihrer Unterwürfigkeit versicherten.

Im Besitze eines so glänzenden Ruhmes, das Oberhaupt eines neuen, sehr ansehnlichen Staats und einer eben so zahlreichen neuen Religionsgesellschaft zu seyn, starb Mohammed zu Medina, am 17. Juni des Jahres 632, oder im eilften Jahre der Hedschra, in seinem dreyundsechzigsten, oder, nach andern, im fünfundsechzigsten Lebensjahre, an den Folgen von Gift, welches ihm eine Frauensperson vor geraumer Zeit in der Absicht beygebracht hatte, um daran, wenn es ihm nichts schadete, zu erkennen, daß er ein göttlicher Gesandter sey. Kurz vor seinem Tode erbot er sich öffentlich in der Moschee zur Ersetzung alles andern zugefügten Unrechts; ja wenn es Schläge wären, wollte er sie selbst leiden: und er zahlte, da einer seiner Zuhörer eine kleine Geldsumme von ihm zurückforderte, solche alsbald mit den Zinsen aus. Seinen getreuen Ansariten hinterließ er besonders die Verordnungen: keinen Abgötter in ganz Arabien zu dulden; allen, die seinen Glauben annehmen würden, gleiche Rechte mit ihnen einzuräumen, und sich das Gebeth über alles empfohlen seyn zu lassen. Er verlangte noch Dinte und Papier, um eine untrügliche Vorschrift für seine Anhänger aufzusetzen. Aber einige der Umstehenden hielten dieß Verlangen für Wahnsinn; andere dagegen drangen darauf, daß er einen solchen Aufsatz verfertigen möchte, bis er selbst endlich ihnen allen mit dem Bedeuten Stillschweigen auferlegte: es schiede sich nicht, in Gegenwart des Propheten zu zanken. Anderweitige, zum Theil wundervolle Umstände seines Todes (wie die Erscheinung des Todesengels, der sich durch den Engel Gabriel die Erlaubniß von ihm ausbitten ließ, ihn abzu-

holen), haben die mohammedanischen Geschichtschreiber gesammelt.

II. Mohammed selbst hatte nichts von seiner Lehre aufgezeichnet. Er trug sie in einzelnen Reden und Sprüchen vor, wie er sie eben, seiner Aussage nach, durch den Engel Gabriel aus dem Himmel erhalten hatte, und so lange er lebte, waren sie nur vereinzelt auf Blättern oder im Gedächtnisse seiner Anhänger vorhanden. Abu Bekr sammelte dieselben, und Othmann verkündigte dem Volke das Glaubensbuch. Es hieß al Koran, die Lesung, bestehend aus Suren und Versen, und ward in den dogmatischen Theil Imān, und in den moralischen, Din, getheilt. Islam (Ergebung an Gott) nannte man den Inbegriff der ganzen Religion, Moslemīn (Gläubige) seine Befenner, Imām's die geistlichen Vorsteher, und Derwische die Asceten.

Um von der Lehre Mohammeds Einiges anzuführen, so war dieselbe auf die Einheit Gottes gegründet, nicht nur im Gegensatz gegen die Vielgötterey der Heiden, sondern auch gegen die, freylich falsch aufgefaßte, Dreyeinigkeitslehre der Christen. Gott ist, — sagt der Koran, — und außer ihm ist kein Gott. Gott selbst hat es bezeugt, daß nur Er Gott sey, und die Engel haben es bezeugt, und alle vernünftige Menschen bezeugen es, daß nur Ein Gott sey. Gäbe es zwey oder mehrere Götter, so würde der eine Gott sich aufgelehnt haben wider den andern Gott. Am Tage des Gerichtes werden die Götzen wider ihre eigenen Verehrer zeugen, und sie und ihre Anbether zusammen werden ins Feuer der Hölle geworfen werden. Und wenn die Christen drey Götter lehren, Gott den Vater, Maria seine Gattinn, und Jesus ihren Sohn: so wäre es kein Wunder, wenn die Himmel darüber zerrissen, und die Erde sich öffnete, und die Berge einstürzten! (Obgleich aber nach dem Koran Jesus ein bloßer Mensch ist, der die Reihe der dem Mohammed vorangehenden Propheten schließt: so nennt er ihn doch das Wort Gottes, welches Gott in Maria ver-

setzt habe, das Wort der Wahrheit, den Geist aus Gott; und er erzählt von ihm mehrere Wunder, unter andern dieses, daß Gott auf sein Gebeth und zur Beglaubigung seiner Sendung einen Tisch vom Himmel zur Speisung seiner Jünger herabgelassen habe. Auch seiner jungfräulichen Mutter wird im Koran mit großen Lobsprüchen gedacht: sie ist vor allen Weibern von Gott erkoren, ist das Wunder aller Zeiten, welches selbst von den Engeln verehrt wird, und Gott hat sie mit ihrem Sohne zur Glorie des Paradieses erhoben.)

Der Eine Gott — lehrt Mohammed ferner — ist der Erste und der Letzte, der Herr des Ostens und des Westens, unvergleichbar und unbeschreiblich; die ganze Schöpfung, Himmel und Erde, vereinigen sich in seinem Lobe, und jedes Geschöpf, bis herab zu den Thieren und Pflanzen, hat sein eigenes Gebeth und Loblied. Er liebt nicht die Stolgen, Gottlosen und Ungerechten, sondern die Reinen und Edelhandelnden. Er ist der Herr der Rache und des Gerichtstages, und gewaltig im Vergelten; wer auch nur so viel Gutes oder Böses gethan hat, als ein Sonnenstäubchen schwer ist, der wird dessen Lohn oder Strafe sehen. Er ist aber auch barmherzig, und bedeckt die Sünden derer, die glauben (d. h. den Islam annehmen). Glaube und Unglaube hängen indessen ab von Gottes Fügung; er läßt seine Strafe treffen, wen er will, und spendet Gutes, wem er will, ohne Maß. Auch hat er viele Geister und Menschen für die Hölle geschaffen, und die Unglückseligen, die er im Irrthum zu lassen beschlossen hat, sind alles Beystandes beraubt. Ueberhaupt ist der Rathschluß Gottes unabänderlich, und alle Ereignisse und Schicksale sind von ihm vorherbestimmt, so daß ihnen Niemand entgehen kann.

Während des Lebens hat jeder Mensch seinen Engel, der, vor ihm hergehend oder ihm folgend, ihm zum Schutze gegeben ist. Dagegen ist dem Satan, der aus Hochmuth gefallen, bis zur Auferstehung erlaubt, die Menschen zur

Sünde zu verlocken; über die Knechte Gottes, die Gläubigen, aber hat er keine Macht.

Ueber jeden Verstorbenen wird von den beyden Grabesengeln sogleich nach seiner Beerdigung das Grabesgericht gehalten, indem sie ihn über seinen Glauben (an den Islam) befragen. Den Gläubigen lassen sie dann im Frieden ruhen; den Ungläubigen aber schlagen sie mit glühenden eisernen Keulen, und übergeben ihn dann einer furchtbaren, bis zum Auferstehungstage währenden Pein. Diesem Tage werden große Gerichte Gottes und Zeichen vorgehen, und unter diesen Zeichen wird auch die Wiedererscheinung Jesu seyn. Der, Gott allein bekannte, Gerichtstag währet nach einer Sure tausend, nach einer andern funfzig tausend Jahre. Jede Seele erscheint nun vor dem allwissenden Richter, begleitet von zwey Engeln in Gegenwart der Propheten und Martyrer als Zeugen; und jedem Menschen wird das Buch seiner Thaten in die Hand gegeben, den Gläubigen in die rechte, den Ungläubigen in die linke. Ist nun das Gericht vollzogen, und jedem nach Verdienst Lohn oder Strafe zuerkannt, dann gehen die Gläubigen in das ihnen bereitete Paradies, welches so breit ist, als Himmel und Erde; die Ungläubigen und Gottlosen aber nimmt die Hölle mit ihren sieben Thoren auf. Jene ruhen auf herrlichen Betten in wonnevollen Gärten, die von Quellen und Strömen durchwässert sind, und erfreuen sich des ungestörten Genusses aller sinnlichen Vergnügungen. Diese werden ewig von Feuer, Durst und andern Qualen in Gesellschaft der bösen Geister gemartert; und so oft ihre Haut von dem nie erlöschenden Feuer durchgebrannt ist, werden sie mit einer neuen überzogen. Indes wird der Moslem, selbst wenn er in völliger Unbusfertigkeit sterben sollte, nicht ewig in der Hölle bleiben, sondern nach vollendeter Reinigung vor dem Antlitz Gottes erscheinen und die Seligkeit mit den Auserwählten genießen; so wie auch die Kinder der Nichtmoslemin, welche früh sterben, zur Seligkeit gelangen, weil jedes Kind mit dem Islam

geboren, und erst später von seinen Aeltern zu einem Ungläubigen gemacht wird.

Die vornehmsten Religionsübungen der Moslemn sind: 1) das tägliche fünfmalige Gebeth, Morgens vor Sonnenaufgang, Mittags, Nachmittags vor Sonnenuntergang, Abends nach Sonnenuntergang, und Nachts vor der ersten Nachtwache; 2) das Almosen, bestehend in gesetzlich vorgeschriebenen Spendungen und Beyträgen zur Führung des heiligen Krieges, und in freywilligen Gaben an Verwandte, Waisen, Arme und Pilger; 3) das gesetzliche Fasten im ganzen Monate Ramadan von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang, und das freywillige an gewissen Tagen; 4) die Wallfahrt nach Mekka, wenigstens einmal im Leben, unter mannigfaltigen, zum Theil sehr beschwerlichen Gebräuchen. Verdienstlicher aber, als alle diese Uebungen, ist die Theilnahme an dem heiligen Kriege. Gegen die Götzendiener soll gekämpft werden bis zu ihrer Vertilgung; gegen die Schriftgläubigen, Juden und Christen, soll Krieg seyn, bis sie gebeugt Steuer entrichten werden. Wer immer an Gott und den jüngsten Tag glaubt, muß Güter und Leben willig zu diesem Kampfe hingeben. Wer am Tage der Schlacht den Feinden den Rücken kehrt, den trifft Gottes Zorn, und die Hölle wird seine Wohnung; wer aber auf den Wegen Gottes streitet, ist, er mag siegen oder fallen, des Lohnes gewiß.

Statt des christlichen Sonntags und des jüdischen Sabbats setzte Mohammed den Freytag zum Tage des wöchentlichen Gottesdienstes ein, der daher im Koran der „Tag der Versammlung“ heißt, und der von ihm gewählt worden seyn soll, weil er an diesem Tage seinen ersten Einzug in Medina hielt, oder weil Gott an demselben die Schöpfung vollendet habe, wohl aber auch, um nicht Einen Tag mit den Juden oder Christen zu feyern.

Zu den im Koran den Gläubigen verbotenen Dingen gehört der Genuß des Blutes, des Schweinefleisches, des Erstickten, und des Fleisches von Thieren, welche anders

als durch Abschachtung gefallen sind; ferner der Genuß des Weines und jedes berausenden Getränkes, das Spiel, und der Gebrauch der Bildsäulen. Selbst die Musik belegte der Stifter des Islam mit seinem Banne; ihm wird der Ausspruch beygelegt: „Musik anhören, ist gegen das Gesetz sündigen; Musik machen, ist gegen die Religion sündigen; an Musik Vergnügen finden, ist gegen den Glauben sündigen.“

III. Der Enthusiasmus, welchen Mohammed den Arabern eingeflößt hatte, und welcher durch die, den Leidenschaften freyen Zügel und Zaum lassenden, Lehren des Korans stets aufs neue angefacht wurde, offenbarte sich vorzüglich nach seinem Tode. Wie der brennende Sand aus der Wüste, verbreitete sich unter den Chalifen — den „Nachfolgern“ des Propheten — die Herrschaft und die Religion der Araber. Schon am Anfange des achten Jahrhunderts war das Gebiet des Islam von Indien bis zum atlantischen Meer, über Persien, Syrien, Aegypten, Afrika und Spanien ausgebehnt. Jener, man darf wohl sagen, fanatische Enthusiasmus war es vornehmlich, der den Waffen der Mohammedaner den Sieg verlieh. Doch kann nicht geläugnet werden, daß, wenn kraftvolle Männer an der Spitze des persischen Reichs, des griechischen Kaiserthums und der germanischen Staaten im Zeitalter Mohammeds und seiner unmittelbaren Nachfolger gestanden hätten, diese religiöse Schwärmerey sich vielleicht unbemerkt in den Sandwüsten Arabiens verloren haben würde.

Schon unter den ersten Chalifen ward das Gebiet des Islam sehr weit ausgebehnt. Unter Abu Bekr (632 bis 634) eroberte der Feldherr Khaled Hira und Bosra. Omar, der den Titel Emir al Mumenin — Fürst der Gläubigen — annahm (634 — 644), vollendete die Eroberung von Syrien mit Phönicien und Palästina. Auch vernichtete er das persische Reich, und nöthigte den letzten König desselben, Jezdegerd III., sich nach den Grenzen Turcomanniens zu flüchten (642). Zugleich eroberte sein

Feldherr Amru, ein Held, der ein ganzes Kriegsheer aufzog, nach einer 14monatlichen Belagerung Alexandrien*), und mit dieser Stadt ganz Aegypten (640), wo er an der Stelle seines Lagers die neue Stadt gründete, die in der Folge den Namen Cahira (die Siegreiche) erhielt. Endlich unter Dthman (644 — 656) eroberten die Araber Cypern und Rhodus; auch fielen mehrere Seestädte Afrika's in ihre Hände. Selbst Constantinopel sah sich genöthiget, den Frieden von ihnen zu erkaufen.

Innere Unruhen hemmten jetzt auf einige Zeit die Siege von außen. Dthman ward ermordet; und als nun Mohammeds Schwiegersohn, Ali, zum Chalisate gelangt war, wurde auch er, nach nicht fünfjähriger Regierung, getödtet (661), und mit seinem Sohne Hassan sein Haus von der Herrschaft verdrängt. Derselben benächtigte sich der Dmmaijade Moavijah (661—680), Statthalter von Damascus, und seine Familie behauptete sie, unter manchen innern Unruhen, bis 750. Bald ward unter derselben das Chalisat aufs neue furchtbar. So beruhigte Abd el Malek (685 — 705) nicht nur das Reich, sondern seine Waffen waren auch glücklich gegen die Griechen. Unter seinem Sohne Walid (703—715) dehnten die Araber das Chalisat zu einem der größten Staaten aus, welchen die Geschichte kennt. Sie unterwarfen sich die Bucharey, Turkistan, Chorasän und andere Länder des innern und südlichen Asiens; sie vollendeten die Eroberung der Küste von Afrika, und wagten sogar den Angriff auf das westgothische Reich in Spanien. Der Feldherr des arabischen Befehlshabers Musa im nördlichen Afrika, Tarik mit Namer, landete auf dem alten Galspe, dem heutigen Gibraltar, siegte über den König Roderich in der achttägigen Schlacht

*) Auf Omars Befehl wurde in dieser Stadt der größte Bücherhaufen der alten Welt in Brand gesteckt. Als Grund gab er an: „Entweder enthalten diese Bücher das, was schon im Koran steht, und dann sind sie überflüssig; oder sie enthalten, was nicht darin steht, und dann sind sie schädlich.“

auf den Feldern von Xeres de la Frontera (19—26. July 711), und eroberte hierauf mit Musa fast ganz Spanien. Bald erkannten die Balearen, Sicilien, Sardinien, Corsica, selbst Apulien und Calabrien, die Herrschaft der Saracenen. Musa faßte daher noch am Abend seines Lebens den großen Plan, mit fürchterlicher Macht zu Meer und Land gerüstet, über die Pyrenäen zu gehen, die Königreiche der Franken und Longobarden in Gallien und Italien zu stürzen, und am Altare des Vaticanus die mohamedanische Lehre zu predigen. Hierauf wollte er die Barbaren in Deutschland unterjochen, dem Laufe der Donau von ihrer Quelle in Schwaben bis zum Ausflusse ins schwarze Meer nachziehen, den griechisch-römischen Kaiserstuhl zu Constantinopel umwerfen, von da wieder nach Asien gehen, und die neuen Eroberungen mit Antiochien und den Landschaften Syriens verknüpfen. Ein Plan, dem gleich, den vormalß Alexander im Sinne hatte, der aber durch den tapfern Majordomus der Franken, Carl, vereitelt wurde. Dieser dämpfte mit seinen Austrasiern die Kriegsbegeisterung der Moslemin durch die glorreiche Schlacht bey Poitiers (732), und rettete die christlichen Staaten von dem Joche der Araber. Seitdem führt er den ehrenvollen Beynamen Martell, Hammer, weil er mit seinem Arm, wie mit einem Schmiedehammer, unermüdlich alle ihm begegennende Feinde niedergeschlagen hatte. Aber in Spanien behaupteten sich die Araber hartnäckig. Der Dnimajade Abd er Rhaman (Abdorrhaman) errichtete daselbst ein völlig unabhängiges Chalifat, dessen Hauptstadt Cordova war. Vergeblich zog Carl der Große mehrmals mit großer Heeresmacht gegen die spanischen Araber, sie schlugen ihm im Thale Roncevaldes die empfindlichste Schlacht, wo der Held Roland umsonst in sein eisenbeinerneß Hüftorn stieß. Vergeblich kämpften Castiliens Könige gegen Abd er Rhaman's Nachfolger. Erst nach dem Jahre 1212 fing die arabische Macht in Spanien unaufhaltsam zu sinken an; und erst im fünfzehnten Jahrhunderte gelang es

dem Christenthum wieder, seinen völligen Sieg über den Islam in diesem Reiche zu feyern.

Während dem waren in dem eigentlichen Chalifate die Ommaiaden wieder von den Abbassiden verdrängt worden (750). Unter al Mansur, dem zweyten Chalifen aus diesem Hause (754—755), der Bagdad, den prachtvollen Herrscherfig seiner Nachkommen, gründete, begannen die Zeiten höheren Ruhms für die Araber. Zwar verlor ihr Reich an Umfang durch Abdorrahmans Chalifat in Spanien und andere unabhängige Reiche in Afrika; aber die höhere Cultur entfaltete sich zu einer ungemeinen Blüthe unter Harun al Raschid (786—809), der der würdigste Zeitgenosse Kaiser Karls des Großen war.

IV. Von so kurzer Dauer auch die politische Größe der Araber war, von so längerer ist ihr Einfluß auf die geistige Cultur der abendländischen Staaten gewesen. Denn als die germanischen Nationen kaum anfangen, den Zustand der Barbarey zu verlassen, verbreitete das Licht der Wissenschaften seinen wohlthätigen Schein über die Reiche der Araber, und das Zeitalter der arabischen Gelehrsamkeit dauerte 500 Jahre, bis zum Einbruche der Mongolen. So trug auch Mohammeds Revolution dazu bey, die untergegangene alte Welt mit der neuaufblühenden christlichen Völker-Republik zu verschmelzen *).

Al Raschid und sein Sohn Al Mamun hatten in den eroberten Staaten Schätze griechischer Weisheit kennen gelernt. Die Abbassiden zu Bagdad schirmten Wissenschaften und Künste, ließen Griechen übersetzen und stifteten Schulen. Die Fatimiden in Aegypten, Syrien und dem nördlichen Afrika, die Chalifen zu Cordoba in Spanien, Alle eiferten einander nach, und im neunten Jahrhunderte herrschte diese Neigung allgemein von den Ufern des Euphrat bis an die Gesteade des Nil und Tajo. Des Chalifates

*) S. D y p p o l d ' s „Skizzen der allgemeinen Geschichte.“ Berlin 1812. Bd. II. S. 61 ff.

hoher Glanz strahlte auf die Wissenschaften zurück. Bagdad war Hauptsitz der arabischen Gelehrsamkeit, und zu Bassora, Cusa, Samarcand, Rosette, Cahira, Tunis, Fez, Marocco und Cordova wurden hohe Schulen eröffnet. Auf diese Weise vergüteten sie einigermaßen den Brand der alexandrinischen Bibliothek.

Es mag gegründet seyn, daß sie die wissenschaftlichen Entdeckungen ihrer stummen Lehrer, der Griechen, um wenig oder nichts erweitert, daß sie durch ihre vielen Uebersetzungen griechischer Schriften die Wissenschaft selbst wenig gefördert haben. Aber dennoch bleibt wahr, daß so manche Perle des Alterthums durch sie gerettet, daß die alten Schätze trefflich von ihnen benützt, und im Morgen- und Abendlande in lebendigern Umlauf gebracht worden sind.

Vor allem ist ihre Poesie und Philosophie einflußreich auf den Geist des Mittelalters gewesen. Jene ist ein natürliches Erbtheil der Araber, wie sie denn noch heutiges Tages in der Kunst, angenehm zu erzählen, einzig sind. Ihr Geschmac hieran ging auf christliche Fürsten und Eble über, obschon die Frage: wieviel in der Poesie des Mittelalters den Arabern angehöre? noch nicht so bald genügend beantwortet werden möchte. Sichtbarer und unbestrittener ist ihr Einfluß auf die Philosophie des Mittelalters, auf die ganze Scholastik. Sie lasen nichts von den ältern griechischen Philosophen, wenig von Plato. Desto mehr bezagte ihnen Aristoteles, dieser Alles scheidenbe, Alles ordnende Geist, in dessen Schriften Verstand und Renutnisse vorherrschen. Die Araber fanden großen Geschmac an Astronomie, Mathematik und Medicin. Ueber alle diese Zweige der Wissenschaft hatte sich Aristoteles mit seltener Gründlichkeit und überraschendem Scharfsinne verbreitet. Er ward ihr Liebling, den sie abschrieben, übersehten, nach welchem sie auf hohen Schulen lehrten.

In den mathematischen Wissenschaften verdanken wir ihnen unsere Ziffern, Verbesserung der Zeitrechnung,

und Erweiterung der Astronomie, wovon die vielen arabischen Namen in den Sternbildern Zeugniß geben.

In der Arzneywissenschaft blieben die Griechen ihre Meister. Was sie hierin gethan, ist mehr practisch als theoretisch. Chemie, Botanik und Kunde der Arzneymittel liebten und übten sie am meisten. Zu Bagdad, Dschondisabur, Ispahān, Firugabad, Bochara, Cusa, Basfora, Damascus, Alexandrien, und namentlich zu Cordova waren berühmte Anstalten für die Heilkunde, und die Schriften eines Rhazes, Averroes und Avicenna, die zugleich Philosophen und Aerzte waren, sind noch gegenwärtig von Sachkundigen hochgeachtet. Aber auch der fabelhafte Theil der Arzneykunde, und was sich von Naturwissenschaften mit Astrologie verbinden ließ, Stern- und Traumdeuterey, Chiromantie, ja die ganze Magie, kam durch sie in das Abendland.

Am wenigsten sind, außer geographischen Entdeckungen, die eine natürliche Folge ihrer Eroberungen waren, die historischen Wissenschaften durch sie gefördert worden. Das Hinderniß lag überhaupt im orientalischen Character. Elmacin, Abulfeda, Abulfaradsch und Bohadin haben sich nicht über den Rang der Annalisten erhoben, und ob ihre historischen Arbeiten viel neue Aufschlüsse über die Kreuzzüge geben werden, müssen erst neue Forschungen ausweisen.

Dagegen verdankt ihnen das Abendland wichtige Entdeckungen und Verbesserungen in Ackerbau, Manufacturen und Schiffahrtskunde. Ihre Arbeiten in Leder und Stahl, namentlich die zu Damascus, ihre Stickerereyen in Gold und Silber, ihre Seidenwaaren und Tapeten waren berühmt und gesucht, wie denn ein Geschenk dieser Art, das Harun al Raschid an Carl den Großen sendete, große Bewunderung bey den Franken erregte. So manche Formen ihrer Geräthschaften wurden im Abendlande nachgeahmt, so viele ihrer höchst eigenthümlichen Baukunst gingen in die des Abendlandes über, und brachten einen Theil jener Architectur

hervor, welche unter dem Namen der gothischen so angestaunt wird. Endlich hatten sie den wichtigsten Einfluß auf den Handelsverkehr der Völker des Morgen- und Abendlandes. Sie gaben dem Handel mit Indien neues Leben, und brachten ihn vom persischen und arabischen Meerbusen bis zum schwarzen und mittelländischen Meere in Aufnahme.

So lag in den Bewegungen, welche durch die Araber unter die Völker Asiens kamen, schon wieder mancher neue Keim zu den glänzenden — theils heilsamen, theils verderblichen — Erscheinungen, welche in den nächsten Jahrhunderten zur Reife gebracht wurden.

VI.

Das Reich der Franken.

1.

Pipin von Heristall, Carl Martell, und Pipin der Kleine.

I. Das Haus Chlodwig's, des Stifters des Frankenreichs, verfiel durch eine Sittenlosigkeit, welche keiner Bildung der ausblühenden Fürsten zu großen und guten Dingen Raum ließ, und wodurch sie so häufig das Opfer der Parteyen bey Hof und unter den Großen wurden. Wo aber niemand zu herrschen versteht, da weiß auch keiner zu gehorchen. Als so Schwäche und Laster der Könige das Volk mit gleicher Schande besleckten, hätte das neue Reich wohl kaum der gemeinsamen drohenden Gefahr entgehen mögen, wenn nicht die Großen des Hauses, die *Majores Domus* (Hausmeyer, Großhofmeister), im Gefühle der angeborenen, und stolz auf die verliehene Würde, mit eiser-
ner Manneskraft dem Untergange gewehret hätten.

Diese Hausmeyer, welchen früher, wie schon der Name sagt, nur die geringere Sorge für das Hauswesen

des Fürsten oblag, übernahmen allmählich die umfassendere für das Reich; ihr Schwertschwert, das man ihnen unter Chlodwigs Urenkel, Chlotar II. (st. 628), zuerst anvertraut, machten sie unter seinen Nachfolgern (man nennt sie gewöhnlich die schlafenden Könige, les Rois fainéants) zum Richtschwert. Sie übten das Gnadenrecht, vergaben die Stellen, vertheilten erledigte Kammergüter, und ließen den Königen nur die Ehre des Namens und der Krone und die Schwelgerey im Innern des Palastes. Nur bey der Märzversammlung erschien der König öffentlich vor dem Volke. Hier saß er vor allen Augen auf dem Stuhle seiner Väter, grüßte seine Großen, wurde von ihnen begrüßt, empfing das von der Nation dargebrachte Geschenk, das er dem am Throne stehenden Großhofmeister überreichte, vertheilte nach dessen Weisung die erledigten Lehen, und bestätigte die frühern Vergabungen, die allgemeinen und besondern Rechte. Hierauf fuhr er, von einem Biergespann Ochsen gezogen, in den Palast zurück, und man sah ihn nimmer bis zum folgenden März. — So sah es um Chlodwigs Nachkommen aus, noch ehe zweyhundert Jahre nach seinem Tode verflossen waren.

II. Um das Jahr 700 nach Christi Geburt war Großhofmeister über das ganze Frankenreich Pipin von Herstall (einem Schlosse bey Lüttich); ein sehr kluger und rechtschaffener Mann, der Ordnung und Gerechtigkeit herstellte, die alten Märzfelder regelmäßig hielt, und die Liebe und das Zutrauen des Volkes gewann.

Nur mit Mühe — Haß und Neid der Großen gegen den Vater war die Ursache — ward sein Sohn Carl auch sein Nachfolger (714 — 741). Von den sieben und zwanzig Amtsjahren seines thatenreichen Lebens verfloß fast keines ohne Krieg; aber am glorreichsten für ihn und das Christenthum blieb jener gegen die Saracenen *), der ihm, wie be-

*) Saracenen, d. i. Morgenländer, nannten sich die Araber in Europa, da der Name Araber, d. i. Abendländer, den sie in Asien führten, in Europa nicht paßte.

reits erzählt worden, den Beynamen des Hammers, Martell, gegeben (732). Neun Jahre nach dieser herrlichen Waffenthat starb Carl.

Sein Sohn Pipin, der Kleine oder Kurze genannt *), war Großhofmeister bis zum Jahre 752, und regierte nach seinem Gefallen, klug und gerecht, während König Childerich III., unmündig und unmächtig, im Palaste saß und sich um das Reich nicht kümmerte. Da, als Pipin die Gemüther der Franken für sich günstig sah, sandte er vom Märzfelde den Bischof von Würzburg Burkhard und den Erzpriester und Capellan Fulrad an den Papst Zacharias, mit der Frage: „ob, wer daheim sitze, oder wer des ganzen Regimentes Bürden träge, König zu nennen sey?“ Und der Papst antwortete, „daß nur König heißen soll, wer Königsgewalt habe.“ **) Darauf versammelten sich die Franken zu Soissons, erklärten Childerich der Krone unwürdig, beraubten sein Haupt und Antlitz des Haarschmucks, und hießen ihn seine Tage in einem Kloster beschließen. Pipin aber, dem man nach der Väter Weise Wehr und Waffe in die Hände gab, ward auf den Schild gehoben, dreymal feyerlich herumgetragen, und auf den Königsstuhl der Franken gesetzt.

III. Der neue Frankenkönig Pipin regierte sein Reich von da an noch 16 Jahre, und vergrößerte durch Muth und Weisheit die Macht seines Volkes. Auch dem Papste zog er zu Hülfe nach Italien, als derselbe von den Lon-

*) Als man einst bey einem Ehlergefechte über seine Gestalt scherzte, trat er auf den Kampfplatz, zog sein Schwert, und schlug mit einem Hiebe einem Löwen den Kopf ab. „Nicht groß bin ich, — sagte er, — aber stark ist mein Arm.“

**) „Der heilige Bonifacius“ — sagt Kohlrausch (dem wir in Darstellung der deutschen Geschichte am meisten gefolgt sind). — „hatte die Franken gewöhnt, bey besondern Gewissenssachen den Papst wie einen geistlichen Vater um Rath zu fragen; und als Antwort auf solche Frage, als Rath und Gutachten, nicht aber als eine Absehung des Königs, vermöge einer dem Papste zustehenden Gewalt, ist der päpstliche Ausspruch zu betrachten.“

gobarden gedrängt und vom griechischen Kaiser, ungeachtet seines Bittens, hüßlos gelassen wurde.

„Die Könige der Lombarden“ — so erzählt Johannes von Müller in seinen „Reisen der Päpste“ — „beherrschten am Zusammenflusse des Ticino und Po die fruchtbaren Felder Oberitaliens. Der größte König war Euitprand; Unglück bildete seine Jugend. Er strafte die Großen, und war so nachsichtsvoll gegen Geringere, daß jenes ihm vergeben wurde. Die Bayern in Tyrol, die Slaven in Krain zwang er zum Frieden. Hierauf wollte er ganz Italien erobern. Die römischen Kaiser zu Constantinopel hatten damals die Küsten des adriatischen Meeres und beyde Sicilien; Rom war weder gehorsam noch frey. Da bekam die Stadt häufige Nachrichten von den Eroberungen des lombardischen Königs, von seinen Zurüstungen, von seinem Plan, ganz Italien seinem Scepter zu unterwerfen. Es war für das menschliche Geschlecht ein großer Augenblick. Wenn es Euitpranden gelungen, wie man sich es versprechen konnte; so bildete sich in Italien, welches zu allen Unternehmungen, für alle Nothwendigkeiten, für alles Vergnügen des Lebens fruchtbar genug ist, eine zu Wasser und Land gewaltige Macht; es konnte der Thron Cäsars wieder hergestellt werden, wir aber blieben barbarisch. Zur selbstigen Zeit wurde Zacharias, ein geistreicher und liebenswürdiger Grieche, auf den Stuhl des Apostels gesetzt, und er rettete sein Rom.“

„Der König rüstete sich zur Belagerung der Stadt Ravenna. Der Erarch, der Erzbischof und alles Volk, da sie dieses hörten, schrieben an den Papst; er aber schickte an den König um Frieden eine vergebliche Gesandtschaft. Hierauf stellte er sich das alte Beyspiel des großen Leo vor, fühlte seine Tugend und Würde, und nachdem er in einer Versammlung des römischen Volkes dem Herzoge Stephanus die Verwahrung der Stadt aufgetragen, hielt er nach St. Peter einen feyerlichen Zug. Da er nun durch ein beredtes Gebeth an den Fürsten der Apostel jedermann

geführt, machte er sich auf, begleitet von den ehrwürdigsten Priestern, in seinem päpstlichen Ornat. Bis nach Aquila kamen die Ravennaten ihm entgegen. Von da wurde er nach Pavia in die lombardische Residenz von Männern und Weibern jeden Alters und Standes, die ihn bewunderten und für ihn fürchteten, weinend begleitet. Luitprand bekam Nachricht und Gesandte von ihm, wollte sie aber nicht hören. Der Papst, ehe der König Zeit hatte, irgend einen Entschluß zu fassen, war in Pavia. Zuerst hielt er in der großen Kirche das hohe Amt, hierauf im Palast vor dem König, in Versammlung der Großen, einen so starken und rührenden Vortrag, daß Luitprand nicht anders konnte, als zwei Drittheil seiner gegen Ravenna gemachten Eroberungen zurückgeben, den Papst mit Ehrfurcht bewirthen, begleiten, und mit einem großen Gefolge von Herzogen und Grafen zur Vollstreckung dieses Friedens in die eroberte Landschaft schicken."

"Noch mehr that eben dieser Zacharias, als im siebensten Jahre des Friedens Rachis, König des lombardischen Reichs, denselben brach, und Perugia belagerte. Da kam der Papst im Gefolge der Cleriken und vieler vornehmen Römer in das Lager. Geschenke soll er nicht gespart haben; vor dem Könige sprach er von der Gerechtigkeit, von der Treue in den Verträgen, von seiner Sünde, als er sie brach, von dem Gott, welcher die ganze Natur mit einem Wort regiert, und vor und nach dem Tod schwacher Sterblichen ihr Schicksal nach seinem Willen und ihrer Tugend bestimmt. Er sprach, und Perugia wurde befreit; worauf nach wenigen Tagen König Rachis die lombardische Krone abgelegt, und in St. Benedicti Kloster zu Montecassino getreten."

"Zacharias aber starb; und Rachis folgte Aistulf, ein Fürst von großer Eroberungsbegierde und geringer Gottesfurcht. Er bemächtigte sich der Städte Ravenna, Comacchio, Ferrara; er unterwarf Histerreich; von den Römern forderte er Kopfgeld. Papst Stephanus III. schickte

in dieser Noth einen Pilgrim an den Frankenkönig Pipin; aber die Vermittlung desselben war fruchtlos. Aistulf erwartete kein fränkisches Heer für die Sache des Papstes. Dieser sandte auch an den griechischen Kaiser. Zu Rom hielt er alle Sonnabende Umgänge und Eitaneyen, ging barfuß, Asche auf seinem Haupt, ein uraltes Bild Jesu Christi auf seiner Achsel. Den Frieden, welchen Aistulf gebrochen, band er in der Kirche Unser Lieben Frauen zur Krippe an ein Crucifix. An den König schickte er die Abte von Montecassino und von St. Vincenz; Aistulf sandte sie in ihr Kloster zurück, und verbot ihnen, sich nach Rom zu begeben. Der Papst aber schrieb an den König und das Volk der Franken um schleunige Hülfe wider den Lombarden. Stephanus war krank. Es war der 14. October; desungeachtet folgte er dem Beyspiele seiner Vorfahren, brach auf mit einem großen Gefolge geistlicher und weltlicher Herren, und besuchte den lombardischen König. Dieser ließ ihm sagen: er werde ihn gern sehen, wenn er sich die vergebliche Mühe nicht gebe, verlornen Plätze zurück zu begehren; seine Entschliessungen seyen unveränderlich. Der Papst antwortete: er dürfe die Rechte des christlichen Volks und des apostolischen Stuhls nicht verschweigen. Der König wollte nichts gestatten.

„Also mit Vorschub des fränkischen Gesandten an den lombardischen Hof eilte Stephanus, nicht ohne große Furcht von den Lombarden angehalten zu werden, Italien hinaus, und kam über den Bernhardsberg. Im Lande Wallis wurde er von einem fränkischen Herzog empfangen. Der König, die Königin, die Prinzen, alle Großen, viele tausend Menschen aus allen Provinzen, da sie berichtet wurden, was massen zum ersten Mal seit Gründung der Kirche der oberste Seelsorger und Hirt aller Christen, der Statthalter Gottes, in schwachem Alter und schweren Krankheiten, in großer Noth, bey unfreundlichem Himmel, über die Alpen gezogen, um die Franken zum Schutze der apostolischen Gräber und Erblande zu berufen, eilten ihm entgegen. Da sie

ihn sahen, sprangen sie von ihren Pferden; hierauf leitete der König den heiligen Vater. So wurde er mit Lobgesängen in einen Palast gebracht. Pipinus versprach nach Italien zu gehen, die Schaar des Volkes war dazu bereit als zu Eroberung des Himmels. Paris empfing den Papst mit Palmen und Blumen; zu Sct. Denis geschah die Salbung zu Königen der Franken und zu Patriciern des heiligen Stuhls. Hierauf (als die fränkischen Gesandten, welche indessen an Aistulf abgegangen, mit einer vermessenen Antwort zurückkehrten, als der Papst selbst, beweglich und drohend, aber vergebens, an ihn geschrieben) zog der Franke nach Italien, und nachdem er sich der Pässe bemächtigt, nöthigte er die Lombarden zur Herstellung des Friedens (754). Eben dieses geschah in zwey Jahren (756); von zwanzig Städten legte der fränkische Gesandte die Schlüssel auf den Altar Sct. Peters."

IV. Pipin starb den 28. September 768, und die Franken trauerten über seinen Tod, als wenn er aus dem alten Königsgegeschlechte entsprungen wäre. Er hatte in feyerlicher Versammlung der Herzoge und Grafen, der Bischöfe und Fürsten das Reich unter seine beyden Söhne Carl und Carlmann gleichmäßig getheilt. Eils Tage nach seinem Tode wurden auch beyde, jener zu Royons, dieser zu Soissons, zu Königen ausgerufen und unter lautem Beyfall auf den Königsstuhl gesetzt. Nachdem sie einige Jahre gemeinschaftlich regiert hatten, starb auch Carlmann (4. Dec. 771); seine Wittve und Kinder flohen, wir wissen nicht, aus welchem Grunde, zu dem Longobarden-Könige Desiderius; und die Großen in Carlmanns Ländern verlangten den Bruder auch zu ihrem Könige. So war nun Carl Alleinherr der Franken.

2.

Carl der Große.

I. Wie sieben Städte um Homer, den Vater des Gesanges, gerungen: also wollten nicht wenigere Carl den

Großen in ihren Mauern geboren haben. Seine frühen Lebensjahre sind ein Geheimniß, und Ort und Stunde seiner Geburt sind bestritten; wo aber Denkmäler schweigen, mag man das Wahrscheinlichste annehmen *).

Der Sohn Pipin's und Bertha's, welcher drey Ahnherren aufzuweisen hat, wie kein König, kein Held, weder vor noch nach ihm, ward im Jahre Christi 742 am 2. April zu Aachen geboren. Er mochte wie andere junge Franken aufgewachsen und in ritterlichem Werk weiblich geübt worden seyn: des Krieges Bild und Vorspiel, die Jagd, war seine Lust, Roß und Waffen seine Freude. Von Wissenschaften machte man keine Profession; und die vom Papst Paulus übersendeten Bücher verstand man wohl damals bey Hofe zu wenig, um sie bey'm Unterrichte der königlichen Söhne zweckmäßig zu benutzen. Wahre Zucht und Unterricht haben erst in Carl's männlichem Alter unter den Franken begonnen. Sein Leben ist Zeuge, wie er aus roher Jugend die ganze Kraft und Fülle des Geistes als Mann entwickelt, wie er der Natur sich selber abgewonnen. Als Jüngling hatte er nichts vor sich, als das Vorbild seiner Ahnen, und es war genug: sie waren der Kern seines Heldensinnes, der Spiegel seiner Ritterschaft, das Licht seiner Zukunft.

Im eilften Jahre empfing er feyerlich den heiligen Vater; im zwölften ward er zum einstigen Könige gesalbt, und im neunzehnten zog er mit zu Felde. Zwey Jahre darauf war er würdig, einige Gaue unter seine Rechtspflege zu nehmen, die ihm sein Vater auf der Versammlung zu Worms übertrug. Im sechsundzwanzigsten seines Lebens bestieg er den Thron und im neunundzwanzigsten war er Alleinherr des ganzen großen Frankenreichs. So erblicken wir ihn auf dem Throne, ohne zu wissen, wie sich die Tugend des Königes in ihm entfaltet; und wun-

*) S. Leben Kaiser Karls des Großen, beschrieben durch Hans Karl Dippold. Tübingen 1810. Und: desselben Stützen der allgemeinen Geschichte. Bd. II. Seite 68 ff.

verbar sehen wir uns gleich anfangs in die Thatensfüße des Mannes versetzt, dessen Geist und Arm jetzt fast ganz Europa offen stand.

II. Dehn den griechisch-römischen Kaiserthron erschütterten Bulgaren und Araber von außen, Mischung der Völker und Zwiespalt der Meinungen von innen. Italien war zwischen Griechen und Lombarden getheilt; mitten inne regierten Papst, Senat und Miliz, selbst unter fränkischem Schutze, einen Staat, der noch keinen Namen hatte. Die Lombarden, von je ein kriegerisches Volk, trogten nicht mehr so auf der Väter weit berühmten wilden Muth, als auf ihre Engpässe und die Mauern ihrer Städte. Spanien gehorchte noch den Arabern; aber dem großen Chalifate von Samarkand bis Lissabon gebracht es an Eintracht. Die getheilte Herrschaft in England ward noch unsicherer gemacht durch die Normänner, die, ein kriegsliebendes herzhaftes Volk, als Seeräuber kühn dort herumstreiften. Bayern war von Franken abhängig, die Slaven saßen ruhig hinter der Elbe, und die Avaren, ein in allen Dingen den Hunnen verwandtes Volk, schienen ausgelobt zu haben. Sachsen, das nahe Sachsen, war zwar zinspflichtig, aber noch dem Heidenthum und seinen Gräueln ergeben. Mit allen diesen Mächten, Byzanz, Rom und England ausgenommen, gerieth Carl in solche Kriege, daß von den 46 Jahren seiner Regierung nur ein einziges — das Jahr 790 — ohne Feldzug verstrich.

III. Der erste Feldzug geschah gegen die Sachsen. Diese waren das einzige deutsche Volk, welches um diese Zeit noch in den alten Sitten und Gesehen, und, wie eben gesagt worden, sogar noch im alten Heidenthume, ganz frey für sich lebte. Noch opferten sie in ihren Hainen dem Wodan und dem Thor, und feyerten noch immer in ihren Gefängen die Zeiten, da sie ihre Freyheit und ihre Götter von der Unterjochung der Römer gerettet hatten. Mit den Franken stießen sie in der Gegend der Ruhr und der Sieg zusammen, und lebten mit ihnen von Alters her im Zustande

der Fehde. Denn nach germanischer Gewohnheit liebte es die kriegslustige Jugend der Sachsen, unter einem tapfern Herzoge in dem Lande der Nachbarn einzufallen, und nach kurzem Streifzuge mit Beute und Siegeszeichen zurückzukehren. Solche Nachbarn waren aber dem Könige Carl verdrüsslich. Von seiner Hauptstadt Aachen, wo er am liebsten wohnte, wo er prächtige Paläste und Kirchen aufzurichten dachte, wo die Schätze seines Reiches aufbewahrt wurden, waren diese unruhigen Feinde nur einige Tagereisen entfernt; das schien ihm der Würde seines Reiches ganz entgegen.

Aber auch das war ihm ein Kummer, daß so dicht an seinen Grenzen noch das Heidenthum bestehen sollte. Carl war ein frommer König. In ihm lebte der Glaube an die heilige, allein seligmachende, christliche Kirche, deren andächtigen Beschirmer er sich nannte. Er hielt es also für seine Pflicht, ihre wohlthätige Herrschaft durch alle Mittel auszubreiten. Zwar war es nicht im Geiste des Evangeliums und der Kirche, die dasselbe verkündet, daß er Schwert und Gewalt dazu anwendete; allein wir müssen dieses seinem raschen und kräftigen Geiste und der gewaltsamen Weise jener Zeiten zuschreiben. Er glaubte, nur erst den Grund legen und den Anfang der Bekehrung der Sachsen, wenn auch mit Waffengewalt, machen zu müssen; die Belehrung, hoffte er, werde das Werk schon vollenden. Und um diese hinzuzufügen, errichtete er nachher, so wie er mit Hülfe der Waffen weiter vorgeedrungen war, Kirchen, Bisthümer und Schulen im Lande der Sachsen.

Da er wohl voraussah, daß der Krieg gegen dieses kräftige Volk nicht leicht seyn würde, so wollte er ihn nicht allein nach seinem Gutdünken, sondern mit der Zustimmung seines ganzen Volkes anfangen. Auf dem ersten Reichstage daher, nachdem er das ganze Frankenreich erworben hatte, trug er die Sache mit den Sachsen vor, und der Reichskrieg gegen sie wurde beschlossen. Dieses geschah zu Worms im J. 772. So schwer und langwierig, wie dieser Krieg nun wirklich ausfiel, hatten ihn wohl weder Carl, noch die

Großen seines Reiches gedacht; denn er hat, mit mehreren Unterbrechungen, bis zum Jahre 803, also ins zweyhundertsechzigste Jahr gedauert. Carl besiegte in diesen Jahren die Sachsen im offenen Felde oft mit seiner Heeresmacht, und zwang sie, Frieden zu schließen; allein, wenn er ihr Land wieder verlassen, und an ein anderes Ende seines Reiches ziehen mußte, so brachen sie den Frieden, lehnten sich gegen die verhasste Herrschaft auf, verjagten die fränkischen Besatzungen, und thaten selbst Einfälle in das Frankenland, bis Carl wieder erschien, und sie von neuem zur Unterwerfung zwang.

Der erste Zug in ihr Land im Jahre 772 war glücklich und kurz. Carl trieb mit seinem wohlgeordneten Heere die in einzelnen Haufen streitenden Sachsen bald in die Enge, drang bis an die Weser vor, eroberte ihre Hauptveste Eresburg, in unwegsamer Gegend auf steiler Höhe gelegen (da wo jetzt Stadiberg, an der Diemel, liegt), und zerstörte die berühmte Irmenful oder Irmenfüule, das größte Heiligthum der Sachsen, von welchem wir nicht genau wissen, ob es ein Gözenbild, oder vielleicht ein Denkmal Hermanns gewesen ist, das göttlich verehrt wurde. Die Sachsen schloßen an der Weser Friede, und gaben zwölf Geiseln.

IV. Carl war froh, so schnell einen guten Frieden zu schließen; denn schon rief ihn eine andere Angelegenheit nach Italien. Der Longobarden-König Desiderius, der sich durch die Aufnahme der Wittwe Carlmanns schon als Feind gezeigt hatte, verlangte von dem Papste Hadrian, dem Nachfolger Stephan's, daß er Carlmanns Söhne zu Königen der Franken salbte; und als Hadrian dessen sich weigerte, überzog er ihn mit Krieg. Der Papst forderte Hülfe von Carl; und dieser machte sich auf, zog über die Alpen, umging die Bergpässe, Clausen genannt, welche die Longobarden besetzt hatten, und lagerte sich vor Pavia, im J. 774. Desiderius gedachte seine Hauptstadt so lange zu vertheidigen, bis Krankheiten und Mangel die Franken zum

Rückzuge nöthigen würden. Allein Carl war nicht der Art, sich leicht ermüden zu lassen: sechs Monate lag er vor Pavia, nahm sie ein, erhielt den Desiderius gefangen, und schickte ihn in das Kloster zu Corbey, wo er nach einiger Zeit starb. Carl nannte sich nun König der Franken und Lombarden, und ließ sich zu Mailand die eiserne Krone auf sein Haupt setzen. Aber ehe er noch alles in Italien in Ordnung bringen konnte, kam schon Botschaft aus Deutschland, daß die Sachsen von neuem den Krieg angefangen hätten. Er eilte in unglaublicher Geschwindigkeit zurück (775), stellte die Ruhe her, und da unterdeß ein longobardischer Herzog den Augenblick zu benützen trachtete und sich empörte, war Carl schon wieder in Italien (776) und strafte die Abgefallenen, ehe sie ihn auch nur benachrichtigt glaubten.

V. Diesemal wollte er auch nach Rom ziehen; da kommt der Bote, die Sachsen seyen wiederholt in Aufruhr, hätten die Chresburg wieder genommen, und belagerten Sigburg. Er, schnell zurück, dringt durch alle ihre Berhaue, bis nach Lippspring, und hier ergeben sich die Sachsen wiederum, und viele geloben sogar Christen zu werden, und lassen sich taufen.

Im folgenden Jahre (777) konnte Carl schon einen Reichstag im sächsischen Lande, zu Paderborn, halten, wo das Volk, zum großen Theile, feyerlich Treue schwur. Ihr kühnster Anführer aber, Witterkind oder Wedefind genannt, hatte sich zu dem normannischen Könige Siegfried geflüchtet. Auf diesem Landtage war es, als vor Carl die Gesandten der arabischen Statthalter von Saragossa und Huesca in Spanien erschienen, und seine Hülfe gegen den König Abderrhaman anflehten. Er hielt es seines Namens würdig, die, welche sich in seinen Schutz begaben, nicht vergeblich bitten zu lassen; auch waren ihm die Ungläubigen, welche in Europa eingedrungen waren, die verhassten Feinde. Er zog gleich im folgenden Jahre (778) nach Spanien, eroberte Pampeluna, Saragossa, Barcellona

und Girona, und das Land bis an den Ebro huldigte ihm; es gehörte von nun an zu seinem Reiche, und wurde die spanische Mark genannt. Auf dem Rückzuge aber, als sich sein Heer zwischen den rauhen Felsen der Pyrenäen auf walddunkeln, schmalem Wege durchwinden mußte, gerieth sein Nachtrab, in den Bergschluchten von Roncesvalles, in den Hinterhalt der Bergbewohner, die ihnen auflauerten; die Franken konnten in ihren schweren Waffen nicht fechten, und fielen mit ihrem Anführer Roland.

Indessen hatten die Sachsen, ihrer Gewohnheit gemäß, als der König so weit entfernt war, wieder zu den Waffen gegriffen; sie fielen unter Wittekind in das Land der Franken, und verheerten es mit Feuer und Schwert bis nach Duis, Cöln gegenüber. Carl kehrte wieder, jagte sie tief in ihr Land zurück, und baute 778 schon Festungen an der Elbe, ihnen einen scharfen Baum anzulegen. Und nun glaubte er ihrer so gewiß seyn zu können, daß er 781 eine Reise nach Rom machte, um seinen Sohn Pipin zum König über Italien, und Ludwig über Aquitanien (Süd-Frankreich) salben zu lassen.

Die Sachsen hatte er unterdeß mit einem fränkischen Heere gegen die Slaven beordert, welche an der sächsischen Grenze nach Morgen zu wohnten. Aber in den Sachsen wollte das Andenken der alten Freyheit nicht ersterben; und das Christenthum, welches ihnen von den verhassten Nachbarn mit dem Schwerte gebracht war, konnte noch keine Gewalt über ihre Herzen gewinnen. Es kam ihnen unerträglich vor, daß der Mann einen Schimpf nicht selber rächen, und daß ein Held nicht seinen besondern Himmel haben sollte. Sie glaubten jetzt den besten Augenblick gewonnen zu haben, das Joch abzuschütteln; und wie sie einst den Varus und seine Legionen im Teutoburger Walde überfallen hatten, so umringten sie jetzt auf dem Berge Sattel, an der Weser, die fränkischen Heersführer Seilo und Adalgis, mit welchen sie gegen die Slaven ziehen sollten;

und machten sie nebst einem großen Theile ihres Heeres nieder (782).

Diese That indeß entflammte den Zorn des Königs, der über ihre beständige Empörung schon im höchsten Grade unmuthig war, so sehr, daß er in ihr Land brach, es weit und breit verheerte, und an fünfsthalb tausend gefangene Sachsen, als ein schreckendes Beyspiel für die übrigen, und als Sühnopfer für sein durch Verrath erschlagenes Heer, bey Werden enthaupten ließ. Ein Flecken in seiner Geschichte, der nicht gerechtfertigt, sondern höchstens mit der raschen und wilden Art jener Zeiten und mit des Königs gewaltiger Leidenschaft entschuldigt werden mag!

Als Folge seiner harten That mußte auch Carl 783 das ganze Volk der Sachsen unter Wittekind und Albion in solchem Zorne und solcher Einigkeit aufstehen sehen, als nie zuvor. Es kam zu zwey blutigen Schlachten, bey Detmold, und an dem Flusse Hase im Osnabrückischen; die erste zwar unentschieden, die zweyte aber so unglücklich für die Sachsen, daß Carl bis an die Elbe vordrang und sich in ihrem Lande immer mehr befestigte. Drey Jahre brachte er in Sachsen zu, und durchzog das ganze Land, bald drohend, bald gütige Versprechungen bietend. Da sahen Wittekind und Albion, daß der Himmel ihres Volkes Schicksal entschieden habe, und daß ein fernerer Widerstand es ganz vernichten würde; und versprachen eidlich, selbst nach Frankreich zu kommen und sich taufen zu lassen. Und sie hielten Wort. Im Jahre 785 kamen sie nach Attigny, und Carl selbst war Taufzeuge bey dem Sachsen-Herzoge Wittekind und seiner Gemahlinn Geva. Auch die einzelnen Haufen mit ihren Hauptleuten stellten sich nach und nach ein, und ließen sich taufen *).

*) Wir haben noch vom Jahre 786 eine Formel übrig, welche ein solcher Hauptmann bey Gelegenheit seiner Taufe nachgesprochen hat. Sie lautet: Hilken maklik konnink Karolo, ik tin vanken Oddo, pana of thousand, vorsaki ten krotten Wondanabelta up Artisbarko. So ok all men god-

Von dieser Zeit an war das Sachsenland beruhigter, und ließ sich die fränkischen Einrichtungen, so wie die christlichen, besser gefallen. Auch hatte Carl zur Befestigung des Christenthums unter ihnen mehrere Bisthümer und Stifter gegründet; und die Kirchen zu Osnabrück, Minden, Halberstadt, Verden, Bremen, Paderborn, Elze und Münster verbreiteten das Licht des Evangeliums immer weiter umher. Dennoch war der Same der Unruhen noch nicht ganz ausgerottet; kleine Zwistigkeiten entstanden noch oft, und auch von einigen größern werden wir bald hören.

VI. Carls nächster Streit war mit dem Herzoge Thassilo von Bayern, aus dem alten Geschlechte der Agilolfinger. Thassilo hatte noch alte Schulden auf sich, da er Pipin und Carl keine Heeresfolge geleistet hatte; und jetzt wurde er hart angeklagt, daß er die Avarn aus Ungarn zum Kriege gegen den König aufgereizt habe. Seine Gemahlinn Luitberga, eine Tochter des longobardischen Königs Desiderius, mochte Antheil an diesem Anschläge haben. Auf dem Reichstage zu Ingelheim (788) wurde Thassilo von den versammelten Großen zum Tode verurtheilt, von Carl aber begnadigt, und auf seinen Wunsch, mit seinem Sohne Theodo, in ein Kloster verwiesen *). Bayern wurde

manni ok krisknekti to Kerstene. Al min sittoma ok rehto is in thin will ok anda. We bit di otmode na levens ok Fridoms. We will oldena bi Gotto almarktik ten vater, ten son, ten illiken ost, so we nu lernet, ok an ti, us nadik konnuk. Das heißt: „heiliger mächtiger König Carl, ich dein Gefangener Otto, Väterherr über Tausend, entsage dem großen Wodansblide auf dem Harzberge. So auch alle meine Unterthanen und Kriegsknechte zu Christen. All mein Besizthum und Recht ist in deinem Willen und Hand. Wir bitten dich demüthig um Leben und Freyheit. Wir wollen halten bey Gott dem Allmächtigen, dem Vater, dem Sohn, dem heiligen Geist, wie wir nun belehrt sind, auch an dir, unserm gnädigen König.“

*) Nicht ganz gänzlich für Carl lautend die Erzählungen der bayerischen Historiker von dieser Begebenheit. Vgl. Westendorp's „Handbuch der bayerischen Geschichte.“ (Münch. 1820) S. 89—103.

nun, gleich den andern fränkischen Ländern, durch königliche Sendgrafen verwaltet.

Im Jahre 787 hatte sich auch Arrichis, longobardischer Herzog von Benevent in Unteritalien, der Oberlehnshoheit Carls unterworfen. Er beherrschte das schöne Land bis Neapel und Brindisi. Zur Bedingung hatte er gemacht, daß er nicht selbst nach Deutschland zu kommen und vor Carl zu erscheinen brauche; und es wurde ihm gestattet. Zu Salerno empfing der Herzog die Gesandten des Königs; sein Heer umringte den Palast; junge Edle, die Falken auf der Hand, bildeten Reihen auf der großen Burgtreppe; es füllten den Saal Vorsteher der Städte und die Rätke in festlicher Kleidung; der Herzog saß auf dem vergoldeten Stuhl, stand auf und schwur, dem Könige treu zu bleiben, Friede zu halten, und bis auf eine Stunde jenseits der beneventischen Grenze Lehenspflicht zu leisten.

VII. Darnach faßte König Carl den Entschluß, die Avarn in Oesterreich und Ungarn für frühere Raubzüge heimzusuchen. Im Jahre 791 brach er gegen sie auf: die Franken zogen auf der Mittagsseite der Donau, die Sachsen mit den Friesen am mitternächtlichen Ufer, und auf dem Flusse selbst kam eine Flotte mit einem andern Theile des Heeres. Der Anblick trieb die Avarn schon durch den bloßen Schrecken zurück; sie ließen dem Feinde ihre Schätze als eine unermessliche Beute, und Carl unterwarf das Land bis an die Raab seiner Herrschaft.

In den zwey folgenden Jahren rüstete er sich von neuem gegen sie, und ließ indeß sein Heer in Süddeutschland stehen; und um es zu beschäftigen, mußten seine Krieger einen Canal zwischen dem Mayn, der Altmühl und Rednitz anfangen, der, wäre er vollendet worden, die Nordsee durch den Rhein mit der Donau, und so mit dem schwarzen Meere in Verbindung gebracht haben würde; ein wichtiges, weit aussehendes Werk für den Handel! Aber ungünstige Bitterung und Hindernisse des Bodens machten, daß die Arbeit unvollendet blieb. Und daß Carl nicht die Avarn

von neuem angriff und sich den Weg nach Constantinopel öffnete, daran war ein neuer Aufstand der Sachsen-Schuld. Diesen, die nicht lange Kriegszüge, sondern nur schnelle Streifereien kannten und liebten, war nämlich die beschwerliche Heeresfolge in so entfernte Gegenden überaus lästig. Sie weigerten sich derselben, und hinderten auch die Friesen daran. Daher mußte der König noch ein paar Streifzüge in ihr Land thun, auf denen er im Jahre 797 bis an den Ocean zwischen der Elbe- und Wesermündung kam.

Erst im Jahre 803 wurde der Friede mit den Sachsen zu S e l z fest und für immer geschlossen. Sie entsagten dem Götzendienste, vereinigten sich ganz mit dem fränkischen Reiche und erhielten dafür, daß sie frey seyn und nach ihren Gesetzen durch Grafen und königliche Sendboten regiert werden sollten, wie die Alemannen und Bayern. Um die Ruhe bey ihnen auf immer zu befestigen, verpflanzte Carl noch etwa 10,000 der Widerspenstigsten von jenseits der Elbe in das fränkische Land.

VIII. Wenn wir auf diese mit Kriegen erfüllten ersten dreßsig Jahre von Carls Regierung einen Blick zurück werfen: so ist vor allem die Blütheschnelle zu bewundern, mit welcher er von Sachsen nach Italien, von da zurück an die Weser, darnach zweymal denselbigen Weg, dann nach Spanien an den Ebro und zurück an die Elbe, von dort nach Ungarn an die Raab, und wiederum in sein Land eilt; und wohin er kommt, entscheidet seine Gegenwart auf der Stelle den Kampf. Das ist das Merkmal des Helden: diese Kühnheit und Schnelligkeit des Gedankens, des Entschlusses, der That; dieser Eindruck seiner persönlichen Größe, welchem nichts widersteht. Und solche Größe hat Niemand ihm abzusprechen gewagt. Allein — was mehr ist, als dieses — es war auch nicht einzig die Lust an Krieg und Eroberung und an der Ehre seines Namens, welche seine Völker so athemlos durch die Länder Europa's getrieben, sondern ein großer, bildender Gedanke waltete in seinen Entwürfen, nämlich der Gedanke einer Ver-

einigung der christlich-germanischen Völker zu einem großen Ganzen; und er hat ihn ausgeführt — zwar nicht durch die sanfte Gewalt des Wortes und der Ueberzeugung (auf diesem Wege war das Ziel nicht zu erreichen), sondern nach der Weise seines Volkes und seines Zeitalters durch die Furcht der Waffen. Doch kann ihm nicht Schuld gegeben werden, daß er den Krieg muthwillig, oder mehr gesucht habe, als zur Erreichung seines Zweckes nothwendig war.

Der Mittelpunkt dieses großen germanischen Reiches sollten die schönen Rheingegenden seyn: und deshalb legte er seine Königssitze nach Ingelheim bey Mainz, nach Aachen und Nimwegen. Er war kein französischer König, wie man ihn oft hat darstellen wollen, sondern gehörte dem austraischen Franken an, welches eben das Rheinland ist. Dieses Land sollte die Mitte des Reiches bleiben, und der herrliche vaterländische Strom gleichsam die Lebensader seyn, um die verschiedenen Theile desselben zu verbinden. Darauf wenigstens deutet der Canal hin, durch welchen er den Rhein mit der Donau in Zusammenhang bringen wollte.

Also Einheit der deutschen Völker zu Einem Reiche in Einem Glauben war der große Zweck, der aus allen seinen Arbeiten hervorleuchtete; und diesem Werke ward im Jahre 800 durch Papst Leo III. der Schlußstein hinzugefügt.

IX. Der vertraute und geliebte Freund des Königs, Hadrian, war 796 gestorben; Carl trauerte über ihn, wie über einen Vater, und ließ ihm eine Grabschrift setzen, welche den Ausdruck seiner Verehrung enthält. Hadrians Nachfolger, Leo III., als er im J. 799 am St. Georgens-Tage nach alter Art mit allem Volk unter öffentlichen Gebethen nach St. Lorenzenkirche zog, wurde auf Anstiften zweyer vornehmer Geistlichen aus Hadrians Verwandtschaft von vielen bewaffneten Männern angefallen. Das gescheckte, waffenlose Volk ergriff die Flucht; Leo aber ward vom Pferde geworfen, und unerhört mißhandelt, dann in

das Kloster geschleppt, hier abermals mit Häuten und Prügeln geschlagen, und endlich, dem Tode nahe, im Blute liegen gelassen. In der Nacht rettete ihn ein königlicher Kammerherr aus der Stadt. Hierauf reisete Leo zu König Carl, dem Richter und Rächer, nach Paderborn. Der fromme König sendete ihm den Erzbischof Hildebold und den Grafen Anshar entgegen; weiterhin empfing ihn der junge Pipin mit der Edlen Gefolge; darauf zog ihm der König selbst entgegen. Mit Hymnen und geistlichen Liedern ward er begrüßt; mit Küssen und Thränen umarmten sich Papst und König. „Ehre sey Gott in der Höhe!“ intonirte der heilige Vater, und tausend Stimmen fielen andächtig ein; darauf gab er den Segen. Nachdem er nun dem Könige seinen grausamen Unfall geschildert und wie kein Papst je größere Schmach erlitten, und nachdem er auf die ehrenvollste und prächtigste Weise bewirthet worden, kehrte er in großer Begleitung wieder nach Italien zurück. Ueberall empfing und geleitete man ihn mit allen Ehren. An der Ponte Rolle aber warteten seiner die Geistlichkeit, der Adel, Senat, Miliz, das ganze Volk, und führten ihn mit Kreuz und Fahnen unter feyerlichen Gefängen in St. Peters Kirche. Einige Tage darauf begann die Untersuchung seines Unfalles vor Bischöfen und Grafen, die der König aus Franken gesendet.

Im folgenden Jahre (800) kam Carl selbst nach Rom. Aus der Stadt zog ihm Leo mit edlen Römern bis Samentana entgegen. Da hielten sie ein Gastmahl. Am folgenden Tage aber stand der Papst auf den Stufen der Peterskirche, stellte an die Plätze, wo der königliche Zug vorüberging, Haufen von Einheimischen und Fremdlingen, daß sie ihm Heil zusauchten; empfing den König mit allen Bischöfen, und führte ihn unter Lobgefängen in die Kirche. Nach sieben Tagen versammelte Carl alle in der Peterskirche, Leo's Sache zu untersuchen. Da setzten sich der Papst, der König, die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte; der übrige Clerus, so wie Franken und Römer von Adel, standen um-

her. Jetzt sollte die Untersuchung beginnen. Da sprach die Geistlichkeit einmüthig: „Den apostolischen Stuhl, der Kirche Haupt, wagen wir nicht zu richten. Denn von ihm und seinem Verweser werden wir alle, er selbst aber von Niemanden gerichtet. So hats von Alters her gegolten. Doch wie der heilige Vater gebeut, also werden wir geziemend gehorchen.“ Nun sprach der Papst, er sey bereit, sich nach Art seiner Vorgänger von den fälschlich gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu reinigen. Und an einem andern Tage, als eben wieder alle in der nämlichen Kirche des heiligen Apostels Petrus versammelt waren, ergriff der Papst vor allem Volke die heiligen Evangelien, und schwur mit lauter Stimme: „Ich Leo, Pontifex der heiligen römischen Kirche, von Niemanden verurtheilet, von Niemanden gezwungen, reinige mich freywillig in Eurer Beysehn, vor Gott dem Allwissenden und seinen heiligen Engeln und vor dem heiligen Petrus, dem Erzapostel, in dessen Angesicht wir versammelt sind, von allem Vergehen, dessen man mich beschuldiget, daß ich's gethan oder thun lassen: so wahr mir Gott helfe, der Allgegenwärtige, der da zu Gericht sitzt am jüngsten Tage.“ Darauf sangen alle Lob und Preis Gott dem Allmächtigen und der seligsten Jungfrau Maria und dem heiligen Apostelfürsten Petrus und allen Heiligen Gottes.

Am Weihnachtsfeste aber, als bey St. Peter abermals alles versammelt war, die Geburt des Weltheilandes zu begehen, und König Carl in stiller Andacht auf seinem Bethstuhle kniete, trat auf einmal Leo zu ihm und setzte ihm eine prächtige Krone auf das Haupt, und alles Volk rief dreymal mit lauter Stimme: „Leben und Sieg Carolo Augusto, dem von Gott gekrönten, frommen, großen, friedebringenden Kaiser von Rom!“

Also wurde im dreyhundert und vier und zwanzigsten Jahre, nachdem Romulus Augustulus die Kaiserwürde aufgegeben, vom Papste ein abendländisches Kaiser-

thum wieder hergestellt, und dadurch die ganze germanische Christenheit zu Einem großen Körper vereinigt. „Nur zwey herrschten auf Erden, der Papst und der Kaiser. Die Kirche lehrt, der Kaiser wehrt und mehrt. Dem heiligen Vater ist alles Geistliche, dem Kaiser alles Weltliche unterthan. In Sachen des Glaubens und der Andacht aber ehrt selbst das Kaiserthum des heiligen Stuhls göttliches Ansehen.“

X. So saß nun Carl durch seines Geistes und Armes Kraft im 33sten Jahre seines Regiments, im 58sten seines Alters, auf dem Kaiserthrone. Franken, Lombarden, Spanier, Friesländer, Sachsen, Slaven, Bayern und Avaren huldigten und zinseten ihm als ihrem Herrn. Vom Ausfluß der Elbe bis zum goldführenden Ebro und zum mittelländischen Meere, vom abendländischen Meere bis an die Raab und Theiß über die beschneynen Alpen hinab wehten seine Paniere. Und dieses mächtig große Land bannte er allein in dunklen Zeiten, unter rohen Völkern, mit Allgewalt.

Vor allem knüpfte er in demselben das Band zwischen Weltlichen und Geistlichen immer enger. Schon unter den frühern fränkischen Königen war die Geistlichkeit ein Bestandtheil in der Verfassung des Reiches; die Bischöfe nahmen gleich den Herzogen Antheil an den Staatsgeschäften, und hatten Sitz und Stimme auf den März- und Mayfeldern *). Carl machte dieses zu einem Grundgesetz des Staates, und erhob so den geistlichen Stand zu einem der Stände des Reiches. Die ständische Verfassung hatte nun schon zwey ihrer Hauptglieder, Adel und Geistlichkeit. Der Bürgerstand, als das dritte Glied, war noch nicht vorhanden; erst spätere Jahrhunderte brachten ihn zur Reife, und vollendeten damit die Stände-Verfassung. Aber für jene Zeit war es wichtig, daß der fast zu mächtig

*) König Pipin hatte im Jahre 755 das wegen rauher Jahreszeit unbequeme Märzfeld in das Mayfeld umgewandelt.

gewordene Lehens-Adel an dem geistlichen Stande ein Gegengewicht erhielt, welcher gleichsam der Bewahrer der christlichen Cultur durch ganz Europa seyn mußte, und eben dadurch auch Europa zu einem Ganzen verband. — In Hinsicht auf die Reichsverwaltung schränkte Carl die Macht der großen Herzoge ein; manche hob er ganz auf, und ließ die kleinern Bezirke durch Grafen verwalten, deren Hauptgeschäft die Versetzung des Obergerichtsamts war. Jedes Volk blieb bey seinen Gewohnheiten und Sitten, und wurde von seinen einheimischen Richtern gerichtet, welche, was Rechtens war, aus langem Gebrauche im Gedächtnisse hielten. Auch die Grafen waren gewöhnlich aus jedem Volksstamm selbst gewählt, damit niemand von Fremden regiert würde. Damit aber auch diese ihr Amt ordentlich verwalteten und das Volk nicht drückten, schickte der König, so oft es ihm gut schien, eigene Sendboten in die Provinzen, welche den Zustand derselben untersuchen und schriftlichen Bericht darüber abstellen mußten. Alle seine Beamte, besonders die Richter, ermahnte er ernst und nachdrücklich, zur Erfüllung ihrer Pflichten und zur Eintracht mit allen denen, welche zum Wohl der Völker wirken sollten. Zweymal im Jahre hielt der Kaiser selbst große Reichsversammlungen oder Mahle, die Sendboten in ihrem Sprengel viermal, und durch alle diese Einrichtungen hielt Carl, der als Gesetzgeber noch größer war denn als Krieger, sein weites, aus so verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetztes Reich in guter Ordnung. Er selbst blieb in den Schranken der Verfassung, ehrte die Gesetze, vernahm gern die Stimme seines Volkes und zeigte darin vorzüglich seinen großartigen Sinn und seine eigene menschliche Würde.

XI. Ueberhaupt war Carl — nach dem Ausdruche seines Enkels Rithart — „ein Mann, der durch jegliche Weisheit und Tugend über das Menschengeschlecht seiner Zeit so hervorragte, daß er allen gleich schrecklich und liebenswürdig, allen gleich bewundernswürth erschien.“ Dar-

um wird er auch mit Recht von allen Völkern der große Kaiser genannt."

Von dieser Berühmtheit seines Namens, schon unter den Zeitgenossen, zeugen die Gesandtschaften, welche die Araber aus Asien, Afrika und Spanien an ihn schickten, ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen. Der Chalife von Bagdad, Harun al Raschid, gesellte den Abgeordneten Karls, die dieser mit Gaben zum heiligen Grabe unsers Heilands und Erlösers geschickt hatte, bey ihrer Heimkehr seine eigenen Gesandten bey, und gab ihnen von den Gewanden, Gewürzen und den übrigen Kostbarkeiten der Morgenlande das Ausgesuchteste als Geschenk für den Kaiser mit. Darunter befand sich auch eine Uhr, aus Messing mit wunderbarer Kunst zusammengesetzt, auf welcher sich, vom Wasser getrieben, ein Zeiger durch zwölf Stunden drehte, mit eben so viel ehernen Kugeln, die, wenn die Stunden voll waren, auf ein darunter befindliches ehernes Becken fielen und durch ihren Fall die Stunden anzeigten, wobey zugleich Reiter, nach der Zahl der Stunden, durch zwölf Thürchen heraustraten. Auch einen Elephanten erhielt er zum Geschenk, der Abulabaz (der Wüstener) hieß, durch seine ungeheure Größe alles in Erstaunen setzte, und Karls besonderer Liebling war. Carl erwiderte diese Geschenke mit spanischen Pferden und Mauleseln, mit friesischen Mänteln, die man in jenen Ländern selten und nur sehr theuer hatte, und endlich mit Hunden, einzig an Behendigkeit und Wildheit, um Löwen oder Tiger damit zu jagen.

XII. Es ist eine Freude, zu sehen, wie Carl selbst alle seine großen Thaten gering achtete gegen die Bemühung, seinen und seiner Völker Geist durch Wissenschaft auszubilden. Das schöne Vorbild der alten Römerwelt, das er noch in den Trümmern jener majestätischen Stadt ehrte, ließ ihn nimmer ruhen. In Rom hatte er einen englischen Mönch, Namens Alcuin, kennen gelernt, der in den Kirchenvätern und in manchen alten Classikern gelesen war. Diesen zog er an sich, weil er an seinem ver-

ständigen Besen und seinem Fleiße Gefallen fand, nahm ihn mit nach Deutschland, und machte ihn zum Lehrer für seine Söhne Carl, Ludwig und Pipin. Bald darauf ward ihm ein liebenswürdiger, wißbegieriger Knabe bekannt, Namens Eginhard, gebürtig aus dem Oberrhein, den er seinen Prinzen, als einen Sporn zur Nachseiferung, zum Gesellschafter gab. Es ist ein trefflicher Mann aus ihm geworden, der nachher seines Wohltäters Leben in ziemlich gutem Latein beschrieben hat. Des großen Mannes Gesichterkunde gewann noch einen andern Jüngling aus angesehenem Geschlechte, Angilbert oder Engelbert. Keinen liebte Carl so zärtlich als ihn, so daß er ihn auf allen seinen Reisen zu seinem Begleiter wählte, und ihm seine wichtigsten Angelegenheiten übertrug.

Der große Mann war, so oft die Zeit es erlaubte, in den Unterrichtsstunden zugegen, die Alcuin seinen Söhnen gab, und lernte selbst noch von ihm. Latein sprach er fertig; das griechische vermochte er besser zu verstehen, als zu sprechen. So groß war seine Lust zur Thätigkeit und seine Lernbegierde, daß er selbst des Nachts ein Täfelchen und einen Griffel unter seinem Kopfkissen liegen hatte, um, wenn er nicht schlafen konnte, sich in der (damals seltenen) Kunst des Schreibens zu üben; denn er hatte es erst in seinem Alter angefangen zu lernen, und seine schwere Hand war mehr gewohnt, das Schwert, als den Griffel zu führen. Alcuin hatte ihm eine besondere Vorliebe für die Schriften der heiligen Kirchenväter Hieronymus und Augustinus eingeblöst. Voll Bewunderung ihrer herrlichen Arbeiten rief Carl einst in edlem Eifer auf: „O wenn ich doch zwölf solcher Männer in meinem Reiche hätte!“ worauf Alcuin in verzeihlichem Borne erwiderte: „Der Schöpfer Himmels und der Erden hat nur diese zwey gehabt; und du begehrst deren zwölf?“

Mit eben diesem Alcuin und andern gelehrten Männern hatte Carl einen wissenschaftlichen Verein gestiftet, worin er selbst, den Kaiser durchaus verläugnend, den

Namen des Königs David führte. Alcuin hieß Glaccus, und zwey seiner Schüler Candidus und Nathanael. Riculf, Erzbischof von Mainz, wurde Damot und Rigbod, Bischof von Trier, Macarius genannt. Seinem geliebten Engelbert gab er den Namen Homer. Die nächste Bestimmung dieser Vereinigung — außer der Beschäftigung mit den Denkmälern der alten Sprachen — mochte wohl hauptsächlich seyn, die vaterländische Sprache und Dichtkunst aus der Vergessenheit hervorzuziehen und neu zu beleben. Carl hat selbst eine deutsche Grammatik entworfen oder entwerfen lassen, den Monaten und den Wenden deutsche Namen gegeben, und die uralten Lieder gesammelt, worin die Thaten und Kriege alter Könige besungen waren (wie einst Lycurg und Pisistratus die Gesänge Homers sammelten). Und wie er gebildete und kenntnißreiche Männer schätzte, davon zeugt, außer dem Vorhinerzählten, auch das Beyspiel des longobardischen Geschichtschreibers, Paulus Diaconus, oder auch Paul Warnesfried genannt. Er war Geheimschreiber des Königs Desiderius, und hatte, nach dessen Besiegung, Theil an einer neuen Empörung der Lombarden; deßhalb wurde die Strafe über ihn ausgesprochen, daß ihm die Hände abgehauen würden. Carl jedoch sprach: „Aber, wenn wir ihm die Hände abhauen, wer wird uns so anmuthige Geschichten schreiben?“ und begnadigte ihn.

Außer jener Schule und dieser Gesellschaft in der Pfalz — so nannte man den Hof — gab es noch Schulen auf Weilern und Dörfern, wo die Kinder ganz umsonst aufgenommen und unterrichtet wurden. Dann gab es Lehranstalten bey den Bischöfen, wozu der Bischof von Metz, Chrodegang, die Veranlassung gab, als er im J. 762 mit den Geistlichen an seiner Cathedrale zuerst ein Gesammthaus bezog. Die wichtigsten Schulen waren aber in den Klöstern, wo innerhalb der Clausur bloß Geistliche, außerhalb derselben Weltliche in den damals höheren Wissenschaften Unterricht genossen. Hier lehrte man Gram-

matik, Rhetorik und Dialectik als ersten (Trivium), dann Arithmetik, Musik, Astronomie und Geometrie als zweyten und letzten Cursus (Quadrivium). Solche hohe Schulen gab es zu Lyon, zu Tour, zu Metz und zu Fulda.

Einst hieß Carl die Knaben seiner Hochschule sich versammeln und ihre Arbeiten vorzeigen, wo denn die Schüler aus niederem Stande über die Massen gut, die vom Adel aber ungemein schlecht bestanden. Da stellte Carl jene zu seiner Rechten, diese zur Linken, und sprach zu den ersteren: „Habt vielen Dank meine Söhne, daß ihr meinen Willen und euren Nutzen nach Möglichkeit zu erreichen gesucht habt. Fahrt nur fort in eurem Fleiße, ich will euch dann herrliche Bisthümer und Klöster geben.“ Darauf wendete er sein strafendes Antlitz zur Linken, und mit Flammenblicken der Schüler Gewissen rührend, donnerte er sie mit den schrecklichen Worten an: „Ihr Junker, Söhne der Ersten nach mir, ihr Weichlinge und glatte Gesichter! habt, auf eure Herkunft und eure Güter pochend, meinen Befehl und eure Verherrlichung dem Wohlleben, dem Spiele, dem Müßiggange oder eitler Kurzweil hintangesezt! Aber,“ sezte er, indem er das erhabene Haupt mit der unbezwungenen Rechte zum Himmel aufhob, mit seinem gewöhnlichen Schwure hinzu, „beym Könige des Himmels! ich achte euren Adel und eure Schönheit gar geringe, mögens andere bewundern. Und dieses sollt ihr wissen: wenn ihr nicht bald eure bisherige Faulheit durch muntern Fleiß gut machet, so werdet ihr von Carln nie ein gutes Wort hören!“

XIII. Unter den Künsten liebte Carl besonders die Baukunst, und seine Bauten waren so zahlreich als prächtig. Das meiste verwendete er auf seine beyden Lieblingsstätt Aachen und Ingelheim. In Aachen baute er der Mutter Gottes ein Münster, von jedermann bewundert, geschmückt mit Gold und Silber, die Thüren und Gitter aus gediegenem Erze. Aus Rom und Ravenna wurden Säulen und Marmorblöcke herbeygeschafft, und auf Bitte schenkte ihm selbst Hadrian Marmor und Mosaik aus dem

zerstörten Paläste von Ravenna. Weiter führte er daselbst ein Schloß auf, nach eigener Angabe so sumptreich eingerichtet, daß er durch die Gitter seines Söllers fast alles bemerken konnte, was in den umliegenden Quartieren der ersten Diener vorging. Er nannte es sein Lateran, die Zeitgenossen Aachen ein zweytes Rom. — Von Ingelheim erzählt ein Dichter, es habe auf hundert Säulen geruht, und sey mit Conterseyn von Cyrus, Ninus, Romulus, Remus, Hannibal, Alexander, Constantin und Theodosius, dann mit Carl Martell, Pipin und Carl des Großen Thaten ungemein geziert gewesen. Kaiser Friedrich soll das Prachtwerk wieder hergestellt haben. Noch heut zu Tage sieht man die geräumigen Ueberbleibsel: und das Dach des Heidelberger Schloßbrunnens wird noch jetzt von sechs Granitsäulen getragen, welche einst die Wohnung des großen Kaisers stützten.

XIV. Um sein Hauswesen bekümmerte sich Carl auf das sorgsamste. Dem Gesetzgeber eines der größten Reiche war es nicht zu klein, für seine Güter und Mayerhöfe Bestimmungen mit solcher Vollständigkeit und Sachkunde zu geben, daß ein Hausvater daraus lernen könnte, sein Haus zu verwalten. Wir haben noch solche Vorschriften von ihm, und finden darin aufs genaueste angegeben, wie viel auf seinen Meheren von jeder Art der Hausthiere, wie viel Pfauen und Fasanen zur Zierde gehalten, wie das Bereiten des Biers und Weines eingerichtet, wie Bienenzucht, Fischerey, Obst- und Pflanzenbau getrieben werden sollte. So war er auch hierin der Erste seiner Zeit; er war der oberste Landwirth seines Volkes.

XV. Von der äußern Gestalt und der Lebensweise Carls gibt uns Eginhard eine schöne, mit Liebe entworfene Schilderung. „Von Körper war er voll und stark,“ sagt derselbe, „und hohen Wuchses; seine Länge betrug sieben seiner Fäße. Sein Scheitel war rund, die Augen gar groß und lebhaft, die Nase überschritt etwas das Mittelmaß, sein graises Haar war schön anzuschauen, sein An-

gesicht fröhlich und heiter, wodurch seine Gestalt besondere Würde und Anmuth erhielt. Er hatte einen festen Gang und eine durchaus männliche Körperhaltung. Unablässig übte er sich im Reiten und Jagen, der angestammten Volkssitte gemäß; im Schwimmen aber war er so geschickt, daß ihm hierin keiner mit Recht vorgezogen werden mochte. Er genoß steter Gesundheit, außer daß er in den letzten Jahren vor seinem Tode häufig von Fiebern befallen wurde. In Speise und Trank war er mäßig, doch im Trinken am mäßigsten; weil er die Trunkenheit an jedermann, geschweige denn an sich und den Seinigen, höchlich verabscheute. Gastereien waren selten, nur bey feyerlichen Gelegenheiten; dann aber liebte er recht viele Menschen um sich zu sehen. Die tägliche Mahlzeit bestand nur aus vier Gerichten, außer dem Braten, den die Jäger an den Bratspießen aufzutragen pflegten, und den er lieber als jede andere Speise aß. Während des Mahles hörte er gern Saitenspiel und Gesang, oder einen Vorleser, und zwar über die Geschichten und Thaten alter Helden. Auch erfreute er sich an den Büchern des heiligen Augustin, besonders denen vom Staate Gottes. Im Sommer pflegte er nach dem Mittagsmahle etwas Obst zu genießen und einmal zu trinken, sodann Kleider und Schuhe abzulegen, und zwey oder drey Stunden zu ruhen. Dagegen unterbrach er seinen Nachtschlaf vier bis fünfmal; nicht bloß durch Erwachen, sondern selbst durch Aufstehen, entweder aus Sorgfalt, oder aus Frömmigkeit, oder um nach den Sternen zu schauen. Während des Ankleidens unterhielt er sich mit seinen Freunden, oder er kieß, wenn der Pfalzgraf ihm irgend eine nur durch sein Wort zu entscheidende Rechtsstreitigkeit anzeigte, die Streitenden hereinführen, untersuchte ihren Handel und fällte das Urtheil. Seine Kleidung war die vaterländische Tracht: am Leibe trug er ein leinenes Hemde, darüber einen Rock mit seidenen Borten eingefast, und lange Beinkleider; die Füße waren in Schuhe eingeschnürt; und im Winter verwahrte er Schu-

tern und Brust noch durch eine Weste aus Otterfellen. Als Ueberkleid trug er einen Mantel, und stets war er mit dem Schwert umgürtet, dessen Griff und Wehrgehäk von Gold oder Silber war. Bisweilen trug er auch einen mit Edelsteinen besetzten Degen, doch nur bey besondern Festlichkeiten, oder wenn je zuweilen Gesandte fremder Völker da waren. Ausländische Kleidung, selbst die schönste, verschmähte er, und wollte nie mit solcher angethan seyn; außer daß er zu Rom, einmal auf den Wunsch des Papstes Hadrian, und das anderemal auf Bitten seines Nachfolgers Leo, ein langes Schleppkleid mit einem weiten Mantel angelegt, und Schuhe nach der römischen Weise getragen. Bey Festlichkeiten ging er in einem golddurchwirkten Kleide, in Schuhen mit Edelsteinen besetzt, in einem Mantel, den eine goldene Spange zusammen hielt, und mit einem Diadem mit Gold und Edelsteinen geschmückt einher; an andern Tagen hingegen war seine Kleidung wenig von der Tracht des gemeinen Volkes verschieden. — Er sprach viel und gern, und wußte sich über alles höchst klar und fließend auszudrücken. Er ließ sich von gelehrten Italienern Vorlesungen über Grammatik, Rhetorik und Dialectik halten, und viel Zeit verwendete er auf Sternkunde und Sterndeutung. — Die Religion ehrte er tief im Herzen. Die Kirche besuchte er Morgens und Nachmittags, oft auch des Abends, und litt durchaus nichts Unanständiges oder Störendes darin. Seine Wohlthätigkeit erstreckte sich nicht bloß auf seine eigenen Unterthanen, sondern sein Almosen ging über das Meer nach Syrien, Aegypten und Afrika, nach Jerusalem, Alexandrien und Carthago, kurz, überall hin, wo er von nothleidenden Christen hörte. Und vorzüglich nur deshalb unterhielt er die Gemeinschaft mit jenen entfernten Königen, damit seine Wohlthaten den armen Christen in ihren Staaten desto sicherer zukämen. Seine Geschenke an den päpstlichen Stuhl sind nicht zu zählen, und es gehörte fast zu seinem Lieblingsstudium, sein angebethetes Rom, das er viermal besucht hat, zu schmücken und empor-

zuheben. Kraft seines Testaments wurden zwey Dritttheile seines gesammten Schatzes, seines Hausraths und seiner Kostbarkeiten gleichmäßig als Almosen unter die Geistlichen in den 21 Metropolitankstädten seines Reichs vertheilt. Drey schöne massive silberne Tische, auf deren einem die Gestalt der ganzen Erde, so wie auf den andern Abbildungen von Rom und Constantinopel gearbeitet waren, wurden den Kirchen zu Rom und Ravenna geschenkt.“ — So weit Eginhard.

XVI. Im Jahre 806 theilte Carl zu Dietenhofen seine Länder unter seine drey Söhne, so, daß Pipin über Italien, Ludwig in Aquitanien, und Carl in den übrigen meistens deutschen Ländern herrschen sollte. Sie und ihre Nachkommen sollten sich aber als Glieder eines Geschlechtes betrachten, brüderlich zusammenstehen, und ihre Völker an gleiche Einigkeit gewöhnen; auf daß Gerechtigkeit, Friede und Eintracht in dem großen Erbe herrschte, das er ihnen hinterließ. So treuer und guter Gedanken war seine Seele voll, und Europa hätte sehr früh aufblühen mögen, wenn seines Geistes nur ein Theil auf seinen Nachkommen geruht hätte. Aber Carl sah die Vereitlung seines Planes zum Theil schon mit eigenen Augen. Seine beyden tüchtigsten Söhne, Pipin und Carl, starben kurz nach einander, noch vor dem Vater (810 und 811), und der schwächste, Ludwig, blieb übrig. Der älteste, Carl, hatte einige glückliche Feldzüge gegen die Sorben, jenseits der Elbe, gemacht, und zur Huth der Grenze gegen sie hatten die Franken Magdeburg und Halle angelegt. Der Vater hoffte am meisten von diesem Sohne; aber er mußte seine Hoffnung zu Grabe tragen sehen.

XVII. Sein Leben neigte sich nunmehr zum Untergang. Schon vier Jahre vor seinem Tode ward seine Gesundheit, sonst so dauerhaft, von beständigen Fiebern erschüttert, er selbst noch zuletzt an einem Fuße lahm. Doch nicht diese irdischen Erscheinungen allein, auch überirdische deuteten, nach jener Zeiten Glauben, sein herannahendes

Ende zu allgemeiner Verständlichkeit an: Dstmalige Verfinsterungen der Sonne und des Mondes während der letzten drey Jahre seines Lebens, schwarze Flecken in der Sonne, ein feuriges Meteor, über dessen schrecklichen Anblick sein Ross ihn abgeworfen, daß er ohne Geschloß und Mantel von den herbeyeilenden Dienern aufgehoben wurde, der Brand der Rheinbrücke, der Einsturz des grundfesten Säulenganges zwischen dem kaiserlichen Palast und der Cathedrale zu Aachen, das Wanken der Aachnerburg, das Knarren des Tafelwerks in den Bimmern, der vom Blitz geschmetterte Knopf der Cathedrale, und der im Innern der heiligen Stätte seinem Namen beygeschriebene, von selbst erlöschende Vitel — aus allen diesen Zeichen sprach eine geheimnißvolle Stimme, die von den meisten verstanden, von wenigen nur laut zu deuten gewagt wurde.

So von Krankheit gebeugt, unter der Jahre Last, berief er (813) Ludwig, den König von Aquitanien, mit ihm das Heer, die Bischöfe und Aebte, Herzoge, Grafen und Statthalter nach Aachen. Da, in feyerlicher Versammlung, auf der kaiserlichen Pfalz, mahnte der ehrwürdige Greis, mild und gütig, jeden zu treulichem Gehorsam gegen seinen Sohn, und nach allgemeinem Abstimmen, ob er ihn zum Reichsgehülffen ernennen und den Kaisertitel auf ihn übertragen solle, gaben alle Anwesende lauten Beyfall mit den Worten: Das sey Gottes Wille! Hierauf entließ man sie.

Am nächsten Tage des Herrn aber legte Carl den vollen kaiserlichen Ornat an, setzte die Krone auf sein Haupt, und begab sich nach dem Münster Unser Lieben Frauen. Hier ließ er eine andere goldene Krone auf den Hochaltar legen, und nachdem er mit seinem Sohne lange in stiller Andacht dort gekniet, ermahnte er ihn mit lauter Stimme vor der zahlreichen Versammlung geistlicher und weltlicher Großen: Daß er vor allem den allmächtigen Gott liebe und fürchte, seinen Geboten in allen Wegen folge, für die Kirche Sorge trage, und sie gegen ruchlose schirme und schütze; niemals solle er seine Hülfe und Gnade

von Schwestern, Enkeln oder andern Blutsverwandten abwenden; die Priester solle er ehren gleich Väter, sein Volk lieben wie ein Vater seine Kinder, die Uebermüthigen und Verderbten auf den Weg des Heils zurückführen, ein Tröster der Armen seyn, treue gottesfürchtige Beamte aufstellen, keinen ohne Untersuchung und Urtheil seiner Würde entsezen, er selbst aber zu allen Zeiten vor Gott und vor allem Volke unsträflich wandeln. „Wißt du das alles erfüllen, mein lieber Sohn?“ fragte zuletzt der gerührte Greis. Ludwig versprach es mit Thränen. „Nun wohl! so nimm die Krone vom Altar und seze sie dir auf das Haupt, und stets erinnere sie dich an dein Versprechen!“ Er that's vor allem Volke. Nach geendigter Messe begab sich der feyerliche Zug in die kaiserliche Pfalz zurück, der alte Kaiser auf seinen Sohn gestügt, wie vorher, als man zur Kirche ging. Da pries er den Herrn, und hieß sich selig, daß sein Auge den Sohn noch auf dem Kaiserthron gesehen. Wenige Tage darauf sandte er ihn, prächtig beschenkt, in sein heimisches Reich zurück: da umarmten und küßten sie sich zum Abschied, und weinten vor Liebe; denn sie sahen sich zum lezten Male. Ludwig zog wieder nach Aquitanien, der Kaiser aber blieb in Aachen.

XVIII. Im Eismond des folgenden Jahres nun besiel ihn das Fieber von neuem. Wie immer, gedachte er's durch Fasten zu vertreiben, oder doch zu mildern. Allein das Uebel wuchs, andere kamen dazu. Also erbot er am siebenten Tage der Krankheit den Bischof Hildbald, einen werthen Vertrauten, zu sich, daß er ihn zur großen lezten Wallfahrt vorbereite. Als er das heiligste Sacrament in Hostie und Kelch genossen, und mit dem heiligen Oele gesalbt war, lebte er noch diesen Tag und die folgende Nacht. Am Morgen des achten Tages aber, um die dritte Stunde, als er fühlte, daß seines Lebe Ende sich nahe hob, er seine Rechte mit Macht auf, und drückte auf Stirn, Brust und Füße das Zeichen des heiligen Kreuzes; dann faltete er die Hände über der Brust, schloß die Augen,

und sang mit leiser Stimme: „In deine Hände, o Herr, befehl ich meinen Geist!“ und entschlief sanft und selig im Herrn.

Noch am Todestage wurde der Leichnam des verehrten Kaisers feyerlich gewaschen, geschmückt, gesalbt und unter Klagen und Thränen des Volkes zur Gruft getragen in der von ihm erbauten Kirche. Dort setzte man ihn im vollen kaiserlichen Ornate, einem goldenen Evangelienbuche auf den Knien, einem Stücke des heiligen Kreuzes auf seinem Haupte, und der goldenen Pilgertasche um die Hüfte, in aufrechter Stellung auf einen goldenen Stuhl, füllte die Gruft mit Weihrauch, Specereyen, Balsam und vielen Schätzen, verschloß und versiegelte sie, und setzte über den prächtigen Schwibbogen des Eingangs sein Bildniß mit der Inschrift: „Allhier ruht der Leichnam Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, erlauchten Mehrers des fränkischen Reichs, das er 46 Jahre lang glücklich regiert. Er starb zwey und siebenzig Jahre alt, im Jahre unsers Herrn achthundert und vierzehn, der siebenten Hinzahl, am acht und zwanzigsten Jänner.“ In dieser Gruft, die Kaiser Otto III. öffnete und wieder schloß, ruhte seine Hülle, bis sie Kaiser Friedrich I. im December 1165 im Beyseyn vieler geistlichen und weltlichen Großen durch die Erzbischöfe von Cöln und Bütlich erheben und in ein prächtigeres Grab legen ließ.

3.

Ludwig der Fromme. Theilung des Frankenreichs.

I. Ludwig (814—840) war dem Vater nicht gleich. Zwar war in ihm das edle Geschlecht, aus welchem er stammte, noch immer zu erkennen; er war ein stattlicher Mann, und in allen Künsten, die den Ritter zierten, wohl geübt. Allein sein Geist war nicht stark und kräftig genug, und sein Beyname „der Fromme“ bedeutet nicht so wohl, daß er gottesfürchtig, als daß er gutmüthig war,

und sich vieles gefallen ließ. Ein solcher war nicht geschickt, das große, zusammengesetzte Reich klug zu regieren. Das größte Unglück seines Lebens kam aber von seinen eigenen Söhnen.

Er hatte anfangs drey, Lothar, Pipin und Ludwig; zwischen diesen theilte er schon drey Jahre nach seinem Regierungsantritte (817) das Reich, so daß Lothar den größten und besten Theil der Monarchie und die Mitregentschaft im Kaiserthume, Pipin Aquitanien, und Ludwig Bayern nebst den eroberten slavischen Ländern bekam. Doch als ihm seine zweyte Gemahlinn Judith, eine Tochter des bayerischen Grafen Belf, noch einen Sohn, Carl, gebär, so ließ er sich im J. 829 von dessen Mutter bewegen, zu seinen Gunsten die erste Theilung des Reiches zu verändern. Darüber entstand offener Krieg zwischen Vater und Söhnen, und diese nahmen den Vater zweymal gefangen. Das letzte Mal geschah es bey Colmar im Elsaß, und weil die meisten Großen von Ludwigs Anhang, die ihm Treue gelobt hatten, zu den Söhnen übergingen, so hat der Ort den Namen des Lügenfeldes erhalten. Lothar, der schlimmste unter den Söhnen, brachte den Vater in ein Kloster zu Soissons in Frankreich, und setzte ihm so lange zu, bis er öffentlich in der Kirche Buße that und sich selbst darüber anklagte, daß er so schlecht regiert und gegen seine eigenen Söhne Krieg geführt habe. Dieß that Lothar deshalb, damit der Vater dadurch zu den Waffen unfähig würde; denn so war es in den Kirchengesetzen verordnet, daß derjenige, welcher Kirchenbuße gethan, nicht wieder Waffen tragen durfte: einen König aber ohne Waffen konnten die Franken unmöglich ertragen. Doch waren die großen Vasallen mit dieser Mißhandlung äußerst unzufrieden, und Ludwig und Pipin zwangen den Lothar, daß er den Vater wieder losgab. Dieser wurde auch von den Bischöfen förmlich losgesprochen, und erhielt aus ihren Händen die Waffen wieder zurück (834).

Aber er war durch das Unglück nicht weiser geworden,

sondern ließ sich nach fünf Jahren durch Judith wieder dahin bringen, daß er seinen Sohn Carl allen andern vorzog, ihm die schönsten Länder gab, und ihn zum König von Neustrien krönen ließ. Noch willkürlicher verfuhr er in der folgenden Theilung nach dem Tode seines Sohnes Pipin (838). Nicht nur schloß er dessen nachgelassenen Sohn ganz von dem Erbtheile aus, sondern bestimmte auch dem braven Ludwig nichts weiter als Bayern, während er das übrige Reich zwischen Lothar und Carl theilte. Da ergriff Ludwig nochmal die Waffen gegen den Vater, und dieser konnte nicht einmal eine ruhige Stätte zu seinem Sterbebette finden; sondern, als er über den Rhein nach Worms ziehen wollte, um dort einen Reichstag gegen den Sohn zu halten, und sein schnell herannahendes Ende fühlte, ließ er auf einer Rheininsel in der Gegend von Ingelheim Zelte aufschlagen, und legte sich nieder zum Sterben. Dem Sohne aber verzieh er noch vor seinem Tode mit diesen Worten: „Weil er nicht zu mir kommen kann, um mir Genugthuung zu leisten, so thue ich das Meinige, und nehme Gott und euch alle zu Zeugen, daß ich ihm alles verzeihe. Euer Amt aber wird es seyn, ihn zu ermahnen, daß, wenn ich ihm so oft verziehen, er nicht vergesse, daß er die grauen Haare seines Vaters mit Herzeleid in die Grube gebracht hat.“ So starb Ludwig, dessen Wille gewiß gut war, nach einem mühseligen Leben, in Kummer und Trübsal, weil er nicht verstand, sein eigenes Haus, geschweige sein Reich zu verwalten, den 20. Juny 840.

III. Die Brüder, welche gegen ihren eigenen Vater die Waffen zu führen sich nicht geschämt hatten, konnten noch weniger unter sich selbst einig bleiben. Besonders maßte sich Lothar als Kaiser große Vorrechte über seine Brüder an. Ludwig und Carl rüsteten sich wider ihn, und da er sich nicht zu einem friedlichen Vergleich verstellen wollte, kam es im J. 841 zu einer Schlacht bey Fontenay unweit Auxerre, in welcher Lothar geschlagen wurde. Allein der Sieg wurde nicht benutzt, und die

Folge davon war, daß sie im nächsten Jahre noch einmal gegen ihn zu Felde ziehen mußten. Sie verbanden sich deshalb zu Straßburg durch einen feyerlichen Eidschwur, einander treulich gegen Lothar beizustehen. *) Auch die beyden Heere mußten schwören, daß sie auf die Haltung dieses Bündnisses sehen wollten. Dann rückten sie gegen Lothar, der nun vor ihrer vereinten Macht zurückwich.

Deß ungeachtet kam erst im August 843, auf den Vorschlag der fränkischen Großen, der berühmte Vertrag von Verdün zu Stande, durch welchen das ganze Reich auf folgende Weise getheilt wurde.

1) Lothar, der älteste, behielt die Kaisermürbe und Italien, und bekam ferner einen schmalen, langen Landstrich von den Alpen an der linken Seite des Rheins hin-

*) Die Formel dieses Schwures ist uns noch aufbehalten, und wird oft als eine Probe der beyden schon damals sehr von einander abweichenden Sprachen angeführt. Ludwig schwur in dem sich damals bildenden Französischen, damit Carl's Heer ihn verstehen konnte, folgendermaßen mit lauter Stimme: „Pro deu amur et pro christian poble et nostro commun salvament d'ist di en avant, in quant deus savir et podir me donat, si salvarai io eist meon fradre Karlo et in adjudha er in cadhuna cosa, si cum omper droit son fradre salvar dist in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol eist meon fradre Karle in demno lit.“

Dagegen wendete sich Carl mit demselben Schwure folgendermaßen zu Ludwigs deutschem Volke: „In Godes minna, ind turh tes christianes folches ind unser bedhero gebaltuissi, son thesemo dage frammordes so fram so mir God gewizei indi maht sargibit, so bald ih tosan minan brudher Luodwig, sofo man mit rhetu sinan broudher seal, inthin thaz er mig sofoma duo, indi mit Lutherem inno theinni thing ne gegango, zbe minate willon imo ce seadhen werhen.“

Beides heißt: „Aus Liebe gegen Gott und wegen des christlichen Volkes und unsrer beiderseitigen Erhaltung, von diesem Tage an und fernerhin, so lange mir Gott Wissen und Vermögen verleiht, so halte ich aufrecht diesen meinen Bruder (und will ihm zu Hülfe seyn in jeder Sache), so ein Mensch mit Recht seinem Bruder (helfen) soll, und damit er mir eben so thue: und mit Lothar will ich keinen Vergleich eingehen, der mit meinem Willen ihm (meinem Bruder) zum Schaden wäre.“

unter bis nach Holland, mit der Hauptstadt Aachen. (Wie verfolgt von dem Schatten seines Vaters, gegen den er am meisten gesündigt, legte er 855 die Regierung nieder, und begab sich in das Kloster Prüm. Seine drey Söhne, Ludwig II., Lothar II. und Carl, stritten wiederum mit den Waffen um das Land und theilten es so unter sich, daß der erstere Kaiser und Herr von Italien, der zweyte König des nach ihm genannten Lothringen, und der dritte König der Provence wurde. Aber keiner von ihnen hinterließ männliche Nachkommen. Lothringen, das bald in Burgund, Elsaß und das eigentliche Lothringen zerfiel, theilten nach Lothars Tode (869) die beyden Dheime unter einander; und von diesen Zeiten an sind diese Länder ein Gegenstand des Streites zwischen den Deutschen und Franzosen.)

2) Ludwig, der Deutsche, bekam unser Deutschland bis an den Rhein, und jenseits desselben noch die Städte Speyer, Worms und Mainz.

3) Carl, mit dem Beynamen der Kahle, bekam den westlichen Theil des Reichs von da an, wo Lothars Antheil aufhörte, bis an den atlantischen Ocean; und bey diesem Theile ist der Name der Franken geblieben: er heißt bis auf den heutigen Tag Frankreich.

Und so stehen wir nun an dem Zeitpuncte, wo sich die Geschichte des deutschen Reiches von jener des französischen trennt.

VII.

Das deutsche Reich.

1.

Die letzten Carolinger in Deutschland.

Die Nachkommen Karls des Großen, oder die Carolinger, herrschten in Deutschland noch 68 Jahre, nämlich bis 911.

I. Ludwig der Deutsche (843 — 876) hatte viel für die Ruhe seines Reiches zu kämpfen, indem von den östlichen Grenzen her die slavischen Völker Einfälle machten, von Norden und Nordwesten aber die Normänner. Diese kühnen Seefahrer, von altdeutschem Stamme, wild wie ihr Meer und ihre nordischen Küsten, erschienen, aus den norwegischen, schwedischen und dänischen Gewässern kommend, mit der Schnelligkeit des Windes und mit allgewaltiger Tapferkeit an den Mündungen der Flüsse, und drangen oft tief in die Länder ein. Sie sind auf der Seine bis Paris, auf der Garonne bis Toulouse, und auf dem Rhein bis Cöln und Bonn vorge drungen. So groß war der Schrecken ihres Namens, daß der bloße Ruf vor ihnen her schon die Menschen zur Flucht erregte. Ihre Zahl war meistens klein, wie denn ein Schiffsgeschwader überhaupt nicht große Heere fortbringen kann; aber ihr Muth, wie ihre Körper und ihre Waffen, zeugten von nordischer Kraft, und im Schwingen der gewaltigen Speere kam ihnen niemand gleich. Einige Schiffe, nebst einigen tapfern Leuten, waren oftmals die Aussteuer königlicher Prinzen; und wie im alten Deutschland ein edler Heerführer mit seinem Gefolge auf kühnen Lügen Ehre und Beute erwarb, wie er sogar sich und den Seinigen den Besitz eines Landes erkämpfte; so war dem verwegenen Seehelden sein Geschwader die Quelle des Reichthums, ja bisweilen der bewegliche Boden, auf welchem er sich ein Reich erwarb. In der Normandie in Frankreich, in Sicilien und in Rußland haben sie solche Reiche gegründet.

II. Gegen sie und gegen die Slaven hat Ludwig der Deutsche das Reich gut beschützt, nicht aber sein Sohn Carl der Dicke (876 — 887), welcher durch besondere Umstände noch einmal auf kurze Zeit die drey Theile des fränkischen Reichs, Italien, Deutschland und Frankreich, vereinigte. Als nämlich Ludwig (876 den 28. Aug.) gestorben war, theilten seine drey Söhne, Carlmann, Ludwig der Jün-

gere und Carl der Dicke, Deutschland unter sich. Der älteste erhielt Bayern, Pannonien, Böhmen und Mähren; der mittlere Franken, Thüringen, Sachsen, Friesland und den größten Theil von Lothringen; der jüngste Alemannien und einige lothringische Städte. Diese Brüder mußten sogleich bey ihrem Regierungsantritte gegen ihren Oheim Carl den Kahlen von Frankreich kämpfen, der nicht nur nach des Kaisers Ludwig II. Tode (12. Aug. 875) sich Italiens bemächtigt und der Kaiserwürde versichert, sondern auch nach Ludwigs des Deutschen Tode einen Versuch auf den deutschen Antheil an Lothringen gemacht hatte. Nach Carls des Kahlen Tode (6. Oct. 877) ward zwar Carlmann zum Könige von Italien gewählt; aber er starb schon nach drey Jahren (22. März 880), und hinterließ einen Sohn Arnulph, der bloß Kärnthen behielt. Nach Ludwigs des Jüngern unbeerbtem Abgange (3. Aug. 882) vereinigte daher Carl der Dicke, der schon ein Jahr vorher Italien und die Kaiserwürde an sich gebracht hatte, alle Länder der deutschen Monarchie und Lothringen; auch ward er, nach dem Abgange des bisherigen carolingischen Mannstammes, mit Uebergang Carls des Einfältigen, als König von Frankreich anerkannt (884). Hätte Carl des Großen Geist auf ihm geruht, so hätte er jetzt frey über das vom günstigen Busalle ihm zugetheilte Reich gebieten, und ein verschwundenes besseres Zeitalter wieder herstellen können. Aber er war so schwach — zweymal kaufte er den Normannen mit vielen Pfunden Goldes den Frieden ab — und eben deswegen so verachtet, daß er im November 887, auf einer großen Reichsversammlung zu Tribur, förmlich der deutschen Regierung entsetzt wurde. Zu seinem Glück starb er schon nach zwey Monaten.

III. An seine Stelle wurde der Sohn seines Bruders Carlmann, Arnulph von Kärnthen (887—899), zum Könige von Deutschland gewählt. Er war ein tapferer und würdiger König. Die Normannen schlug er bey Ebliden in den Niederlanden, wo sie ein verschanztes Lager

errichtet hatten. Auch nach Italien ging er, um dieses uneinige Land, wo sich viele um die Oberherrschaft stritten, wieder unter deutsche Hoheit zu bringen. Er drang 896 bis Rom vor, seine Truppen eroberten die Stadt, und das Volk mußte ihm Treue schwören. Aber es kannte die Treue nicht. Arnulph bekam Gift, kehrte krank nach Deutschland zurück, und starb nach langem Siechen, im Jahre 899 den 29. Nov., belagert von allen Deutschen und viel zu früh für sein Reich. Denn er war noch jung, und Deutschland hätte nie mehr als jetzt seines kräftigen Arms bedurft.

IV. Ein neues wildes Volk, fing jetzt an, Deutschland mit seinen Einfällen heinzufallen. Sie hießen Magyaren, und gehörten zu dem großen finnischen Völkerstamme, der im nördlichen Asien und Europa wohnte; man nannte sie aber Hunnen, weil man schon gewohnt war, alles was wild und fürchterlich anzusehen war und von Morgen her kam, so zu nennen, oder auch Ugern, Ungern, Hungaren, das ist, Ausländer. Wie jene, lebten sie immer auf ihren Pferden, und waren plötzlich da, wo man sie nicht erwartete. Bald griffen sie an, bald flohen sie wieder, und im Fliehen schossen sie ihre Pfeile rückwärts, und lehrten plötzlich um, wenn man sich sicher hielt. Von Körper waren sie klein, gräßlich von Gesicht, mit tiefliegenden Augen, barbarischen Sitten und rauher, mißtonender Sprache; so daß ein alter Schriftsteller, der zu jener Zeit lebte, sagt: man müsse die göttliche Gebuld bewundern, daß sie solchen Mißgeburten ein so kostbares Land überlassen habe.

Diese furchtbaren Feinde verheerten auf eine unerhörte Weise die deutschen Länder, während Arnulphs sechsjähriger Sohn, Rudolf das Kind, König von Deutschland hieß (899–911). Es waren vielleicht die unglücklichsten Jahre, die jemals über unser Vaterland gekommen sind. Die Ungarn machten fast jedes Jahr ihre schnellen und stürmischen Züge in eine Provinz, verödeteten sie mit Feuer und

Schwert, und trieben Tausende der Einwohner als Sklaven mit sich weg; die Deutschen aber, so tapfer sie waren, kannten solche Art Krieg zu führen noch nicht; auch hatten sie noch keine Städte mit Mauern. Zuerst wurde Bayern von ihnen verwüstet, im folgenden Jahre ging es mit Sachsen und Thüringen eben so, in den beyden nächsten aber mit Franken und Schwaben. Man wandte den Spruch Salomon's auf Deutschland an: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!“ Doch dieses Kind starb zu seinem und des Landes Heil schon 911 den 24. Sept. Mit ihm endigte sich das Geschlecht der Carolinger in Deutschland.

2.

Conrad I. aus Franken.

Nun versammelten sich die deutschen Fürsten und sahen sich um nach dem Würdigsten unter ihnen. Die Wahl fiel auf Otto den Erlauchten, Herzog in Sachsen und Thüringen, welcher, angesehen durch die Macht seines Hauses und durch Alter und Weisheit, bey allen in größter Achtung war. Er aber schlug die Krone aus, weil die Sorge des Reichs seinem hohen Alter zu schwer sey, und rieth vielmehr, den Franken-Herzog Conrad zum Könige zu machen. So geschah es denn auch.

Conrad I. (911—919) wird beschrieben als der vorzüglichste Mann zu Haus und zu Feld, tapfer und besonnen, gütig und freigebig, und mit allen Tugenden geziert. Seine erste Sorge war, das gesunkene königliche Ansehen wieder herzustellen, weil darauf die Ordnung des ganzen Reiches beruhte; aber die Verwirrung war zu groß, und Conrads Regierung zu kurz, als daß es ihm ganz gelingen konnte. Die Lothringer, die seit Ludwigs des Deutschen Zeit zu Deutschland gehörten, waren mit seiner Wahl nicht zufrieden, und hielten sich zu Frankreich, und Conrad konnte sie nicht wieder zum Reiche bringen. Mit Heinrich von Sachsen, dem Sohne Otto's des Erlauchten, hatte er Streit,

nachdem der Vater gestorben war. Conrad wollte ihm nämlich einige große Lehen nehmen, die er außer seinem Herzogthume noch besaß, damit kein Fürst des Reichs zu übermächtig sey; allein Heinrich wurde durch seine Sachsen tapfer vertheidigt, und behielt die Lehen. Auch gegen den alemannischen Grafen Burkhard, der mit Zustimmung der schwäbischen Großen die herzogliche Würde usurpirte, konnte er nichts ausrichten. Ueberhaupt schafften sich die Grafen und Ritter, wenn sie sich beleidigt glaubten, lieber selbst mit dem Schwerte Genugthuung, als daß sie ihre Klage bey dem ordentlichen Richter oder dem Könige hätten erheben, und den Urtheilspruch abwarten sollen. Diese Neigung, mit der Faust sich Recht zu verschaffen, fing schon zur Zeit Ludwigs des Frommen an, und dauerte sechs Jahrhunderte hindurch. Man nennt dieses die Zeit des Faustrechts. — So erfuhr nun Conrad, daß die Macht der fränkischen Herzoge nicht hinreiche, die übermächtigen Großen im Zaume zu halten. Auch bedurfte es noch größerer Kraft, das Reich gegen die Slaven und Ungarn zu schützen, die immer noch ihre Einfälle wiederholten. Darum, als Conrad von einer Wunde, die er gegen die Ungarn empfangen hatte, zu Limburg an der Lahn krank lag und den herannahenden Tod fühlte, rief er seinen Bruder, den Grafen Eberhard, an sein Sterebette, und sprach zu ihm: „Wohl gebieten auch wir über große Mittel; wir können große Heere zusammen bringen und wissen sie zu führen. An festen Städten und Waffen gebricht es uns nicht, noch an allem Glanz königlicher Hoheit. Doch die größere Macht, Einfluß und Weisheit ist bey Heinrich dem Sachsen, und auf ihm beruht des Reiches Wohlfahrt. Also nimm die Kleinodien, Lanze und Schwert, Geschmeide und Krone der alten Könige, und bringe sie ihm; sey im Frieden mit ihm, damit du ihm zum beständigen starken Verbündeten habest. Weiße ihm, daß Conrad sterbend allen Fürsten ihn zum Könige empfohlen habe.“ Eberhard that, wie ihm der Bruder ge-

heissen hatte, und war nach dessen Tode (22. Nov. 919) der erste, der dem Könige Heinrich huldigte.

3.

Die sächsischen Könige und Kaiser.

1. Die Boten mit den königlichen Kleinodien trafen den Herzog der Sachsen auf seinen Gütern am Harze, und zwar, wie einige erzählen, gerade beym Vogelheerde; daher sein Beyname: der Vogelsteller oder der Finkler. Seine Regierung (919 — 936) ist eine der wichtigsten in der ganzen Geschichte Deutschlands; denn Heinrich gehört zu den Königen, die weit in die Zukunft gesehen und Werke gestiftet haben, welche ihre Folgen durch viele Jahrhunderte erstrecken. Dabey war er ein kühner und tapferer Mann; sein Herz war ohne Falschheit, und sein Volk liebte er mit treuer, königlicher Gesinnung.

Mit innerm Born sah er die Räuber, welche alljährlich einen Theil Deutschlands verwüsteten, die Slaven und Ungarn. Aber ihnen so auf der Stelle zu wehren, vermochte er nicht. Dagegen machte der kluge König einen andern Plan, und dieser gelang. Er kaufte nämlich von den Ungarn einen Frieden auf 9 Jahre, indem er ihnen einen jährlichen Tribut an Gold und Silber versprach, so hart es ihn auch ankam, daß ein deutscher König dem Räubervolke Tribut bezahlen sollte. Nun übte er in der Zwischenzeit unermüdet seine Krieger im schnellen und gewandten Fechten zu Pferde, daß sie lernten, die Feinde mit ihrer eignen Kunst zu schlagen, ihre Pfeile mit dem Schilde aufzufangen, und dann rasch auf sie einzusprennen, ehe sie einen neuen auf den Bogen legen konnten. Ferner baute er mehrere Städte, besonders in Sachsen und Thüringen, und umzog einige offene Orte mit Mauern, damit, wenn die Räuber ankämen, die Leute vom Lande geschwind mit ihren besten Sachen in die Städte flüchten könnten. Dann verordnete er auch, daß von den kriegspflichtigen Bandleuten immer der neunte Mann in die Stadt ziehen und die-

selbe vertheidigen sollte; die acht übrigen mußten für ihn das Feld mitbauen und Vorrath in die Stadt liefern, damit sie selbst im Augenblicke der Gefahr einige Zeit darin leben könnten. Und um den Einwohnern das Stadtleben auch angenehm zu machen, verlegte er Jahrmärkte und die damit verbundenen Lustbarkeiten in die Städte, veranstaltete Waffensübungen für die Bürger, wie er andere für den Adel eingerichtet hatte, und schuf so den Anfang eines deutschen Bürgerstandes, welcher für die nachherige Geschichte so wichtig geworden ist. Aus kleinem Anfange blüheten die Städte langsam, aber desto sicherer empor, zogen Gewerbe, Verkehr und Handel an sich, wurden reich an Gütern und Menschen, und bildeten kleine Staaten für sich, in welchen der gemeine freye Mann durch Fleiß und Verstand sein Bestehen finden, ja sich vielleicht zum reichen und angesehenen Manne emporschwingen konnte. Das regte die Kräfte auf, und weckte den Geist, daß nicht die Geburt über das Glück des Lebens entschied, sondern die eigene Thätigkeit. Die Bürger einer Stadt fühlten sich durch Vereinigung stark, wagten es bald, sich den Annahmen des Adels mit den Waffen zu widersetzen, boten den Verfolgten und Hülfbedürftigen eine Zuflucht dar, und die meisten kamen endlich dahin, daß sie keinen Herrn mehr über sich erkannten, als den Kaiser allein, und also freye Städte des Reichs wurden.

Als Heinrich eben mit seinen Vorbereitungen gegen die Ungarn fertig war, war auch der neunjährige Waffenstillstand abgelaufen. Die Ungarn schickten von neuem Gesandte, um den Tribut einzufordern; aber Heinrich ließ ihnen, statt des Tributes, einen verstümmelten, räudigen Hund überreichen, was nach altem Herkommen ein Zeichen des äußersten Schimpfes war. Die Ungarn schnaubten Rache; Heinrich aber versammelte sein Kriegsheer, rebete ihm Muth ein, und erwartete die Feinde in Thüringen, wohin sie diesmal ihre Richtung nahmen. Sie kamen auch in zwey großen Haufen bis in die Gegenden der Saale,

nachdem sie neue Verwüstungen angerichtet haben. Hier aber wurde der eine Haufen bey Sondershausen im Plündern überfallen und gänzlich aufgerieben; und gegen das Hauptheer, das bey Merseburg gelagert war, rückte der König selber heran. Da kam ein Schrecken über sie; sie zündeten, nach ihrer Gewohnheit, in der Nacht große Feuer an, um ihren zum Plündern ausgeschiedten Haufen ein Zeichen zu geben, daß sie sich sammelten. Aber am folgenden Morgen war auch schon das deutsche Heer zur Schlacht da. Der König flog von einem Haufen seiner Krieger zum andern, und vor ihm her wehte das Hauptbanner des Heeres, der Engel genannt, weil es mit dem Zeichen des heiligen Erzengels Michael geschmückt war. Voll Kampflust rückten die Deutschen an; aber die feigen Räuber hielten bey dem Anblicke der gepanzerten Reihen nicht Stand, sondern flohen mit solcher Eile, daß es nicht einmal recht zur Schlacht kam; nur im Fliehen wurde noch eine Anzahl von ihnen niedergehauen. Das feindliche Lager mit allen geraubten Schätzen fiel in die Hände der Sieger, und mehrere tausend Gefangene, welche die Ungarn als Sklaven wegführen wollten, wurden befreyt. Da fiel der König Heinrich mit seinem ganzen Heere auf die Kniee, und dankte Gott für den glücklichen Sieg (April 933). — Außer diesem Kriege hat der König auch noch andere zum Schutze des Vaterlandes geführt, hat die Slaven, welche ebenfalls verderbliche Raubeinfälle machten, nicht minder zu Paaren getrieben als die Ungarn, so daß sie ihn ganze Landstrecken sammt den Städten überlassen mußten, die dann mit deutschen Siedlern bevölkert wurden. So hat er einen Theil der Mark Brandenburg mit der Hauptstadt Brennaburg erobert und hier die Markgrafschaft Nord Sachsen zum Schutze gegen die Slaven errichtet; ferner die Markgrafschaft Meissen an der Elbe und Schleswig gegen die Dänen im Norden. — Eben so kräftig, wie er durch diese Einrichtungen den äußern Feinden wehrte, stellte er auch im Innern des Reiches die

Ordnung her. Er war ein gerechter und strenger König, der kein Unrecht duldete; und seine eigene Rechtschaffenheit war ein Muster für viele. Unter einem solchen Könige hatte es mit den Uebeln des Faustrechts sehr wenig zu sagen. Er starb zu Weimleben an der Unstrut, am 2. July 936, im sechzigsten Jahre seines Lebens.

II. Sein Sohn Otto (936 — 973), dem die Fürsten schon bey des Vaters Lebzeiten die Nachfolge versprochen hatten, war eines solchen Vaters würdig. Seine Regierung hat noch mehr Glanz über den deutschen Namen verbreitet und ihn zu dem ersten in der ganzen Christenheit gemacht. Otto hat auch die Kaiserkrone Karls des Großen, welche seit Ludwigs des Frommen Zeit kein deutscher König getragen hatte, wieder auf sein Haupt gebracht, und Italien seiner Herrschaft unterworfen. — Er war von heftigerer Gemüthsart, als sein Vater. Er ist wohl mit einem Löwen verglichen worden, weil er zornig werden konnte, wie ein Löwe, und weil nichts seinem Zorne zu widerstehen vermochte. Aber eben so glich er auch dem Löwen in seiner Großmuth. Denn wenn der Gegner sich vor ihm beugte, so verzieh er ihm gern, und mehr als einmal. Seinem jüngern Bruder Heinrich, der aus Ehrgeiz nach der Krone strebte und sich mit seinen Feinden verband, hat er viermal brüderlich vergeben, obgleich der zänkische Bruder den Streit immer von neuem anfang und ihm sogar nach dem Leben trachtete. Zum vierten Male, als Heinrich kaum noch Vergebung hoffen konnte, benutzte er den Augenblick, als Otto gerade in der heil. Weihnacht 942 in Frankfurt dem mitternächtlichen Gottesdienst bewohnte, und warf sich im Bußkleide, demüthig bittend, vor ihm nieder. Otto hob ihn auf und verzieh ihm; ja er schenkte ihm bald darauf (947), als Unterpfand seiner aufrichtigen Liebe, das Herzogthum Bayern; und von nun an war und blieb auch Heinrich sein treuer Freund bis in den Tod. — Eben so entstand später eine Uneinigkeit mit seinem eigenen Sohne Rudolf und seinem Schwiegersohne

Conrad, Herzog von Franken und Lothringen. Allein auch diese gewann er durch seine Großmuth wieder, und zwar gerade in dem Augenblicke, als aller Deutschen Einigkeit einmal wieder höchst nöthig war. Die wilden Ungarn nämlich hatten, nachdem der Schrecken der Merseburger Schlacht etwas vergessen war, den Entschluß gefaßt, Deutschland von neuem heimzusuchen. Der alte tapfere König Heinrich war todt; vielleicht glaubten sie, es mit dem Sohne leichter aufnehmen zu können. Aber sie hatten ihre Rechnung falsch gemacht. Zwar bis an den Lechfluß in Bayern, da, wo Augsburg liegt, waren sie schon vorgebrungen. Hier aber wartete ihrer Otto mit dem deutschen Heere. Dasselbe war in acht Haufen getheilt: die drey ersten machten die Bayern aus, sie hatten sich am zahlreichsten versammelt, weil sie für ihren eigenen Heerd kämpften; den vierten bildeten die Franken unter dem Herzoge Conrad; der fünfte bestand aus den Auserlesenen des ganzen Heeres, und war unter dem Befehle des Königs selbst; den sechsten und siebenten machten die Schwaben aus, und den achten böhmische Reiter, welche hinter dem Heere das Gepäck bewachen sollten. Hier, wo man es nicht vermuthete, griffen die Ungarn zuerst an, indem sie mit ihren zahllosen Reiterschwärmen durch den Lech schwammen. Das Gepäck ging verloren, und die Böhmen und Schwaben geriethen in Unordnung, aber der tapfere Conrad mit den Franken stellte die Ordnung wieder her. Am folgenden Tage kam es zur Hauptschlacht. Der König und das Heer bereiteten sich durch Gebeth darauf vor. Dann erhob Otto die heilige Königslanze; das Banner des Engels wehte voran, wie bey Merseburg; die Deutschen drangen mit Erbitterung in die Feinde, vor allen her der König Otto selbst. Die Ungarn wehrten sich hier besser als bey Merseburg, und der Streit war sehr blutig. Der Herzog Conrad, der auf diesem Schlachtfelde das Andenken seines Aufruhrs gegen den König auslöschen wollte, kämpfte mit dem größten Heldenmuthe; er gab

den Ausschlag des Kampfes. Aber als er, um Lust zu schöpfen, einen Augenblick den schweren Harnisch löstete, kam unglücklicher Weise ein Pfeil daher geflogen, und traf ihn tödtlich am Halse. Sein Fall wurde tief betrauert, aber auch hart an den Ungarn gerächt; denn diese wurden nun so gänzlich geschlagen, daß von zweyen ihrer Haufen, die über 60,000 Mann stark waren, nur sehr wenige ihr Vaterland wiedersehen. Drey ihrer Anführer, die gefangen waren, wurden gleich Räubern aufgehängt. Dieser herrliche Sieg auf dem Vechfelde wurde im J. 955 den 10. August erfochten, und die Ungarn haben es seit dieser Schlacht nie wieder gewagt, in Deutschland einzufallen. — Noch vor dieser Ungarnschlacht war Otto in Italien gewesen, hatte die verfolgte Unschuld aus den Händen ihrer Verfolger gerettet, und zum Lohn die Herrschaft des ganzen nördlichen Italiens gewonnen. Es war nämlich in Italien eine junge Königswittwe, Adelheid mit Namen, die von ihrem Gemahl schöne Länder geerbt hatte. Ein anderer unrechtmäßiger König, Berengar, wollte sie zwingen, seinen Sohn Adalbert, einen häßlichen, widerwärtigen Menschen, zu heirathen, damit dieser ihr Land erhielte. Adelheid weigerte sich und floh aus seiner Gewalt; sie wurde aber eingeholt, und nun von Berengar und seiner bösen Gemahlinn Willa aufs härteste mißhandelt, geschlagen, mit Füßen getreten, an den Haaren herumgeschleppt, und endlich in einen Thurm des Schlosses Garba geworfen. Einer ihrer Diener und Freunde, der treue Mönch Martin, rettete sie aus dem Kerker, indem er die Mauer des Schlosses untergrub, und sie auf einem Kahne über den Gardasee führte. An dessen Ufer lebte sie, im Gebüsche versteckt, mehrere Tage, durch die Gaben eines gutmüthigen Fischers, und wurde dann von dem Markgrafen Azzo, den Martin herbeigerufen, auf sein festes Schloß Canossa gebracht. Berengar erfuhr dieses kaum, als er herbezog und das Schloß belagerte. Aber der unermüdlche Martin war längst über die Alpengebirge gewandert, und

hatte dem Kaiser Otto einen Brief der unglücklichen Adelheid gebracht, worin diese seine Hülfe anflehte. Otto säumte nicht, ein so ritterliches Unternehmen zu beginnen, zog schnell nach Italien, besiegte Canossa, eroberte Pavia und das übrige Land, und ließ sich zum König von Italien krönen, worauf er die gerettete Adelheid zu seiner Gemahlinn erwählte, und seine Vermählung mit ihr feierte (951). Um den Berengar durch Großmuth zu gewinnen, ließ er ihm die Herrschaft in Oberitalien als ein Lehen unter deutscher Hoheit. Aber der treulose Mann konnte das gegene Wort nicht lange halten. Während Otto mit den Ungarn zu thun hatte, empörte er sich wieder, und verfolgte alle, die es mit den Deutschen gehalten hatten, auf das grausamste. Da zog Otto von neuem mit einem Heere nach Italien, nahm Berengarn mit seiner Gemahlinn gefangen, und schickte sie nach Deutschland; er selbst aber ging weiter nach Rom, und wurde hier 962 von Johann XII. (welcher 955 die päpstliche Würde an sich gerissen), mit dem Beyfall der Geistlichkeit und des Volkes, zum Kaiser gekrönt. Seit 38 Jahren war die Reihe der römischen Kaiser unterbrochen gewesen. Der Papst und die Römer schwuren dem neuen Kaiser den Eid der Treue; und dieser ließ mit goldenen Buchstaben ein Diplom anfertigen, worin er die Schenkungen Pipin's und Carl's des Großen, mit namentlicher Anführung aller Städte, Burgen und Provinzen bestätigte, und die römische Kirche im Besitze derselben zu schätzen versprach. Als aber Otto aus Rom sich entfernt hatte, nahm der Papst den Sohn Berengars Adalbert in die Stadt auf. Darüber erzürnt, kehrte der Kaiser nach Rom zurück. Die Römer mußten den Eid der Treue erneuern, und ihm, nach Einigen, feyerlich schwören, daß sie ohne seine und seines Sohnes Einwilligung nie einen Papst wählen wollten. Der Kaiser veranstaltete nun in der Peterskirche ein Concilium, auf welchem Johann XII. abgesetzt, und Leo VIII. zum Papste gewählt wurde. Nachdem Otto einen zweymaligen Aufruhr

zu Rom unterdrückt hatte, zwang er den in der Festung San Leo belagerten Berengar, sich zu ergeben, schickte ihn dann zur Verwahrung nach Bayern, und kehrte (964) nach Deutschland zurück. Doch schon im nächsten Jahre nöthigte ihn ein neuer Aufruhr der republicanisch gesinnten Römer zum dritten Male nach Italien zu ziehen. Dahin rief er auch seinen dreizehnjährigen Sohn Otto, und ließ ihn (25. Decemb. 967) vom Papste zum Mitkaiser krönen. — Auch mit den griechischen Kaisern in Constantinopel knüpfte Otto noch eine Verbindung an, indem er seinen Sohn, den nachherigen Otto II., mit der griechischen Prinzessin Theophania vermählte, und starb endlich, nach einer langen, thatenreichen Regierung zu Remleben den 7. May 973, im 61. Jahre seines Lebens. Sein Leichnam wurde nach Magdeburg, seinem Lieblingssorte gebracht. Hier hatte er ein Erzbisthum errichtet, welches die Bisthümer Havelberg, Brandenburg und Meissen unter sich hatte, und sie alle waren bestimmt, das Christenthum unter den Slaven in Obersachsen und Brandenburg zu befestigen. Außerdem hat er auch das in Posen, noch weiter nach Osten hin, und im Norden die Bisthümer Schleswig, Ripen und Aarhus angelegt, damit das Evangelium unter den heidnischen Dänen, bis in die äußerste Spitze der jütischen Halbinsel, ausgebreitet würde. So erfüllte Otto die mit der römischen Kaiservürde übernommene Pflicht eines Schutzherrn der Kirche.

III. Unter Otto's II. Regierung (973—983) machte Frankreich den ersten Versuch, den es von dieser Zeit an sehr oft wiederholt hat, das lothringische Land, welches zwischen Deutschland und Frankreich durch die Theilung von Verdun in die Mitte gelegt, und jetzt mit Deutschland verbunden war, an sich zu bringen. Der König Lothar drang bis Aachen vor, und ließ den Adler auf dem Schlosse nach Abend hin kehren, zum Zeichen, daß Lothringen zu Frankreich gehöre. Otto aber kam dem Lande zu Hülfe, trieb den Feind zurück, drang hinwiederum bis Paris vor,

und verbrannte dessen Vorstädte. Dieses geschah im J. 977, und war einer der ersten Züge der Deutschen nach Paris. Im Frieden wurde Lothringen auf immer bey Deutschland bestätigt. — Im J. 980 zog Otto nach Italien, um die Besitzungen in Unteritalien, welche die griechischen Kaiser noch dort hatten, und auf welche er durch die Heirath mit Theophania Ansprüche machte, zu erobern. Die Griechen aber riefen die Araber aus Afrika und von der Insel Sicilien zur Hülfe herbey. Anfangs hatte Otto Vortheile über sie, und eroberte die Stadt Tarent; dann aber, zu kühn gemacht, ließ er sich in einen Hinterhalt locken, und wurde bey Basantello in Calabrien (13. July 982) gänzlich geschlagen. Der Herzog Udo von Franken nebst vielen Großen und Herren, der Bischof Heinrich von Augsburg und der Abt Werner von Fulda blieben auf dem Wahlplatze. Otto selbst floh vor den ihn verfolgenden Arabern nach dem Meere, warf sich mit seinem Pferde in dasselbe, und ward von einem eben vorbey segelnden griechischen, also feindlichen, Schiffe aufgenommen. Hier versprach er, sich nach Constantinopel bringen zu lassen, wenn man ihn vorher zu Rossano in Calabrien aussetzen würde, wo seine Gemahlinn, eine geborne Griechinn, sich mit großen Schätzen befände. Man benachrichtigte Theophanien von dem Schicksale ihres Gemahls, der griechische Befehlshaber aber ließ diesen nicht aus dem Schiffe, und erlaubte Niemanden den Eintritt in dasselbe, als einem deutschen Bischöfe und jenen Mädchen, welche die zugesicherten Schätze überbrachten. Die Griechen von Gelddurst ergriffen, waren eben mit diesen Kostbarkeiten beschäftigt, als Otto sich ins Meer stürzte und an das Ufer schwamm. So entkam er dieser Gefahr; auch hatte die Nachricht von seiner Niederlage soviel Theilnahme erweckt, daß man auf einem Reichstage zu Verona, wo sein dreijähriger Sohn Otto zum Nachfolger erwählt wurde, die Griechen und Araber anzugreifen und selbst Sicilien zu erobern beschloß. Allein ein tiefer Kummer nagte an der Lebenskraft des durch sein Unglück erschütter-

ten Fürsten; er brachte diesen Gram nach Rom, und erlag ihm daselbst (7. Dec. 983) in der schönsten Blüthe seines Lebens.

IV. Otto's III. (983—1002) Minderjährigkeit wäre ein großes Unglück für Deutschland gewesen, wenn nicht Theopania eine löbliche Vormundschaft über ihn geführt, und nachher, als Mutter und Sohn in Italien waren, die Großmutter Adelheid eben so löblich Deutschland verwaltet hätte, wozu sie bestellt war. Feinde lauerten genug umher. So glaubte auch der habfüchtige König Lothar von Frankreich, nun sey der rechte Augenblick gekommen, Lothringen zu gewinnen. Wirklich hatte er schon die Stadt Verdun eingenommen; als er aber Einigkeit in Deutschland sah, gab er den Gedanken auf, und erneuerte den Frieden. — Der junge Kaiser erregte indeß nicht wenig Hoffnungen, auch schien er sich selbst ein hohes Ziel zu setzen; denn als er nach Aachen kam, ließ er Carls des Großen Grab öffnen, nahm das goldene Kreuz von des Reichs Brüst, und trug es auf der seinigen. Seine Bildung war ausgezeichnet; die griechische Mutter hatte ihn selbst unterrichtet, und dann der Abt Gerbert, welcher der berühmteste Mann seiner Zeit war. So wurde Otto kenntnißreich genug. Aber nun fing er an, die noch immer rohen Deutschen zu verachten, und griechische Sitten und Gebräuche anzunehmen. Auch rieth er seinen Sachsen, ihre bürgerliche Grobheit abzulegen und sich nach seiner griechischen Feinheit zu bilden. Und als er 996 nach Italien gekommen war, um neue Unruhen in Rom zu stillen, gefiel es ihm dort so wohl, daß er den Gedanken faßte, Rom zum Hauptsitz seines Reiches zu erheben, wodurch, wenn es geschehen wäre, die ganze Gestalt der europäischen Welt wäre verändert worden. Zum Papste ließ er (999) eben seinen Lehrer Gerbert wählen, welcher den Namen Sylvester II. annahm. Die Römer aber vergalt ihm seine Zuneigung schlecht; denn als er ganz unbeforgt unter ihnen wohnte, und nicht einmal viele Deutsche zu seinem Schutze bey sich hatte, empörten sie sich gegen

ihn, und schlossen ihn drey Tage in seinem Palaste ein, so daß weder Speise noch Trank hinein konnte. So mußte Kaiser Otto erfahren, daß die rauhe Tugend der Deutschen doch viel besser sey, als die glatten Worte und das gebildete Wesen der Wälschen; denn nur durch die Hülfe Herzog Heinrichs von Bayern und anderer Getreuen wurde er aus ihren Händen gerettet. Nun machte er sich bereit, Strafe an dem falschen Volke zu nehmen; aber er starb zu Paterno im J. 1002 (24. Jänner), im 33ten Jahre seines Alters, und zwar, einigen Nachrichten zufolge, an Gift. So war Otto's des Großen ganze männliche Nachkommenschaft in Italien gestorben, und von dem sächsischen Kaisergeschlechte war nur noch der Urenkel Heinrichs des Vogelstellers, Herzog Heinrich (IV.) von Bayern übrig. Es wurde ihm auch, zwar nicht auf einer allgemeinen Wahlversammlung, sondern nur nach und nach von den einzelnen deutschen Stämmen, mit der heiligen Lanze die deutsche Königswürde übertragen.

V. Während Heinrichs II. Regierung (1002—1024) wurde der Anfall des Königreichs Burgund an Deutschland eingeleitet. Es war nämlich dem Grafen von Autun, Boso, einem Schwager des Königs Carl des Kahlen von Frankreich, und Statthalter in der Lombarden, im Jahre 879 gelungen, mit Beystimmung der burgundischen Stände die königliche Würde über dieses Reich wieder zu erlangen. Er nannte sich König von Provence; seine Residenz war zu Arles, und hieroon entstand der Name „das arelatische Reich.“ Zwar verlor er manche Provinz wieder; aber sein Sohn Ludwig vereinigte mit dem väterlichen Erbtheile das dießseits des Jura gelegene Land, und so entstand das cisjuratische Burgund, oder das niederburgundische Reich. Ein zweytes burgundisches Reich entstand, als der Welfe Rudolph von Strettlingen, Herzog in den lotharingisch-helvetischen Landen, den Rest von Lothringen, nämlich die Schweiz dießseits des Flusses Rühr, das Walliser Land und einen Theil von Savoyen an sich brachte und im Jahre

888 zum Könige des oberburgundischen Reichs sich krönen ließ. Beyde burgundische Reiche wurden 930 vereinigt, und standen jetzt unter dem Könige Rudolph III., einem schwachen, von seinen mächtigen Vasallen gedrängten Fürsten. Er hatte keine Söhne, und bestimmte daher seinem Vetter, dem Kaiser Heinrich, die Succession in Burgund, weil er ihm bey der Besiegung seiner Vasallen Hülfe geleistet hatte. Doch geschah der wirkliche Anfall erst in der Regierungszeit seines Nachfolgers. — Heinrich war drey mal nach Italien gezogen: das erstemal (1004), um sich in Pavia zum König in Italien wählen zu lassen, nachdem vorher die Wahl des Markgrafen Harduin von Ivrea für nichtig erklärt worden war; das zweytemal (1014), um sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen; und das drittemal auf Ansuchen des Papstes Benedict VIII., um den Apuliern gegen die Griechen beizustehen (1021). Bey dieser Gelegenheit wies er einem Haufen Normänner, welche als Wallfahrer aus der Normandie nach Apulien gekommen, und von den Einwohnern gegen die Griechen in Sold genommen worden waren, einen Strich Landes im untern Italien an, und legte dadurch den Grund zu einem neuen Staate, der sich in der Folge zu einem eigenen Königreiche erhob. — Besonders zeichnete sich Heinrich durch seine Frömmigkeit aus. Nicht nur wandelte er selbst, gleich seiner jungfräulichen Gemahlinn Cunigundis, auf dem Wege der Unschuld und Gerechtigkeit, sondern er gab sich auch alle Mühe, die Religion in den Herzen und dem Leben seiner Unterthanen herrschend zu machen. Zu dem Ende stellte er viele Kirchen, die in den letzten Zeiten sehr gelitten hatten, wieder her; er stiftete mehrere Klöster, und versah sie mit Einkünften; und weil er wohl wußte, daß heilige Bischöfe das tauglichste Mittel sind, ein Volk zu heiligen, so ernannte er zu den erledigten bischöflichen Sizen nur fromme und gelehrte Männer. Zu Bamberg baute er einen herrlichen Tempel zu Ehren der heil. Apostel Petrus und Paulus vom Grunde auf, und errichtete daselbst, mit Genehmigung

nenaufragang am Montag Morgen sollten alle Schwerter in der Scheide bleiben und jedermann im Frieden seinem Geschäfte nachgehen. Wer gegen den Gottesfrieden sündigte, sollte mit dem Kirchenbann belegt seyn. So war der Friede doch vier Tage in der Woche unter den Schutz der Kirche gestellt, und Conrad bestätigte in der Folge (1038) diese Einrichtung; sie wurde allgemein eingeführt, und hat viel Unglück verhütet, wenn sie auch nicht zu allen Zeiten ganz streng befolgt worden ist. — Bald nach seinem Regierungsantritt zog Conrad nach Italien, und wurde in Mailand zum König der Lombarden, und in Rom (26. März 1027) zum Kaiser gekrönt. Das Fest wurde verherrlicht durch die Gegenwart zweyer Könige, des Königs Rudolph von Burgund, und des großen Königs Canut von Dänemark und England. Mit diesem schloß Conrad enge Freundschaft, vermählte seinen Sohn Heinrich mit dessen Tochter, und ordnete auch nachher die Grenze zwischen Deutschland und Dänemark so, daß der Eider-Fluß zwischen Holstein und Schleswig beyde Länder trennen sollte. Wohl gab er dadurch die Markgrafschaft Schleswig auf, die ohnehin schwer zu vertheidigen war; dagegen gewann er auf andern Seiten. So erneuerte er mit König Rudolph von Burgund den Vertrag, daß nach dessen Tod das Land Burgund an Deutschland kommen sollte; und als Rudolph (1032) gestorben war, nahm er das Land wirklich ein, obgleich ein Theil der Burgunder den Grafen Edo von Champagne herbeigerufen hatte. Auch gegen die Polen und Ungarn führte er Krieg, unterwarf die erstern wieder unter deutsche Oberhoheit, und den Ungarn-König Stephan brachte er zu einem guten Frieden. Ebenso zwang er die slavischen und wendischen Völker, die noch an der Oder und jenseits der Elbe saßen, und Hamburg zerstört hatten, wieder zum alten Gehorsam; die Stadt richtete sich nach und nach aus ihrem Schutte wieder auf. — Noch ist merkwürdig, daß Conrad die Erblichkeit der kleinen Lehen, welche allmählig zur Gewohnheit geworden war, durch eine eigene

Constitution (28. May 1037) zur gesetzlichen Norm erhob. Das Lehen ging nun, nach Gesetzeskraft, vom Vater auf den Sohn und Enkel, vom Bruder auf den Bruder über. Nur durch ein Gericht, das von deutschen Vasallen über ihres Gleichen gehalten wurde, konnte der Vasall sein Lehen verlieren, und der Lehensherr durfte das Lehen nicht ohne Zustimmung des Besitzers veräußern. Durch diese gesetzliche Einrichtung ward für die Folge auch die Erblichkeit der größern Lehen, der herzoglichen, markgräflichen und andern Würden und Besitzungen, vorbereitet. — Von seinem zweyten Zuge nach Italien (1036), wo Seuchen sein Heer weggrafften, und sein eigener Stieffsohn, und seines Sohnes Heinrich junge Gemahlinn starben, brachte Conrad Kränklichkeit zurück. Doch bereifte er nochmal seine deutschen Provinzen; aber ohne die Reise zu vollenden, starb er den 4. Juny 1039 zu Utrecht. Sein Leichnam wurde nach Speyer in die Kirche gebracht, die er daselbst gegründet hatte. Seine Gemahlinn Gisela, eine der edelsten deutschen Frauen, verschmähte jeden Trost, und beweinte den Gemahl in dem Kloster Kaufungen bey Cassel bis an ihren Tod.

II. Es folgte Conrads Sohn, Heinrich III. oder der Schwarze (1039 — 1056), den die Deutschen noch bey des Vaters Lehen gewählt hatten. Er war noch jung; aber die Hoffnung von ihm war groß, und sie zeigte sich nicht unbegründet. Er war von der klugen Gisela früh angehalten worden, seinen Geist auszubilden, besonders durch Lesen von Büchern, welches damals sehr selten war. Kein Kaiser hat kräftiger, wie er, die Kaiserwürde in Italien, Deutschland und den angrenzenden Ländern aufrecht erhalten; und gewaltiger in allen Grenzen seines weiten Reiches geherrscht; nur daß das Licht in Heinrichs Regierung manchmal von dem Schatten einer die Formen des Herkommens und des Gesetzes überschreitenden eigenmächtigen Willkühr verdunkelt ward. So besetzte er die mächtigen deutschen Herzogthümer nach eigenem Willen bald mit verdienten Großen des Rei-

ches, bald mit Gliedern seiner eigenen Familie. In dem rheinischen Franken ließ er die herzogliche Würde ganz unbesezt, und schlug die Einkünfte derselben zur königlichen Kammer. Das Herzogthum Kärnthen ließ er acht Jahre erledigt. Schwaben, das er selbst von seinem Vater übernommen hatte, erhielt erst sechs Jahre nach seinem Regierungsantritte einen neuen Herzog. In Bayern mußte ein ernannter Herzog dem andern, und der Pfalzgraf Conrad dem eigenen Sohne des Kaisers weichen, nach dessen Tode er es seiner Gemahlinn gleichsam als Allodium überließ, das erste Beyspiel dieser Art bey der deutschen Nation. Lothringen theilte er von neuem in zwey Herzogthümer, die er einzeln vergab. Nothwendig erregte er dadurch die Unzufriedenheit der Großen in Deutschland. — Desto mehr ward es ihm zum Ruhme angerechnet, daß er die wilden Ungarn, die noch vor hundert Jahren der Schrecken Deutschlands waren, so demüthigte, daß ihm der ungarische Adel sammt dem Könige den Eid der Treue leistete (1045). Zwar war dieß keine dauerhafte Unterwerfung (schon 1062 endigte sie); allein daß es einmal geschehen, war schon ein Ruhm. — Nach diesem wendete sich Heinrich nach Italien, um die Unordnungen in Rom zu schlichten. Es waren nämlich dort drey Päpste auf einmal, Benedict IX., Sylvester III. und Gregor VI., welche der Kirche von verschiedenen Parteyen aufgedrungen worden waren. Heinrich berief eine Kirchenversammlung nach Sutri; hier wurden alle drey entsezt, und dann in Rom ein Deutscher, der Bischof Suidger von Bamberg, zum Papste gewählt. Er nahm den Namen Clemens II. an, und krönte Tags darauf Heinrich zum Kaiser (25. Dec. 1046). Nach diesem hat Heinrich der Christenheit noch dreyimal ihr Oberhaupt vorgeschlagen; denn die Römer hatten von Neuem versprechen müssen, sich in der Wahl des Papstes dem kaiserlichen Willen zu fügen. — Im Jahre 1055 geschah es, daß König Ferdinand der Große von Castilien und Leon dem Kaiser die schuldige Ehrerbietung versagte, und gegen Recht und Sitte den

Kaisertitel annahm. Da eben ein päpstlicher Legat zur Ausrottung der Simonie zu Tour eine Versammlung hielt, so schickte Heinrich eine Gesandtschaft dahin mit der Klage gegen Ferdinand, und mit der Bitte, die Kirche möge, wenn er auf Anmahnung von seinem Vorsatze nicht abgehe, über ihn die Excommunication und über sein Reich das Interdict legen. Die Väter des Conciliums erkannten die Sache des Kaisers für gerecht, und richteten, mit Bestimmung des Papstes, über den Streit beyder Regenten; entließen dann eigene Legaten an König Ferdinand mit der Drohung und der Bedeutung: er solle dem Beschlusse des heiligen Vaters und der Väter des Conciliums Folge, dem Kaiser aber Genugthuung leisten, und dem angemessenen Titel entsagen; sonst werde die Kirche über ihn und ganz Spanien schwere Strafe verhängen. Der König berief alsbald Bischöfe und Fürsten seines Reichs, und berieth, was zu antworten sey. Da hielt der größere Theil dafür, daß man dem Papste gehorsam seyn wolle; und Ferdinand ließ durch die Legaten zurück antworten, daß er thun werde, was der Stuhl zu Rom befohlen. — Als der Kaiser im J. 1056 mit dem Könige Heinrich von Frankreich in der Gegend von Reims zu einer Unterredung zusammengekommen war, entstand ein Streit unter ihnen, denn der König warf ihm Wortbrüchigkeit vor. Wie es sich geziemte, antwortete Heinrich nur dadurch, daß er dem Könige den Fehdehandschuh hinwarf; und dieser machte sich in der folgenden Nacht davon in seine Grenzen. Nun ging Heinrich nach Sachsen zurück, wo sein Lieblingsfiß Goslar am Harze war, das er von einem schlechten Dorfe zur ansehnlichen Stadt gemacht hatte; hier besuchte ihn Papst Victor, und festliche Tage wurden begangen. Aber plötzlich erkrankte Heinrich auf der Jagd im Gebirge, und starb nach fünf Tagen zu Botthfeld, wohin man ihn gebracht hatte, am 5. October 1056, noch nicht einmal 39 Jahre alt, in Gegenwart des Papstes und vieler Bischöfe.

III. Die Fürsten hatten dem Vater die Nachfolge des

Sohnes, der ebenfalls Heinrich hieß, schon zugesagt, als dieser eben geboren war. Bey seinem Tode nun war der junge König zum Unglück des Reiches erst ein fünfjähriger Knabe, und seine Erziehung sowohl als die Reichsverwaltung waren in den Händen seiner Mutter Agnes, die nur allzubald zeigte, daß sie einer so großen Last nicht gewachsen war. Bald wurde daher Unzufriedenheit rege. An der Spitze der Unzufriedenen stand der Erzbischof Hanno von Cöln, ein eben so frommer und kluger, als fester und strenger Mann. Dieser stellte, um den jungen König aus den Händen seiner Mutter zu bringen, auf Ostern 1062 ein großes Gastmahl auf der Rheininsel Kaiserswerth an, wozu er auch die Kaiserinn und den Sohn einlud; und nach dem Essen beredete er den Knaben, ein eben erbautes, besonders schönes und merkwürdiges Schiff zu besetzen. Kaum aber war dieser hineingestiegen, als die Schiffeute, auf den Wink des Erzbischofs, vom Lande stießen und mitten in den Rhein ruderten. Darüber erschrak der Knabe unmäßig; er sprang unversehens in den Rhein, und wäre sicherlich ertrunken, wenn nicht der Graf Ekbert von Braunschweig rasch nachgesprungen wäre und ihn mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Unter Besänftigung und Tröstung brachte man ihn nach Cöln. An dem Leben der Mutter nagte von nun an schwerer Kummer; und als sie sehen mußte, daß die deutschen Fürsten kein Vertrauen mehr zu ihr hatten, begab sie sich am Ende des Jahres 1063 nach Italien, um das Unglück ihres Hauses zu vergessen in der Sorge für ihre Seele. In solchen Gedanken kam sie nach Rom, bekannte an den Schwellen der Apostel ihre Sünden, nahm den Schleyer, und starb nach 14 Jahren, den 14. December 1077. Der Erzbischof Hanno aber machte eine Verordnung, daß der junge König sich abwechselnd in verschiedenen Hauptstädten von Deutschland aufhalten, und daß immer jener Bischof, in dessen Sprengel er wohnte, die Vormundschaft und Reichsverwaltung haben sollte. Er selbst war wohl nicht fähig, das Herz des Knaben zu ge-

winnen; denn er war streng und gebieterisch, und mochte ihn oft hart behandeln. Dagegen befand sich unter den übrigen Bischöfen ein ganz anderer seiner und einschmeichlicher Mann, der Erzbischof Adalbert von Bremen, der den Knaben dadurch zu gewinnen mußte, daß er ihm in allem den Willen ließ. Als nun Hanno einst eine Reise nach Rom machte und lange abwesend war, bemächtigte sich Adalbert gänzlich des jungen Fürsten. Jetzt brachen in Heinrich alle Leidenschaften mit Heftigkeit hervor; für ihre Befriedigung opferte er alles; und so gingen seine guten Anlagen bald gänzlich zu Grunde. Er wurde heftig, ungenügsam, jähzornig und wollüstig. An Kraft und Muth in einzelnen Augenblicken hat es ihm als König nicht gefehlt, aber wohl an demjenigen, wodurch die Könige in den Augen der Völker am ehrwürdigsten werden, an Ruhe, Standhaftigkeit und Gerechtigkeit. Bald war er stolz und hart, bald demüthig und verzagt; im Siege war er grausam, und wenn Unglück über ihn kam, ließ er sich oft zu den kriechendsten Demüthigungen herab.

Als Heinrich nach dem Gesetze mündig geworden war, zeigte sich bald, daß er die Liebe von keinem seiner Völker zu gewinnen mußte; mit einem derselben, den Sachsen, lebte er sogar bald in bitterer Feindschaft. Adalbert von Bremen, der gern das ganze nördliche Deutschland von sich abhängig gemacht hätte, haßte die weltlichen Fürsten, und hätte sie gern von der kaiserlichen Macht vernichtet gesehen; besonders haßte er die sächsischen Fürsten, seine Nachbarn, die seinen ehrgeizigen Absichten am meisten im Wege standen. Diesen Haß hatte er auch dem jungen Könige eingeflößt, und dieser legte ihn sogleich, nachdem er die Regierung angetreten hatte, in seiner Unbesonnenheit offen an den Tag. Den Tapfersten aller sächsischen Fürsten, den Grafen Otto von Nordheim, dem seine Mutter das Herzogthum Bayern anvertraut hatte, entsetzte er, einer unbewiesenen Beschuldigung wegen, seines Herzogthums; das für hatte er aber auch an diesem Otto einen tapfern und

gefährlichen Feind sein Lebenlang. Das ganze sächsische Volk erbitterte er durch viele Zeichen seines Widerwillens, vorzüglich aber dadurch, daß er im sächsischen Lande, besonders in den Gebirgen des Harzes und in Thüringen, viele feste Schlösser baute und mit Besatzung versah, um das Volk desto besser in Gehorsam zu halten. Er wohnte meistens in der Stadt Goslar, bey welcher er reiche Bergwerke hatte, und dieses war für die Sachsen sehr lästig; denn die Kosten des königlichen Hoflagers mußten von der Landschaft getragen werden, wo sich dasselbe jederzeit befand. Unter seinen Schlössern am Harze war das stärkste die Harzburg, seine Lieblingsburg, den Sachsen aber vor allen verhaßt. Im Volke ging die Sage, ihre alte Freyheit sollte nun mit Gewalt zu Grunde gerichtet werden; und das Mißtrauen stieg auf den höchsten Grad, als Heinrich den sächsischen Prinzen Magnus, den Sohn des ganz alten Herzogs Erduß und Erben des Landes, der sich seines Freundes Otto von Nordheim angenommen hatte, gefangen nahm und Jahr und Tag im Gefängniß hielt, gleich als wollte er das sächsische Haus gänzlich aussterben lassen. Da schlossen die vornehmsten sächsischen Fürsten einen Bund gegen den König Heinrich. Es waren die Bischöfe von Magdeburg, Halberstadt, Meissen, Merseburg, Hildesheim, Minden und Paderborn; dann die Markgrafen Udo von Nordachsen, Dedi von Meissen, und Ekbert von Thüringen, nebst mehreren Grafen, Aebten und andern Herren; an der Spitze aller aber Otto von Nordheim. Sie sammelten ihre Kriegsvölker ganz in der Stille, und als Heinrich, nichts ahnend, im J. 1073 in Goslar saß, trat unerwartet eine Gesandtschaft der Sachsen vor ihn und legte ihm folgende Bedingungen vor: „Er solle die gefangenen sächsischen Fürsten losgeben, seine festen Schlösser in Sachsen niederreißen, das sächsische Land nicht immer mit seinem Hoflager drücken, überhaupt aber die schlechten Rathgeber von sich entfernen, und nach dem Rathe der Fürsten regieren. Wenn er das alles erfülle, so solle er an ihnen treue Unterthanen haben.“

Heinrich gab den Gesandten eine schønne Antwort; aber bald bereute er sie, als 60,000 Sachsen vor Goslar erschienen. Mit genauer Noth konnte er nur noch eben nach der Harzburg, und von da in drey schauerlichen Tagen und Nächten durch die einsamen Wälder des Harzes, von einem Jäger geführt, nach Eschwege an der Werra entfliehen, von wo er sich nach Hersfeld und dann nach Tribur begab, um die übrigen deutschen Fürsten gegen die Sachsen aufzubieten. Es kamen ihrer mehrere, und Heinrich erniedrigte sich so sehr, daß er sie fußfällig um Hülfe anflehte. Allein er selbst war schon allgemein durch seine eigene Schuld verachtet und verhaßt geworden, und mußte nun im Augenblicke der Noth erkennen, daß der Uebermüthige sich keinen Freund erwerben kann. Die Fürsten verließen ihn; ja sie gingen schon damit um, ihn abzusetzen und einen andern König zu wählen. Die Sachsen hingegen benutzten die Zeit zu ihrem Vortheile, belagerten und brachen fast alle seine Festen in ihrem Bande, befreysten ihren Herzog Magnus aus der Gefangenschaft, und gewährten dem bedrängten Könige, der unter jeder Bedingung mit ihnen Frieden haben wollte, denselben nicht eher, als bis er alles versprach, was sie früher von ihm verlangt hatten. Sogar seine geliebte Harzburg mußte er, mit Thränen in den Augen, der Zerstörung preisgeben. Doch hatte er sich die Schonung der eben dort angelegten Kirche ausbedungen; allein das sächsische Volk war so erbittert, daß es Kirche und Altar verwüstete, das kaiserliche Familiengrab aufriß, und die Gebeine von des Kaisers Bruder und verstorbenem Söhnchen beschimpfte. Die Fürsten konnten dem zornigen Haufen nicht wehren, obgleich sie wohl fühlten, daß dieser Frevel ihre bis dahin gute Sache verderben werde. Und so geschah es auch. Heinrich stellte das Betragen der Sachsen als eine Schandung des Heiligthums und als die strafbarste Treulosigkeit dar, und forderte das ganze Reich zum Kriege gegen sie auf. Auch war er durch das Unglück etwas vorsichtiger geworden, beleidigte die Großen in Deutschland nicht mehr

so oft durch seinen Uebermuth, sondern war freundlich und nachgiebig, und gewann den Einen durch dieses, den Andern durch jenes Mittel; und so gelang es ihm wirklich, im J. 1075 ein großes Heer gegen die Sachsen zusammenzubringen. Diese hatten das nicht erwartet und sich nicht gehörig gerüstet; dazu waren sie diesmal nicht recht einig unter sich selbst, und so mußte ihre Sache schlecht gehen. Sie wurden in einer Schlacht an der Unstrutt, nicht weit von Langensalza, gänzlich auf's Haupt geschlagen (13. Juny). Nun küßte der König seine Rache in vollem Maße, verwüstete ganz Thüringen und das fruchtbare Land bis Halberstadt und Magdeburg hin, und wurde endlich nur durch das Zureden der übrigen Fürsten dahin gebracht, daß er seinem Zorn ein Ziel setzte. Er machte einen Frieden mit den Sachsen, nachdem ihre Großen (unter denen mehrere Bischöfe waren) sich auf der Ebene bey Spira in Thüringen, im Angesichte seines ganzen Heeres, demüthig ihm unterworfen hatten. Aber so wenig großmüthig handelte er, daß er dieselben dennoch gefangen nehmen und in Kerker werfen ließ, ihre Güter und Kirchen aber an andere vergab. Dadurch konnte der Same des Hasses nicht ausgerottet werden, und Heinrich ist noch hart bestraft worden für seine Grausamkeit.

Die Sachsen wendeten sich mit ihren Klagen nach Rom an den Papst Gregor VII. Dieser, vor seiner Wahl genannt Hildebrand, der Sohn eines Zimmermanns zu Saone, war, da er sehr vorzügliche Geistesgaben zeigte, vom Papste Leo IX. unter Kaiser Heinrichs III. Regierung aus dem Kloster zu Clugny mit nach Rom genommen, und dort zum Subdiaconus, und nachher zum Erzpriester erhoben worden. In dieser Stelle hatte er einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten der Kirche ausgeübt. Mehrere Päpste waren von ihm ausgesucht, und wurden durch seinen Geist geleitet. Er war es, der den Papst Nicolaus II. darauf aufmerksam machte, wie nothwendig es sey, dem frevelhaften Beginnen derjenigen zu begegnen,

welche nach dem Tode eines Papstes die päpstliche Würde durch Bestechung, durch heimliche oder öffentliche Gewalt, oder durch andere unerlaubte Wege an sich zu bringen trachten, und bewirkte so auf einem in Rom gehaltenen Concilium von 113 Bischöfen die Verordnung: „Mit dem Ableben dieses Hauptes der Kirche sollen vorerst die Cardinal-Bischöfe mit Bedacht und Sorgfalt die Wahl verhandeln, dann die Cardinal-Cleriker zum Rath rufen, und endlich der übrige Clerus sammt dem Volke der neuen Wahl ihre Einstimmung geben, auf daß verhütet werde, daß nicht die Seuche der Amtsverkäuflichkeit einschleiche. Also sollen die religiösesten Männer Führer der Wahl, die übrigen Folgende seyn. Gewählt aber werde aus dem Schooße der Kirche (zu Rom) selbst, wer fähig gefunden wird: wird keiner gefunden, auch aus einer andern, einer Tochter der Mutter aller. Jedoch geschehe die Wahl unbeschadet der schuldigen Ehre und Hochachtung gegen unsern geliebten Sohn Heinrich, der für jetzt als König gilt und mit Gottes Gnade als künftiger Kaiser gehofft wird, so wie wir es ihm und seinen Nachfolgern zugestanden, wenn sie persönlich dieses Recht vom apostolischen Stuhle werden erhalten haben. . . . Wer gegen diese Anordnung, seys durch Empörung oder anmassende Gewalt, sich ordiniren läßt, soll mit den Urhebern seiner Erhebung, Günstlingen und Anhängern durch ewigen Fluch von der Schwelle der Kirche Gottes verstoßen, als Feind und Zerstörer aller Christenheit verworfen, und sofort seines Amtes entsetzt seyn.“ — Als Alexander II. nach zwölfjähriger Regierung gestorben (1073), wählte man bey zahlreicher Versammlung den Cardinal Hildebrand. Aber dieser verweigerte, wider alles Erwarten, die Annahme der hohen Würde. Da sprach Hugo Candidus: „Das ganze Volk weiß die Gefahren, aus welchen du die Kirche errettet, und wie du sie erhöht hast.“ Als bald ward die Wahl verlesen, während Hildebrand unter Thränen noch um Losslassung bath. Alles umsonst. Selbst Heinrich IV., an

welchen er sich mit der Bitte wendete, die Wahl nicht zu bekräftigen, schlug ihm sein Gesuch ab, weil er sich der Demuth des Prälaten freute. So bestieg denn Hildebrand als Gregor VII. den heiligen Stuhl. — „Jetzt (sagt Rühß in seinem Handbuche der Geschichte des Mittelalters) arbeitete er mit aller Kraft seines festen Willens, mit der Sicherheit, die nur die Ueberzeugung von einer guten Sache eingiebt, und mit der unerschütterlichen Standhaftigkeit, die selbst durch das Unglück erhöht wird, an der Ausführung jenes Entwurfs, für den er schon vorher wirksam gewesen war. Das Ziel seines Lebens war kein geringeres, als die Rechte der Kirche, ihre völlige Unabhängigkeit von jeder Staatsgewalt und von allem Einflusse der weltlichen Macht über jeden Streit zu erheben. Er ging von dem wahren und einfachen Gedanken aus, daß, wenn die Päpste die Nachfolger Christi seyn sollten, sie die Vorsteher seines Reiches, der ganzen Christenheit, wären, dessen höchster Zweck die Erhebung zur Sittlichkeit und zu geistiger Reinheit sey. Diesen Zweck als den einzigen geltend zu machen, dem jede irdische und politische Rücksicht untergeordnet werden müßte, war in seiner Vorstellung die erhabene Bestimmung eines wahren Papstes. Um die Verwirklichung dieser Idee, nicht um die Befriedigung eines eiteln Ehrgeizes oder sinnlicher Triebe war es einem Manne zu thun, den die nüchterne Klügeley einer modischen Austerweishheit und eine unverzeihliche Verwirrung von Begriffen, die auf seine Zeit keine Anwendung finden, nur zu oft ungerecht herabgesetzt und falsch gewürdigt hat.“

Zuerst richtete Gregor sein Augenmerk auf eine durchgreifende Verbesserung und Verjüngung des geistlichen Standes selbst. Die Klage über die Sittenlosigkeit des Clerus war allgemein: viele unwürdige und lasterhafte Männer hatten sich durch Geld und andere verwerfliche Mittel geistliche Pfründen und Stellen erworben. Dieser Simonie mußte durchaus ein Ende gemacht werden; und Gregor richtete, nicht wie bisher von seinen Vorfahren geschehen

war, seine Angriffe bloß gegen die Käufer, sondern auch gegen die Verkäufer. Schon im Jahre 1074 eröffnete er ein Concilium in Rom, auf welchem folgende vier Beschlüsse abgefaßt wurden: „1. Kein Cleriker erlangt sofort irgend einen kirchlichen Grad oder ein geistliches Amt durch Simonie. 2. Eine durch Geld erlangte Kirche kann Keiner behalten, Keiner darf die Rechte einer Kirche kaufen oder verkaufen. Die heilige Schrift, Beschlüsse aller Concilien, und Aussprüche der Väter verdammen die Käufer und Verkäufer geistlicher Würden; selbst die Vermittler dieses Handels können der Verdammniß nicht entgehen. 3. Unenthalt samen Clerikern ist jegliches Amt des Altars untersagt. Keiner soll ein Weib nehmen, und wer eines hat, dasselbe entlassen, oder abgesetzt werden. Auch soll hinfort Keiner ein kirchliches Amt annehmen, der nicht zuvor feyerlichst die strengste Ehelosigkeit angelobt hat. Das ist Beschluß der heiligsten, ältesten Concilien. 4. Das Volk soll die Amtsdienste solcher Cleriker nicht annehmen, welche es die apostolischen Verordnungen übertreten sieht. Das ist Vorschrift aller Concilien.“ Und auf einem zweyten großen Concilium zu Rom im J. 1075 ward der wichtige Beschluß gegen die Investitur der Geistlichen durch Laien abgefaßt, so zwar, daß nicht bloß die Zeichen geistlicher Gerichtsbarkeit, die bey der Belehnung der Bischöfe gebraucht wurden, Ring und Stab, untersagt, sondern die Belehnung selbst völlig aufgehoben wurde, unter der Strafe des Kirchenbannes für den Belehner wie für den Belehnten. Dieser Beschluß wurde auch sogleich an mehreren Personen in Frankreich, Italien und Deutschland vollzogen. Selbst vom Hofe des deutschen Königs wurden fünf, auf deren Anrath geistliche Stellen waren verkauft worden, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, und, wenn sie bis zum vierten Monat nicht vor den römischen Stuhl zur Buße kämen, sofort der Bann auf sie gelegt. Damit wollte Gregorius wohl auch dem Könige ein ermahnendes Vorzeichen seiner Handlungsweise geben. Zwar hatte dieser

schon im Herbst 1073 an den Papst geschrieben: „Weil das Reich und Priesterthum, um gut zu stehen, gegenseitiger Hülfe bedürfen, so ist Eintracht und Liebe unter den Häuptern nothwendig. Freylich habe ich in Allem dem Priesterthume noch nie weder Recht noch geziemende Ehre zugelassen, und das von Gott mir verliehene Radeschwert nicht gegen die Schuldigen zur richterlichen Strafe gezogen. Nun aber bin ich in mich gekehrt, und bekenne in eigener Anklage Euch als dem nachsichtigsten Vater meine Vergehen. O wie lasterhaft und unglücklich habe ich, theils durch Eingebung schmeichelnder Kindheit, theils aus Freyheit meiner gewalthaberischen und herrschsüchtigen Macht, theils durch Verführung anderer, deren Rath ich befolgte, gesündigt im Himmel und vor Euch, und bin nicht würdig des Namens Eures Sohnes! Ich habe nicht nur Kirchengut angefallen, sondern auch an die Unwürdigsten und von simonischer Galle Erbitterten Kirchen verkauft, und diese, nicht wie es sich ziemte, vertheidigt. Nun aber bitte ich, da wir allein ohne Eure Autorität Kirchen nicht verbessern können, Euch darin, wie in allen Dingen, demüthig um Euren Rath und Beystand. Mit aller Sorgfalt soll in Allem Eure Belehrung befolgt werden.“ — Aber wer diese Belehrung nicht befolgte, sondern vielmehr in seiner bisherigen Ungerechtigkeit fortfuhr, war Heinrich; und alles Wahren des Papstes durch sich und andere war vergeblich. Die Spannung zwischen beyden wurde immer größer. Jetzt kam die Gesandtschaft der Sachsen und berichtete dem Gregor den schrecklichen Zustand des Reichs: „Nicht mehr Vernunft und Mäßigung seyen die Mittel der Regentschaft, sondern Geiz und Hoffart und Muthwillen die steten Gefahren des Königs. Darum rufe die Kirche um Hülfe in ihrer Noth. Einige seyen die Herren geworden durch Raub und Mord, über allen andern liege harte Knechtschaft, der König treibe nichts als Jagden, und befriedige nur seine Begierden; seiner Laster Zahl und Art sey unaussprechlich. Die Diener und Genossen derselben seyen

seine Rathgeber: mit diesen erwähle er Bischöfe, Prälaten und Aebte. Solch ein König sey keines Thrones würdig. Nun aber sey das römische Kaiserthum ein ewiges Lehen des Stuhls zu Rom. Also werde der Papst und das Volk zu Rom auf bessere Verwaltung des Reiches sehen, und auf einer Fürsten-Versammlung den zum Könige erkennen, welcher solches Amtes würdiger sey.“ Da ließ Gregor dem Könige in einem Schreiben wissen: „Er soll die gefangenen Bischöfe alsbald freylassen, und ihnen Kirchen und Güter wieder geben. Auf einem Concilium, wo auch der Papst erscheinen werde, solle entschieden werden, ob die Bischöfe ihre Würden verlieren, oder für erlittenes Unrecht Genugthuung erhalten sollen. Wolle aber der König den kirchlichen Beschlüssen nicht Folge leisten, und die Gebannten nicht sogleich von sich entfernen, so solle ihn das Schwert des Fluchs von der Gemeinschaft der Kirche trennen.“ Diese Drohung des Bannes brachte den Zorn des Königs in vollen Ausbruch. Nicht nur ließ er die gefangenen Bischöfe nicht frey; nicht nur vergab er mittelst Ring und Stab das Erzbisthum Cöln, mit der Drohung gegen die unzufriedenen Cölner, daß sie entweder diesen Bischof, oder keinen haben sollten; sondern er ließ auf einem von Bischöfen und Aebten gehaltenen Concilium zu Worms (1076) den Papst förmlich absetzen, und unterzeichnete der erste die Absetzungs-Urkunde. Darauf entließ er Gesandtschaften nach Italien, besonders an die Lombarden und die Bischöfe der anconischen Mark, mit schriftlicher und mündlicher Ermahnung, daß sie die Absetzung des auch ihnen widrigen und feindlichen Papstes unterzeichnen möchten. Die Römer suchte er durch Besenkungen und Versprechungen zu gewinnen, und in einem eigenen Briefe ihre Feindschaft „gegen den Mönch Hildebrand“ aufzuregen: „Erhebt euch gegen ihn, ihr Treuesten, und der Erste in der Treue sey der Erste in seiner Verhammung. Wir sagen aber nicht, daß ihr sein Blut vergießen sollt, zumal da ihm nach der Absetzung das Leben eine größere

Estrafe seyn wird, als der Tod; sondern, daß ihr ihn zwingt, sobald er vom Stuhle nicht heruntersteigen will, und einen, auf euren und aller Bischöfe gemeinsamen Rath von Uns zum apostolischen Stuhl gewählten Bischof annehmet, der, wo jener die Kirche verwundet, sie heilen könne und wolle.“

Ein Geistlicher der Kirche zu Patma, Roland, brachte diesen Brief und die übrigen Beschlüsse nach Rom. Da nun der Papst eben eine Synode angesagt hatte, die in einigen Tagen eröffnet werden sollte, so eilte der Gesandte, auf dieser zu erscheinen. Er kam noch einige Tage zuvor. Man konnte nicht enträthseln, was diese schnelle, unverhoffte Ankunft eines königlichen Sendboten bedeuten sollte; denn er gestand keinem, selbst nicht seinen oder des Königs vertrauesten Freunden den Zweck seiner Gesandtschaft. Die Bischöfe versammelten sich in der Laterankirche; der Papst saß auf einem erhabenen Sige. Da trat Roland ein, sagte an, daß er als Gesandter auf seines Königs Befehl aus Deutschland in diese Versammlung komme, wandte sich zum Papste, und sprach: „Der König, mein Herr, und alle Bischöfe über dem Gebirge und in Italien verkündigen dir den Befehl: du sollst den dir angemessenen Stuhl Sct. Petri und die römische Kirche unverzüglich verlassen; denn es ist nicht recht, ohne die Anordnung jener und ohne kaiserliche Bewilligung zu solcher Ehre sich zu erheben.“ Hierauf zum Clerus gewandt, fuhr er fort: „Euch ihr Brüder, wird angesagt, daß Ihr zu nächstem Pfingstfeste euch vor dem Könige stellen sollt, aus den Händen desselben einen Papst und Vater zu erhalten; weil dieser nicht als ein Papst, sondern als ein reißender Wolf erfunden worden ist.“ Bei diesen Worten sprang der Bischof von Porto, ein eifriger, hitziger Mann, von seinem Sige, und rief: „Ergreift ihn!“ Da drangen der Präfect der Stadt, der mit Bewaffneten zugegen war, Richter und römische Große auf Roland ein, zogen die Schwerter, ihn vor dem Papste zu ermorden: dieser aber trat vor sie hin, wehrte ihrem Ansturme, be-

läufigte die Gemüther, und gebot Mäßigung im Born und festen Muth in Anfechtung. Hierauf nahm er das Absetzungsdecret und die Briefe vom Könige, und las sie laut der Versammlung mit bewundernswürdiger Fassung vor. Diese waren folgenden Inhalts: „Heinrich, nicht gewaltmässig, sondern nach Gottes frommer Anordnung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch! Diesen Gruss hast du durch deine Verwirrung verdient, der du keinen Stand in der Kirche übergangen, welchen du nicht der Ehre, sondern der Verirrung, nicht des Segens, sondern des Fluchs theilhaftig gemacht hast. Um nur von Wenigem und besonders Erheblichem zu sprechen: die Regierer der heiligen Kirche, Erzbischöfe, Bischöfe und Priester hast du, als Gesalbte des Herrn, nicht etwa bloß anzutasten dich nicht gescheut, sondern sogar wie Knechte, die nicht wissen, was ihre Herren thun, unter deine Füße getreten; und durch diese Bertretung hast du die Gunst vom Munde des gemeinen Hausens erworben, und geglaubt, daß jene nichts wissen, du aber Alles kennest. Diese Kenntniß aber hast du nicht zur Erbauung, sondern zur Zerstörung anzuwenden dich bemüht; also, daß der heil. Gregorius, dessen Namen du dir angemast, nach unserer Meinung mit Recht von dir geweissaget hat, wenn er spricht: Aus dem Uebersusse der Untergebenen wird meist des Vorgesetzten Geist erhoben; denn er meint, er wisse Alles, wenn er sieht, er vermöge mehr als Alle. Und wir haben das Alles geduldet, weil uns daran lag, die Ehre des römischen Stuhls zu erhalten. Allein du hast unsere Demuth für Furcht genommen, daher dich auch erfrecht, dich selbst gegen die, uns von Gott zugestandene königliche Würde zu erheben, zu drohen, sie uns zu entreißen, gleich als hätten Wir unsere Herrschaft von dir erhalten, oder als sey Königreich und Kaiserthum in deiner, nicht in Gottes Hand, da doch Christus unser Herr uns zur Königskrone, dich aber nicht zum Priesterthume gerufen hat. Du bist auf den Stufen emporgestiegen, welche List und Trug heißen und versucht werden,

hast durch Selbst Gunst, durch Gunst eiserne Gewalt, durch diese den Stuhl des Friedens bestiegen; und von diesem herab den Frieden gestört, indem du Untergebene gegen Vorgesetzte bewaffnest, und unsere von Gott berufenen Bischöfe als nicht von Gott berufene zu verachten lehrst, und den Laien ihre Gewalt über Priester — selbst abzugeben und zu verdammen, — die sie von Gottes Hand durch Auflegung bischöflicher Hände zum Belehnen erhalten, entriffen hast. Auch mich, obgleich ich unwürdig unter den Gesalbten zum Reiche gesalbet bin, hast du angetastet, da doch die Lehre der heiligen Väter sagt, daß nur Gott mich richten, und ich um keines andern Verbrechens abgesetzt werden könne, als wenn ich vom Glauben weiche; da selbst Julian, den Abtrünnigen, die weisen Väter allein dem Gerichte Gottes überließen. Der heil. Leo, ein wahrer Papst, sagt auch: fürchtet Gott, ehret den König! Weil du aber Gott nicht fürchtest, ehrest du auch mich, seinen Geordneten, nicht. — Du also mit Fluch Behafteter, und auf unser und aller Bischöfe Gericht Verdamnter, steige herab! Verlaß den angemachten apostolischen Stuhl! Es soll ein Anderer auf den Stuhl Sct. Petri steigen, der nicht mit Religion seine Gewaltthätigkeiten umhüllt, der die rechte Lehre Sct. Petri lehret. Ich, Heinrich, durch Gottes Gnade König, und alle unsere Bischöfe sagen dir: steig herab! steig herab!“

Die Bewegung über diese Briefe war so groß in der Versammlung, daß nur mit vieler Mühe der königliche Gesandte gerettet werden konnte. Der Papst fand für gut, die Synode am folgenden Tage wieder zu eröffnen. Vor hundert und zehn Bischöfen sprach der Papst davon, wie er sonst den König freundlich und schonend behandelt und väterlich zurechtgewiesen. Nachdem erhob sich die ganze Versammlung, und ermunterte den Papst, über den König, als einen Lasterer, Dränger und Tyrannen den Bann zu sprechen, „sie wollten den Papst, ihren Vater, nie verlassen, ihm beständig helfend zur Seite stehen, und selbst den Tod für ihn nicht scheuen.“ Da stand Gregorius auf, sprach,

auf allgemeinen Zuruf der Versammlung, den König in den Bann, und begann also: „Heiliger Petrus, der Apostel Fürst! neige, wir flehen, zu uns dein Ohr: höre mich, deinen Knecht, den du von Kindheit an ernährt, und bis zu diesem Tage aus der Hand der Gottlosen befreit hast, die mich um die Treue zu dir gehast haben und noch hassen. Du bist mein Zeuge, und die Mutter Gottes, und Sct. Paulus, dein Bruder unter allen Heiligen, daß deine heilige Kirche zu Rom wider meinen Willen mich zu ihrer Regierung gezogen hat; daß ich es nicht für Raub gehalten, deinen Stuhl zu besteigen; und daß ich mein Leben lieber in der Pilgrimschaft hätte beendigen, als in weltlicher Gefinnung für zeitlichen Ruhm diese Stelle an mich reißen mögen. Kraft deiner Gunst und nicht um meiner Werke willen, glaube ich, gefiel und gefällt es dir, daß das hauptsächlich dir anvertraute christliche Volk mir gehorche, vorzüglich für deine, mir anvertraute Verwaltung; daß um deinetwillen von Gott mir die Gewalt zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden verliehen ist. Demnach, auf dieses Vertrauen gestützt, untersage ich, für die Ehre und Vertheidigung deiner Kirche, im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, kraft deiner Macht und Würde, Heinrich dem Könige, dem Sohne Heinrichs des Kaisers, der gegen deine Kirche mit unerhörtem Stolze sich erhoben, die Regierung des ganzen deutschen Reichs und Italiens, und entbinde alle Christen des Eids, den sie ihm gegeben oder geben werden, und verbiete, daß jemand ihm als Könige forthin diene. Denn es ist gerecht, daß, wer die Ehre deiner Kirche zu vermindern sucht, die eigene Ehre, die er zu haben scheint, verliere. Und weil er wie ein Christ zu gehorchen verschmäht, nicht zum Herrn zurückkehrt, den er durch Gemeinschaft mit Gebannten und durch viele verkehrte Thaten verlassen, und meine Ermahnungen, die ich ihm zu seinem Heile gegeben, verschmäht — wovon du Zeuge bist — und sich von deiner Kirche, im Beginn sie

zu trennen, losgerissen: so binde ich ihn an deiner Statt mit den Banden des Fluchs, auf daß alle Völker wissen und prüfen, daß du bist Petrus, und Jesus der Sohn des lebendigen Gottes, der auf diesen Felsen seine Kirche erbaut hat, und daß die Pforten der Hölle nichts gegen sie vermögen werden!" Noch traf einige Bischöfe der Bannfluch; gegen andere, deren Rath der König befolgte, wurde der Bann erneut; den übrigen aber, die mit in Worms gewesen, wurde ein Tag angesagt zur Entscheidung ihrer Sache: stellten sie sich nicht, so sollte gleicher Kirchenbann über sie kommen. Es kamen aber noch am nämlichen Tage an den Papst Briefe aus Deutschland von manchen Bischöfen, worin sie ihren Irrthum bekannten, um Vergebung flehten, und fest versprachen, hinfort ihm allen Gehorsam zu erweisen. Die Bischöfe von Lombardien, welche das königliche Absehungsbecret unterschrieben hatten, wurden sämmtlich von ihrem Amte suspendirt und von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Nach dem Schlusse der Synode verfaßte der Papst zwey Schreiben, Eines an die ganze Christenheit, das Andere an die deutschen Stände, Bischöfe, Herzoge, Grafen. In dem letztern sagte er: „Sollte Jemand diesen Beschluß für ungerecht oder unvernünftig halten, so habe dieser, wenn er nicht auf die heiligen Verordnungen hören wolle, es mit ihm zu thun; er möge sich dann nicht mit dem, was er (der Papst), sondern mit dem, was göttliche Autorität lehre, was sie entscheide, was der einstimmige Ausspruch der heiligen Väter anordne, geduldig beruhigen. . . Werde indeß der König seine Gesinnungen ändern, so werde ihn der Papst, was jener auch gegen ihn unternommen habe, in die heilige Gemeinschaft der Kirche wieder aufnehmen.“

Der König war eben, nachdem er seine Herrschaft in Sachsen durch Errichtung neuer Burgen und Befestigung der alten gesichert glaubte, zur Ostersfeier nach Utrecht gegangen, als sein Gesandter, den er nach Italien geschickt hatte, vor ihn trat, und ihm den Bannspruch zeigte. Im

ersten Augenblick war Heinrich sehr betroffen; doch auf des Bischofs Wilhelm von Utrecht Zureden verbarg er die Bestürzung und schien gleichgültig. Am hohen Feste selbst hielt der Bischof eine furchtbare Lasterrede über den Papst; mit stürmender Beredsamkeit sprach er von desselben Meineid, Ehebruch und falschem Apostelamt, und schloß dann den Vortrag in höhnnendem Tone: „Von einem solchen sey der König in Bann; aber ein solcher Bann sey ja ein höchst lächerlich Ding!“ Kaum aber war das Fest beendigt, so befiel den verläumberischen Bischof eine schwere Krankheit, unter Jammerqualen des Körpers und der Seele sprach er zu einem Diener des Königs: „Berichte dem Könige, daß ich und er und alle, die seine Verfehrtheit begünstigen, auf ewig verdammt sind!“ und starb dann in Verzweiflung. Schneller Tod traf auch mehrere Freunde Heinrichs, unter andern die Bischöfe von Reiz, von Meissen, von Speyer. Die Nachricht hievon durchlief bald ganz Deutschland, und schrecklich setzte man diesen Untergang der Fürsten in Verbindung mit dem Banne über den König und dessen ganzen Anhang. So groß war die Furcht vor des Papstes Spruch, daß alle die, welche die gefangenen Fürsten der Sachsen in Verwahr hatten, dieselben ohne des Königs Vorwissen frey gaben. Der König selbst schrieb nach Worms auf das Pfingstfest einen Fürstentag aus, um, wie er vorgab, gemeinsam zu berathen, was dem Reiche Noth thue; aber keiner der Fürsten erschien. Er verlegte den Tag nach Mainz, und fügte der Ansagsmahnung die dringende Bitte bey, daß die Fürsten erscheinen möchten; aber auch wieder umsonst. Vielmehr traten die Herzoge Rudolph von Schwaben, Bertold von Kärnthen und Welf von Bayern, dann die Bischöfe Adelbero von Würzburg, Adelbert von Worms und Andere in Ulm zusammen, und bestimmten, daß auf den 15. October 1076 alle zu einem großen Fürstentage nach Tribur kommen sollten, denen des Reiches Wohlfahrt am Herzen liege; dieser Tag sollte dienen, den mancherley Fehden, welche seit vielen Jahren den kirchlichen Frieden

getrübt, ein Ende zu machen. Als bald gingen Sendboten durch Schwaben, Bayern, Sachsen, Lothringen und Franken an alle Fürsten und GroÙe, und sagten die wichtige Versammlung an, bittend, daß alle Entschuldigung des Nichtkommens vermieden werden möge; denn es gelte des Reiches gemeinen Nutzen. Diese Nachricht brachte unter die Anhänger des Königs neuen Schrecken. Der Erzbischof von Mainz und mehrere andere fielen von ihm ab, und schlossen sich an den Gegenbund an; das konnten sie leicht, denn der Papst hatte ihnen die Lösung vom Banne verheiÙen, so bald an ihnen redliche Besserung sichtbar sey; so daß nun fast alle Reichsfürsten sich von Heinrich lossagten.

Nun kam der Tag zu Tribur. Es zogen die Fürsten mit bedeutenden Heerhaufen heran, fest entschlossen, Heinrich von den Reichsgeschäften zu entfernen, und einen neuen König zu wählen. Als päpstliche Legaten kamen Siegfried, Patriarch von Aquileja, und Altmann, Bischof von Passau. — Heinrich war auf die Nachricht von dieser Versammlung nach Oppenheim, einem königlichen Weiler unfern Mainz und Tribur, mit einigen seiner Anhänger gezogen. Der Rhein trennte die Lager. Während die Fürsten sieben Tage über des Reiches Verwirrung, Noth und Gefahr, des Königs verkehrten Sinn von Jugend auf, über die Unbill an Allen, besonders an den Fürsten, über ihre Beschimpfung durch seine Erhebung niedriger Menschen zu hohen Würden, über die welkende Blüthe der Länder, das blutige Unglück der Städte, über Zerstörung von Kirchen und Klöstern, über Gewaltthätigkeiten an Wittwen und Waisen, über die Gräucl im Sachsenlande durch die Burgen und seine Kriegsleute sprachen, und klagten, daß den Hülflosen kein Trost, den Verläumdeten keine Zuflucht, den Gesehen keine Ehrfurcht, den Sitten keine Zucht, der Kirche keine Würde, dem Staate kein Ansehen unter einem solchen Könige mehr zugestanden sey: sandte der König täglich Boten herüber in die Fürstenversammlung mit den demüthigsten Bitten, mit den heiligsten Versprechungen der

Besserung und der Vergeltung des vielen Unrechts durch künftige Wohlthaten, und mit dem Erbieten, durch Eid und Geiseln die Sicherung zu geben, daß keine Veränderung der Dinge je seine Gesinnung gegen sie umstimmen werde. Die Fürsten aber erwiederten: „Seine Treue und sein Wort bedürfe nicht erst der Probe. Das wisse man: eine alte Krankheit, so tief gewurzelt, sey fast durch kein Mittel heilbar; leider sey durch langes Nachgeben und zu große Geduld das Reich in völliger Umwandlung. Lug und Trug, Mord und Raub, Ehebruch und jegliche Schändlichkeit seyen an der Tagesordnung. Bis jetzt habe sie nur der Eid vor ernsterm Widerstreben abgehalten. Nun er von der Kirche seiner Schandthaten wegen durch den Fluch des apostolischen Stuhls gebannt sey, und sie ohne Verlust der kirchlichen Gemeinschaft und ihres Vertrauens nicht weiter mit ihm in Gemeinschaft stehen könnten, und ihr Eidschwur vom Papste gelöst sey: wahrlich jetzt wäre es Thorheit, die von Gott dargebotene Gelegenheit ihres Heils ungebraucht zu lassen. Sollten sie, was schon längst bedacht sey, zu so günstiger Zeit ungeschehen lassen? Das sey fest beschlossen, sie wollten ohne Verzug einen Mann ausersehen, der ihnen vorgehe, und mit ihnen den Kampf aufnehme gegen jeden Hochfahrenden, der sich gegen Gottes Gerechtigkeit und Wahrheit und die Autorität der Kirche auflehnt.“ Doch da die Legaten ein päpstliches Schreiben vorlegten, welches den Wunsch Gregor's, daß Heinrich auf dem Throne erhalten werden möge, deutlich verrieth, und nur dann eine neue Wahl für gut hielt, wenn Heinrich die Kirche fortwährend als Magd behandeln wollte, ward endlich am achten Tage mit Tages Anbruch Botschaft an den König geschickt, mit dem Berichte: „Obgleich er im Krieg und Frieden nie des Rechts und der Geseze geachtet, so wolle man mit ihm doch durch die Geseze unterhandeln; und wiewohl die ihm angeschuldigten Verbrechen klar seyen, so wolle man seine Sache doch der Erkenntniß des Papstes aufbehalten. Sie würden mit dem Papste verabreden, daß

er nach Augsburg komme zu einem glänzenden Fürstentage aller Großen des Reichs, um dort beyder Theile Gründe zu vernehmen und durch Gericht zu entscheiden. Wenn er innerhalb eines Jahres von diesem Tage an von dem Banne nicht losgesprochen sey, so sey seine Sache ohne weiters auf ewig verfallen, sein Reich nach den Gesetzen verloren, und die Verwaltung höre auf.“ Der König, erfreut über die ihm noch gelassene Hoffnung, versprach sogleich strengsten Gehorsam, und ging nach Speyer, wo er einige Zeit nach der Fürsten Vorschrift in strengster Eingezogenheit lebte. Nach Rom aber gingen Boten von den Fürsten, dem Papste vom Verlaufe des Reichstags Bericht zu bringen, und ihn zu ersuchen, sich nach Deutschland zur Stillung und Entscheidung alles Zwistes zu begeben, und dazu einen Tag nach Augsburg anzufagen. Der Tag ward auf den 2. Februar des folgenden Jahrs 1077 angesagt, und der Papst ließ sich selbst durch die Strenge des Winters nicht abhalten, auf demselben zu erscheinen. Nachdem er, noch vor seiner Abreise, durch die Nachricht erfreut worden war, daß auch viele italienische Bischöfe zur Kirche zurückgekehrt seyen, brach er von Rom auf unter bewaffneter Führung der Markgräfinn Mathilde, der Erbtöchter des reichen Markgrafen Bonifacius, einer eifrigen Anhängerinn des römischen Stuhls. Unter den größten Reisebeschwerden kam er bis Vercelli. In dieser Stadt war das Gerücht verbreitet, der König Heinrich komme, und zwar in feindlicher Absicht, mit einem Heereshaufen. Da begab sich der Papst auf den Rath Mathildens nach Canossa, ihrer festen Burg.

In Speyer hatte der König in trauriger Einsamkeit fast dritthalb Monate zugebracht; da mochten in ihm die Gedanken erwacht seyn, den Papst durch Scheinheiligkeit zu gewinnen, und durch eine kurze Demüthigung demselben Genüge zu thun, um dann in Verbindung und fester Freundschaft mit ihm und durch strengen Gehorsam gegen ihn über die ihn selbst verlassenden Freunde obzusiegen;

ohnehin sey es weniger schimpflich, vor dem Papste allein als reuevoller Sünder zu stehen, als in Augsburg vor einer großen Fürstenversammlung, in der Mitte einer bedeutenden Klägersmenge, als abgesetzter König auf den Knien Bittsuchung und Gnade zu erflehen. Also reiste er einige Tage vor dem Weihnachtsfeste von Speyer ab, mit seiner Gemahlinn Bertha, seinem kleinen Sohne, und einem Manne von mittelmäßiger Herkunft. Keiner von seinem sonst zahlreichen Hofgesolge begleitete ihn. Da die Fürsten alle Pässe zwischen Deutschland und Italien besetzt hatten, ging er durch Burgundien und seyrte zu Besançon das Weihnachtsfest; hierauf zog er längs dem Jura hinab bis an den Genfersee. Zu Bevaux mußte er *Adelheid* von Susa, der Wittwe eines mächtigen Markgrafen von Italien, eine Provinz Burgundiens zusprechen: dafür erhielt er den Uebergang und das Geleit bis nach Italien. Wegen des Winters war die Reise über die mit Schnee und Eis bedeckten Gebirge mit unsäglichen Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft; die Königin mußte sich, in eine Rinds- haut gewickelt, über die steilen Eisfelder hinabschleifen lassen. Darauf kam der König, nachdem er durch mehrere Gesandte dem Papste den Zweck seiner Reise hatte eröffnen lassen, nach Turin und bey Vercenza über den Po, dann gen Reggio hinüber nach Canossa. Nach seiner Ankunft ließ er die Markgräfinn Mathilde zu sich entbieten. Auf der Burg befand sich damals *Azzo*, Markgraf von Este, *Hugo*, Abt zu Clugny, der den König aus der Fausche gehoben, und einige andere Fürsten Italiens; auch *Adelheid* von Susa und ihr Sohn *Amadeus* waren in die Burg zu ihrer Freundin gezogen. Mit diesen in Begleitung begab sich Mathilde heraus zum Könige, festen Willens, wo möglich zwischen ihm und dem Papste gütliche Ausöhnung zu stiften. Der König legte sein Gesuch wegen Lösung vom Bannspruche vor, und bath, daß der Papst den deutschen Fürsten, die mehr aus Neid und aufrührerischem Geiste als aus gerechten Gründen ihn beschul-

digst hätten, nicht geradezu Glauben beymessen möge. Der Papst antwortete: „Es sey sehr unpassend und christlichen Gesezen fremd, die Sache eines Beklagten ohne Kläger zu entscheiden. Wenn er so stark auf seine Unschuld trauet, so könne er ja sorglos und hoffnungsvoll sich auf dem Tage zu Augsburg vor das Fürstengericht stellen. Dort wolle er auf genaue Erwägung der beyderseitigen Gründe ohne Parteyliebe ganz nach Recht und kirchlichen Gesezen den Entscheidungsspruch thun.“ Darauf erwiederten die Gesandten für den König: „Der König scheue das Gericht nicht; er wisse, daß der Papst Recht und Unschuld schützen und rächen werde. Aber der jährige Banntag dränge zu sehr, wo, wenn der Bann nicht gelöst werde, für den König Reich und Krone nach dem Geseze verloren sey. Der König bitte demüthig, und erkläre sich zu jeder Genugthuung bereit, die der heilige Vater ihm auflege, wenn nur der Fluch gesühnt und die Gunst der Kirche ihm wieder geboten werde. Wann und wo der Papst befehle, werde er, als sey durch diese Uebereinkunft noch nichts geschehen, auf alle Klagen antworten, und bey des Papstes Ausspruch beharren.“ — Lange widerstand Gregor allem Flehen der Fürbittenden; denn er traute dem Könige nicht, und hielt seine Erscheinung für einen plötzlichen Jugendeinfall, dessen Wirkung von keiner Dauer seyn werde; er wußte, wie der König im sächsischen Kriege gehandelt, wie viel er versprochen und nicht gehalten. Darum ließ er dem Könige sagen: „Wenn ihn seine That wahrhaftig reue, so gebe er die Insignien und andere Anzeichen des Reichs, zum Beweis wahrer und aufrichtiger Buße, in des Papstes Gewalt, und bekenne sich nach einer so widerspenstigen Handlung des königlichen Namens und Ansehens für unwürdig.“ Da dieses den Gesandten zu hart schien, so bathen sie den Papst um Milderung seines Spruchs, auf daß das zer Schlagene Rohr durch die Strenge seines Gerichts nicht völlig zertreten werden. Alle steheten mit Thränen um Mitleid für den Schwerbüßenden. Endlich gab Gregor solchen

Bitten, wiewohl ungern, Gehör, und erlaubte, daß der König näher komme, um, bey aufrichtiger Reue über seine Vergehungen, die Schuld, welche er sich durch die Beleidigung am apostolischen Stuhl zugezogen, durch Gehorsam abzubüßen. Er kam. Die Burg hatte eine dreyfache Mauer; er ward in den Umkreis der zweyten eingeführt; sein ganzes Gefolge mußte zurückbleiben. Allen königlichen Schmuck hatte er abgelegt, und nichts mehr an sich, was den König bezeichnete. Da stand er mit entblößten Füßen, im Bußgewande von Linnen, ohne Speise vom Morgen bis zum Abend, den Ausspruch des Papstes erwartend. Das geschah am zweyten und dritten Tage. Drey Tage war unterhandelt worden. Da begab sich der König, fast in Verzweiflung der jemaligen Ausöhnung, in die Capelle des heil. Nicolaus, und bath mit Thränen den Abt Hugo, daß er für den Frieden ihm beym Papste Bürgschaft leisten möge. Der Abt aber antwortete; er könne dieß nicht. Auch Mathilde flehte für den König. Der Abt erwiederte: keiner werde dieß thun, wenn nicht sie selbst. Da fiel der König auf die Kniee, und bath Mathilden flehentlich um Verwendung beym Papste. Sie versprach es, und begab sich zu Gregor zurück, bittend für das Ende der Buße des Reuigen. Gregorius hörte auf ihre Fürbitte, und ließ den König am vierten Tage, am 26. Januar 1077, vor sich kommen. Während Heinrich mit bloßen Füßen, durch die Kälte ganz erfroren, vor dem Papste stand, ward noch manches mündlich unterhandelt, bis Gregorius den Flach unter folgenden Bedingungen löste: „An dem Tage und Orte, welchen der Papst bestimme, soll er nach Berufung der deutschen Fürsten zu einem allgemeinen Concilium, sich einfinden, um auf die angebrachten Beschuldigungen Antwort zu stehen; der Papst selbst wolle als Entscheider der Sache dabey gegenwärtig seyn, wenn es also für gut befunden würde. Könne er sich von den Vorwürfen reinigen, so werde er nach des Papstes Entscheidung das Königthum ferner behalten. Dagegen müsse er es ruhig auf-

geben, wenn die Klagen gerecht erfunden würden; und sofort der königlichen Würde nach kirchlichen Gesetzen unwerth erklärt oder nicht, dürfe er, weder nach wiedererlangter, noch nach verlornen Regentengewalt, nie an irgend einem Menschen Rache und Vergeltung nehmen für seine jetzige Demüthigung. Bis zu dem Tage aber, wo nach dem Gesetze seine Sache entschieden werde, solle er sich alles Schmuckes der königlichen Würde, aller Insignien seiner Macht begeben, und nichts in Verwaltung der Streitsachen mit Recht unternehmen dürfen. Endlich, außer der Anforderung der königlichen Leistungen, welche er und die Seinen zum Unterhalte brauchten, solle er nichts Königliches, nichts, was des Staates sey, unternehmen, und Alle, die ihm Treue geschworen, dieser Eidesleistung entbinden und frey und ledig lassen. Jene, auf deren Rath er und der Staat in solches Unheil gerathen sey, solle er auf immer von seinem Hofe verweisen. Sey er unschuldig erfunden, und in seine Macht und Gewalt wieder eingesetzt: so müsse er dem römischen Bischöfe stets untergeben und seinem Gebote gehorsam seyn; und in Allem, was im Reiche gegen die Kirchengesetze aus verkehrter Gewohnheit ausgeartet sey, könne er in der Besserung keiner andern Meinung seyn, als der Papst, und müsse ihm mannhaft in allem beyhelfen. Wofern er aber von dem Allen nur Eins übertrete, so sey diese Banneslösung völlig null und nichtig: er solle dann für überwiesen und überantwortet gelten, er solle nie und nirgends für die Behauptung seiner Unschuld Gehör finden, die Fürsten des Reichs sollen sogleich ohne weitere Erkenntniß, als ihres Eides entbunden, irgend einen zum Könige wählen, wen auch die Wahl treffen möge.“ — Der König nahm diese Bedingungen, da der Tag seines Jahrbannes nahe bevorstand, gerne an, und bestätigte mit den heiligsten Versicherungen und einem Eidschwur, daß er sie halten werde; und auf Begehren des Papstes bestätigten auch die gegenwärtigen Bischöfe, Fürsten und Markgrafen durch Eidesleistung, daß Heinrich

thun wolle, was er versprochen habe, und daß er weder durch irgend eine Härte seiner Lage, noch durch Veränderlichkeit des Zufalls von seinem Entschlusse weichen wolle. Darauf erfolgte die Loßprechung vom Banne, und der Papst hielt ein feyerliches Hochamt, und reichte dem Könige, zur Besiegelung seiner Wiederaufnahme in den Schoos der Kirche, den Leib des Herrn. Nach Vollendung des heiligen Amtes lud er den König zum Frühstück, bewirthete ihn aufs beste, und unterwies ihn mit allem Fleiß in dem, was ihm zu beachten obliege, worauf er ihn in Frieden zu den Seinigen entließ.

Mit Bohn im Herzen zog Heinrich von dannen; und sobald die Italiener diese Stimmung gegen den Papst in ihm merkten, versammelten sich seine alten, zum Theil noch mit dem Banne belegten Freunde wieder um ihn, und er blieb den Winter hindurch in Italien. Die deutschen Fürsten aber, welche seine Reise nach Canossa als einen Bruch des Oppenheimer Vertrags ansahen, erwählten auf einem Tage zu Forchheim (im May 1077) den Herzog Rudolph von Schwaben zum deutschen Könige. Nun spaltete sich Deutschland von neuem in heftiger Zwietracht; denn auch Heinrich hatte einen starken Anhang, besonders unter den Städten und von jenen Geistlichen, welche mit Gregors Kirchengesetzen unzufrieden waren. Er ging nach Deutschland zurück, der Krieg begann, und verwüstete drey Jahre lang viele der schönen deutschen Länder. Rudolph mußte aus Schwaben weichen, welches Heinrich dem Grafen Friedrich von Hohenstaufen als Herzogthum gab, und zog sich nach Sachsen zurück; denn das sächsische Volk und der tapfere Otto von Nordheim waren seine Stützen.

Gregor befand sich jetzt in der höchst unangenehmen Verlegenheit, zwischen Heinrich und Rudolph entscheiden zu müssen. Lange schwieg er, den Erfolg abwartend, wofür ihn von den Sachsen, wie von den Königlichen, gleich harte Vorwürfe trafen. Erst am 9ten März 1080, als die Ge-

sandten Rudolphs auf einem Concilium in Rom schwere Klagen gegen Heinrich anbrachten, that Gregor diesen vom neuem in den Bann, und „bewilligte im Namen der Apostelfürsten, Petrus und Paulus, daß Rudolph, den die Deutschen sich zum Könige erkoren, das deutsche Reich regiere und vertheidige.“ *) Jetzt versammelte Heinrich ein Concilium in Brixen, auf welchem Gregor zum zweyten Male abgesetzt, und dessen größter Feind, der im Banne befindliche Erzbischof Guibert von Ravenna, als Clemens III., zum Papste gewählt wurde **); so daß nun zwey Päpste und zwey Könige waren. Auch neigte sich der Sieg für einige Zeit auf Heinrichs Seite. Zwar litt er in einer Schlacht an der Elster in Sachsen (15. Oct. 1080) durch die Tapferkeit des Otto von Nordheim einen harten Verlust. Aber Rudolph selbst wurde in derselben tödtlich verwundet, und starb; und es ward erzählt, er habe, als ihm seine im Treffen abgehauene Hand gezeigt wurde, reumüthig gesagt: „Das ist dieselbe Hand, mit welcher ich dem Könige Heinrich Treue geschworen habe.“ Sein Fall wurde als ein Gottes-Urtheil angesehen, und Heinrichs Anhang vermehrte sich so, daß er nun sogar einen Zug nach Italien unternehmen konnte (1081). Er kam auch nach Rom, belagerte die Stadt dreymal in dreyen aufeinander folgenden Jahren, und nöthigte den Papst, sich in die Engelsburg einzuschließen, wo er, selbst mit Hülfe der Römer, welche Heinrich durch allerley Mittel auf seine Seite zu bringen wußte, belagert wurde. Am 21ten März 1084 hielt Heinrich seinen Einzug in Rom; am Tage darnach ward Guibert im Lateran auf den Stuhl Sct. Petri gesetzt, und am heiligen Ofterfeste (31. März)

*) Daß der Papst eine Krone an Rudolph gesendet habe, mit der Umschrift: *Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho*, wird wegen des Stillstehens der meisten gleichzeitigen Schriftsteller mit allem Grunde bezweifelt.

**) Dieser Guibert hatte schon fünf Jahre früherhin eine Verschwörung gegen Gregor angestiftet.

begab sich Clemens mit Heinrich auf dem Vatican, und setzte ihm dort, unter dem allgemeinen Jubel des Volkes, die Kaiserkrone auf das Haupt. Die Engelsburg ward nun noch stärker umlagert, während der Kaiser die Stadt wie zu seiner Residenz einrichten ließ.

Da erscholl auf einmal die Nachricht, daß der normännische Herzog Robert Guiscard, welcher sich seine Eroberungen in Unteritalien von dem Papste (1053) hatte zu Lehen geben lassen, und jetzt von Gregor um Rettung und Hülfe gebeten wurde, mit einem Heere von 30,000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern im Anzuge sey. Heinrich, der an einen Widerstand gegen Roberts herrliches Heer nicht denken konnte, versammelte das ihm größtentheils ergebene Volk, erklärte ihm, daß er nothwendig nach Lombardien ziehen müßte, empfahl ihm die Sache des Reichs und des kaiserlichen Namens, und zog darauf mit Clemens nach Siena. Am Tage des Einzugs in diese Stadt erschien Robert vor Rom, und lagerte sich vor dem lateinischen Thore, von wo er die erschrockenen Römer um Aufnahme bitten ließ; aber vergeblich. Da eröffneten die Päpstlichen Roberts erbosten Kriegern ein Thor; allein ein starker Volkshaufe trat ihnen wüthend entgegen, und es erhoben sich nun fürchterliche Scenen. Mord, Raub und Brand hausten in der ganzen Stadt; kaum daß der befreyte Papst einige Kirchen durch Wachen retten konnte. Nach drey Tagen, während welchen der Ingrimme das Volk mehrmals zu blutigen Händeln veranlaßte, beschloß Robert, sich aus der Stadt zu entfernen. Auch Gregor sah sich genöthigt, nachdem er nochmals auf einer Synode den Bannfluch gegen Heinrich, Guibert, und deren ganzen Anhang erneuert hatte, das feile Rom zu verlassen; er begab sich nach dem befestigten Salerno.

„Aber nie zeigte er sich größer, als in diesem Augenblicke, wo die Römer ihn zwangen, nach Salerno zu fliehen, wo Forderungen und Vorwürfe aller Art ihn bestürmten, wo sein gesamntes Thun laut als verwerflich bezeich-

net wurde. Denn er wollte den Grafen Hermann von Luxemburg, welchen die Deutschen gegen Heinrich erwählt hatten, nur dann als König anerkennen, wenn er dem römischen Stuhle Gehorsam schwüre; er wollte den Kaiser, ohne Ausöhnung mit der Kirche, und ohne ein Bekenntniß seiner Vergehungen, nicht vom Banne lösen; er verweigerte dem Herzoge Robert Guiscard, der ihn doch allein schützte, die Abtretung eines kleinen, in Besitz genommenen Theils vom Kirchenstaate, mißbilligte laut dessen ungerechtes Verfahren, und versprach nur vor der Hand darüber zu schweigen. Auch körperliche Leiden, welche jetzt über Gregor hereinbrachen, konnten seinen Muth nicht schwächen; er äusserte auf seinem Krankenbette: „Ich liebte die Gerechtigkeit, und haßte das Böse; deshalb sterbe ich in der Verbannung!“ und bald nach diesen Worten verschied er am 25. May 1085, in der festen Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit und Heilsamkeit seiner Unternehmungen.“ *)

*) Wörtlich aus Friedrich von Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.“ (Leipz. 1823.) Bd. I. S. 33. — Vergl. Joh. Volz „Hildebrand als Papst Gregorius der Elebente, und sein Zeitalter aus den Quellen dargestellt.“ Weimar, 1815. — Lambertus von Aschaffenburg „Geschichten der Deutschen“ durch J. B. von Bucholz. Erst. a. M. 1819. — Hinsichtlich der Folgen, welche aus der Standhaftigkeit des kraftvollen Papstes hervorgegangen sind, sagt Joh. v. Müller in seinen „Reisen der Päpste“: „So kühn gebrauchte Gregorius die Zeit, stiftete aber die Hierarchie und Reichsfreyheit; er gab der zerstreuten Geistlichkeit ein Band; viele tausend Menschen, die keine Macht hatten, als Worte, erhob er aus dem Staub in hohen unverletzlichen Rang, und erleichterte das Joch, das die alten Franken auf die deutschen Provinzen gelegt. Es ist eine unwiderstehlich schelmende Macht, welche auf angestammter Waffengewalt beruht: er brach sie. Eine andere Macht beruht auf des Geistes Kraft und Muth: die war seine Waffe, diese gab er den Prälaten, diese gab er den Großen. Zwey oder drey mögen Gregorium verdammen; die andern sehen gern, was der Mensch vermag wider zufällige Gewalt.“ Und ein anderer geistreicher Schriftsteller unserer Zeit (Friedrich von Kerp in seinem Buche „über den Geist und die Folgen der Reformation“) bemerkt: „Dhuc Gregori Dazwischenkunft, was wäre am Ende aus der abendländischen

Mit dem Tode Gregors schienen dem Kaiser Heinrich glückliche und ruhige Zeiten anzubrechen. Der Nachfolger Rudolphs von Schwaben, Herrmann von Luxemburg, konnte sich nicht behaupten, und legte von selbst seine Würde nieder; und die Sachsen, des ewigen Krieges müde, unterwarfen sich, nachdem Otto von Nordheim gestorben war, gutwillig dem durch viele Leiden nun milder gewordenen Kaiser. Aber das Schicksal hatte ihm noch härtere Prüfungen aufbehalten. In seinen letzten Lebenstagen mußte er sehen, daß sein eigener Sohn Conrad, und nachdem dieser gestorben war, dessen Bruder Heinrich, sich gegen ihn auflehnte. Beide Nachfolger Gregors, Urban II. und Pascal II. hatten den Bannfluch gegen Heinrich erneuert; und nun erklärte der Sohn, er könne mit einem, auf dem der Bannfluch ruhe, keine Gemeinschaft haben. Ja, als der Vater zu einer großen Fürstenversammlung nach Mainz ziehen wollte, wußte ihn der Sohn durch List

Kirche geworden, wenn alle ihre hohen Aemter und Würden bloß den unreinen Händen von Simonisten, Ehebrechern und Geizhalsen wären überliefert worden? Dieser aber alle Massen schändliche Trasil hatte so tiefe Wurzeln gefaßt, daß noch lange nach Gregor, trotz aller Anstrengungen der Päpste, Ferdinand der Arragoneser sich erkühnte, das Bisthum Tarent für 30,000 Ducaten an einen Juden zu verkaufen, der seinen Sohn für einen Christen ausgab. An seine Jäger und an anderes ganz gemeines Gefindel übergab eden dieser Wüthrich Aebteyen und die einträglichsten Pfründen, bloß mit der Bedingung, für seine Jagdlust eine Anzahl Hunde und Stossvögel zu unterhalten.“ — Wir schließen uns in unserm Urtheile an den frommen und gelehrten Narrator an, welcher in seiner Geschichte von Italien sagt: „Alle wider Gregor VII. ausgestreute Verläumdungen sind durch das tadellose Leben, welches er allezeit führte, und durch seinen Eifer für die Keinsigkeit der Kirchenzucht offenbar widerlegt worden. Ob aber die von ihm zu diesem lobenswerthen Endzwecke angewendeten Mittel auch allezeit lobenswerth waren, kann ich ohne Verletzung meiner dem Kirchenoberhaupte schuldigen Ehrerbietung weder untersuchen, noch viel weniger bey meinen geringen Einsichten entscheiden.“ Die Kirche verehrt Gregorium als einen Heiligen, und feyert sein Fest am 25. May, als am Jahrestage seines Todes.

und Verrath zu entwaffnen, setzte ihn gefangen in Ingelheim, und zwang ihn hier zur Entsagung des Reichs. Heinrich entfloß voll tiefen Unmuths zu seinen Freunden, dem Bischofe Othert von Lüttich und dem Herzoge Heinrich von Lothringen, und diese sammelten ein Heer für ihn, um den entarteten Sohn zu bekriegen. Da starb aber der Kaiser, niedergedrückt von einem kummerbeladenen Leben, den 7. August 1106. Sein Leichnam mußte, als der Leib eines Excommunicirten, noch fünf Jahre über der Erde im steinernen Sarge stehen, bis er, nachdem Papst Pascal den Bannfluch von ihm abgenommen, endlich im Jahre 1111 in der kaiserlichen Gruft zu Speyer die Ruhe fand, die der unglückliche Fürst, mehrentheils aus eigener Schuld, im Leben nicht finden konnte.

IV. Heinrich V. (1106 — 1125), obgleich er vom Vater abgefallen war, handelte doch nach dessen Grundsätzen. Er ertheilte, den päpstlichen Gesetzen zum Troß, noch immer die Investitur mit Ring und Stab, und brach schon im Jahre 1110 mit einem großen Heere nach Italien auf, um sich die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen, und nöthigenfalls das, was er für sein Recht hielt, mit dem Schwerte zu behaupten. Er war ein viel gefährlicherer Feind, als sein Vater; denn neben der Gewalt wußte er auch Verschlagenheit und Heuchelei zu gebrauchen. Da trat ihm Papst Pascal II., um den so lang gestörten Frieden herzustellen, mit einem Vorschlage entgegen, der freylich den Streit auf einmal würde geendiget haben, wenn er hätte ausgeführt werden können. Er ließ dem Kaiser entbieten: „Weil er seine Ansprüche wegen der Investitur doch nur auf die Güter gründe, welche die Kaiser der Kirche geschenkt hätten, so soll er dieselben wieder zurücknehmen; die Kirche möge bloß die Geschenke der Privatpersonen und die Zehnten und Opfer behalten. Denn es ist sowohl durch das göttliche Gesetz als die Canonen der Kirche befohlen, daß die Geistlichen sich nicht mit weltlichen Dingen befassen, ja nicht einmal nach Hof kommen sollten; als um etwa einen

Bedrängten zu retten. Bey euch aber in Deutschland, sind die Bischöfe und Aebte so sehr mit weltlichen Geschäften überhäuft, daß die Diener des Altars Diener des Hofes geworden sind.“ Es schien dem Papste mit diesem Vorschlage Ernst zu seyn; allein Heinrich sah wohl voraus, daß die Geistlichen selbst, besonders jene, welche durch ihre Güter in den Rang der Reichsfürsten erhoben waren, sich niemals eine solche Zurückgabe würden gefallen lassen; und so konnte der Vergleich nicht zu Stande kommen. Heinrich zog aber nach Rom, und als der Papst sich weigerte, ihn zu krönen, bevor er dem Investitureide entsagt habe, sprach einer der gegenwärtigen Deutschen: „Was braucht's viel? Ihr sollt wissen, daß unser Herr, der Kaiser, gekrönt seyn will, wie ehemals Carl der Große, Ludwig, und die übrigen Kaiser.“ Der Papst antwortete noch einmal, er könne nicht. Da rief Heinrich, auf Anrathen seines Kanzlers Adalbert, seine Wache herbey, und ließ den Papst sammt den Cardinälen gefangen nehmen. Darauf bequeme sich Pascal zu einem Vergleiche, daß Heinrich das Recht der Investitur haben soll, und krönte ihn zum Kaiser; der Vertrag selbst wurde von dreyzehn Cardinälen, und im Namen des Kaisers, von dreyzehn Fürsten beschworen. Kaum aber waren die Deutschen fort aus Rom, als die ganze Geistlichkeit den Papst hart tadelte, und ihn nöthigte, ein Concilium zu versammeln, auf welchem über den Vertrag zwischen dem Papste und dem Kaiser die Verdammung ausgesprochen ward. Somit ging der Streit von neuem an, und dauerte auch unter dem folgenden Papste Calixt II. fort (Gelasius II. starb schon ein Jahr nach seiner Erwählung) bis zum Jahr 1122. Da wurde zu Worms ein neuer Vertrag, bekannt unter dem Namen des Wormser Concordats, geschlossen, in welchem beyde Parteyen etwas nachgaben. Der Kaiser entsagte den Investituren durch Ring und Stab, versprach den Prälaten-Wahlen die volle Freyheit, versprach, die Kirchengüter zurückzugeben, und den apostolischen Stuhl nach allen

Kräften zu schügen. Dagegen unterzeichneten die päpstlichen Legaten ihrerseits eine Schrift, worin der Papst dem Kaiser gestattet, bey den Wahlen der Bischöfe und Aebte im deutschen Reiche, doch ohne Zwang und Simonie, gegenwärtig zu seyn, und die Verleihung der Regalien durch den Scepter vorzunehmen. — Der Friede zwischen der Kirche und dem Reiche wurde im nächstfolgenden Jahre 1123 auf dem ersten öcumenischen Concilium am Lateran (dem neunten in der Zahl der allgemeinen Concilien) feyerlichst bestätigt. — Zwey Jahre nachher (23. May 1125) starb zu Utrecht Kaiser Heinrich, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, und mit ihm endete sich das fränkische oder salische Kaiserhaus.

VIII.

Frankreich.

1.

Die carolingischen Könige.

I. Durch den Vertrag von Verdun (843) trat der Länderantheil, welcher dem Enkel Karls des Großen, Carl dem Kahlen, zufiel, — nämlich Neustrien und Aquitanien (d. i. das Land zwischen dem Ocean und den vier Flüssen Rhone, Saone, Maas und Schelde) und das fränkische Spanien bis an den Ebro — als eigenes, unabhängiges Königreich unter dem dauernden Namen Frankreich hervor. Die Carolinger regierten in demselben bis zum Jahre 987 (also 76 Jahre länger als in Deutschland); sie waren aber so ausgeartet, daß die Geschichte ihre Namen nur mit Zusätzen von Körpers- oder Geistesgebrechen bezeichnet.

Carl der Kahle (843 — 877) hatte gleich im Anfange seiner Regierung mit innern und äussern Feinden zu kämpfen. In Aquitanien machte ihm sein Neffe Pipin den

Besitz dieses Landes noch lange streitig. In der spanischen Mark suchte sich der Statthalter Bernhard, und nach dessen Hinrichtung sein Sohn Wilhelm unabhängig zu machen. In Bretagne nahm der Herzog Romenoi den Königstitel an, und behauptete sich gegen Carl bis an seinen Tod. Das Schlimmste dabey war, daß während dieser innern Unruhen die Normannen auf einer Seite, wie auf der andern die Araber, ihre räuberischen Einfälle in Frankreich fast ungehindert wiederholen konnten. Im Jahre 843 bemächtigten sich die Normänner der Stadt Nantes, mordeten, plünderten und verwüsteten hier auf die fürchterlichste Weise, und überwinterten sogar auf einer Insel an der französischen Küste. Im folgenden Jahre kamen sie auf der Garonne herauf bis nach Toulouse. Im Jahre 845 ließen sie mit 120 Fahrzeugen in die Seine ein, verwüsteten alles an beyden Ufern, und kamen ohne Widerstand nach Paris. Carl wagte es nicht, sie anzugreifen; er gab ihnen vielmehr zu dem Geraubten noch 7000 Pfund, und bewog sie dadurch zum Rückzuge. Zwey Jahre darauf plünderten sie die Küste von Aquitanien, und unternahmen die Belagerung von Bordeaux, während eine andere Partey in die Niederlande einfiel. Zwar nöthigte sie Carl im Jahre 848, die Belagerung aufzuheben; allein kaum war Carl abgezogen, so griffen sie die Stadt von neuem an, brachten sie durch Verrätherey der Juden in ihre Gewalt, plünderten sie, und steckten sie in Brand. Und so dauerte es während dieser ganzen Regierung fort, da Carl für sich zu unmächtig, und seine Vasallen immer nur darauf bedacht waren, ihre Macht auf Kosten der königlichen zu vergrößern. Schon im J. 843 suchten sich diese des ununterbrochenen Besizes ihrer Amtslehen dadurch zu versichern, daß sie sich vom Könige in einer Acte versprechen ließen, keinem ohne Urtheil und Recht seine Stelle zu nehmen. Im J. 851 drangen sie ihm das Versprechen ab, nichts ohne Einwilligung der Großen in Reichsachen zu verfügen; und im J. 856 mußte er für sich und seine Nachkommen ihnen das Recht ertheilen,

sich dem Könige gemeinschaftlich mit Gewalt der Waffen widersehen zu dürfen, wenn er von ihnen etwas Ungerechtes verlangen sollte, so wie auch, daß sie in Criminalfällen nur von ihres Gleichen sollten gerichtet werden können. Dazu kam, daß Carl, aus Dankbarkeit dafür, daß die zu Merzen (847) versammelten Stände seinem Hause das Erbrecht auf die Krone zugestanden hatten, alle königliche Güterlehen als erblich erklärte. Zugleich ward auch jedem freyen Mann die Erlaubniß eingeräumt, von jedem solchen Herrn Lehen zu empfangen, die sie bis dahin nur von den Königen zu erhalten pflegten. Noch war die einzige freye Verlehnung der Provinzialverwaltung an Grafen und an die nach Carl's des Großen Tod wieder hergestellten Herzoge übrig; aber auch diese resignirte Carl, und übertrug im J. 877 den Grafen und Herzogen ihre Amtsstellen erblich, und zwar so, daß sie von nun an nicht nur auf ihre Söhne, sondern auch, wenn sie ohne Leibeserben sterben, selbst auf ihre entfernte Verwandte sammt den Güterlehen, die sie damals genossen, erblich übergingen. — Ueber jeden Einfluß königlicher Gnade schon durch die Geburt hinweggesetzt, trozte seitdem jeder mächtige Vasall dem Könige in Lebensangelegenheiten und in Sachen der Provinzialverwaltung; nur die mindermächtigen Lehensträger sah man noch zuweilen sich unter ihres Königs Willen schmiegen. Der Adel hatte sich das Vorrecht errungen, nur dann, wenn Feinde des gesammten Vaterlandes mit einem Einfall drohten, zum Heersbann verpflichtet zu seyn; nun mochte der König, in jeder Privatfehde sich selbst überlassen, sehen, wie er mit seinen ungehorsamen Vasallen den Kampf bestand. Der Trotz und Uebermuth der königlichen Lehensträger ward jetzt durch die Hoffnung, sich mit dem Könige allein im Kampfe zu messen, zum Ungehorsam um so mehr gereizt, da zu gleicher Zeit des Adels Anhang und Geleite stärker, das königliche aber immer schwächer wurde. Denn von den mächtigen Baronen nahmen kleine freye Gutsbefitzer lieber Lehen als vom entfernten Könige, und folgten ihnen

nach dem Lehensleid in ihren Fehden gegen den König oder gegen andere Lehensherren und Vasallen. Da die Besitzer mächtiger Baronieen und Kronlehen erweiterten ihre Territorien durch die Erwerbung manches kleinen freyen Guts, indem sie dessen freyen Eigenthümer durch Drohung und Gewalt, durch Kauf und andere friedliche Verträge zu bewegen wußten, ihr Eigenthum ihnen abzutreten. Auf solche Weise ward zulezt die große Monarchie der Franken in lauter kleine Staaten aufgelöst; ihrem Ursprunge nach bloße Kronlehen, durch friedliche und kriegerische Mittel zu kleinen souveränen Reichen umgeschaffen und vergrößert, deren Beherrscher in Streitigkeiten unter sich von dem Lehenshofs des Königs nur schwach abhingen. Eine wahre Anarchie! Ein König ohne Macht und Ansehen; Herzoge und Grafen unter ihm, die kein Gesetz als ihren Willen kannten; und unter diesen ein unzählbares Heer von Lehensträgern, lauter kleinen Despoten unter dem Schutze von größern; so viele Despoten als Herren, und in manchen Gegenden so viele Herren als Dörfer! Die oberherrliche Gewalt in Ohnmacht, die Gesetze ohne Kraft, die Justiz ohne Laut und Stimme! In einen solchen Zustand versiel das Reich unter Carl dem Kahlen, — der im J. 877 den 6. Oct. (wie wir wissen, als Kaiser) starb — und unter seinen Nachfolgern, Ludwig II. dem Stammer (877—879), den beyden Brüdern Ludwig III. Beherrscher von Neustrien (879—882), und Carlmann, Beherrscher des übrigen Frankreichs (879—884), nach welchem Kaiser Carl der Dicke wieder auf vier Jahre (884 — 888) die ganze fränkische Monarchie unter sich vereinigte.

II. Zwischen die Schwächlinge aus Carls des Großen Hause, die das Reich in eine solche anarchische Verwirrung und den freyen Mittelstand in solche Slavery hatten fallen lassen, trat die tapfere Familie des Grafen Robert von Paris, und verdiente sich den Thron, auf welchen sie zulezt erhoben wurde. Schon sein Bruder Ddo war, weil man bey den Stürmen der Normänner einen

kräftvollen Herrscher brauchte, statt des noch minderjährigen Stiefbruders Ludwigs und Carlmanns, Carl, auf kurze Zeit König, und dabey der Schrecken der Normänner gewesen (888 — 898). Nach seinem Tode setzte man zwar Carl den Einfältigen *) auf den Thron (898—929); als man ihn aber seiner Einfalt wegen absetzte und einkerkerte, so übernahm Robert von Paris die Reichsvertheidigung; und da er seine Heldenseele auf dem Schlachtfelde aushauchte, so vollendete vorerst sein Sohn Hugo, der Große die Siege seines Vaters, um dann die Krone für Rudolph, den Herzog von Burgund (929—936), zu unterhandeln, und darauf vom Schauplatz abzutreten. Doch lehrte sein Sohn Hugo Capet **) unter Ludwig dem Ultramariner (936—954) zurück, und führte die Reichsverwaltung auch unter Lothar (954—986) und Ludwig dem Faulen (986—987), dem letzten Carolinger, mit einer Macht und Unbeschränktheit, die wieder an das alte Majorat der Franken erinnerte. In dieser Lage fiel es ihm nicht schwer, die Reichsstände, die noch vor dem Tode des faulen Ludwigs, zur Wahl seines Oheims, Carls von Lothringen, zusammen gekommen waren, zu zerstreuen, und durch seine Parthey die Freunde des ersten zu zwingen, ihn als König anzuerkennen. Der Kampf mit Carl von Lothringen war bald geendiget; und er und seine ganze Familie mußten zu Orleans im Gefängnisse sterben.

2.

Die capetingischen Könige.

I. Ein Herzog von Francien und von Paris und Orleans, Hugo Capet (987 — 997), stand nun mit dem Königstitel an der Spitze anderer Herzoge und Grafen,

*) Dieser König war es, welcher im J. 711 Neustrien an den Normann Rollo, der nach seiner Taufe Robert hieß, (der Graf Robert von Paris war sein Taufpathe) als Herzogthum abtrat, woher es den Namen Normandie erbleit.

**) Hugo's Beyname, Capet, soll von dem lateinischen Worte Capito, Großkopf, Breitkopf, herkommen.

Erzbischöfe und Bischöfe, als seiner Reichs-Mitstände, (*pares Franciae*, Pairs von Frankreich), die an Macht und Umfang ihres Eigenthums ihm gleich, wo nicht überlegen waren. Um sich mit ihnen allen auf einmal auszusöhnen, bestätigte er sie alle mit dem Erbrecht ihrer Amts- und Güterlehen, das sie bisher größtentheils nur usurpirten; und der Clerus gab er eine beträchtliche Zahl von Abteyen und Kirchengütern zurück, welche er von seinem Vater geerbt hatte. Desto bereitwilliger waren dann seine Reichsmitstände, seinen Sohn Robert als Mitregenten zu erkennen und dazu feyerlich zu krönen (1. Jan. 988). Doch dieß alles gab dem königlichen Hause noch keine Uebermacht über seine Mitstände; vielmehr ward unter den ersten Regierungen des neuen Regentenstammes die Verwirrung in Frankreich noch viel ärger. Vordem noch nicht völlig sicher in der Gewalt und den angemessenen Rechten, standen die geistlichen und weltlichen Herren bloß gegen den König in Waffen, um ihre Usurpationen gegen seine Ansprüche zu vertheidigen; nun durch Hugo Capet darin bestätigt und gesichert, lehrte der gewaltige Herrenstand die Waffen gegen seine Nachbarn zu Befehdungen, und verwandelte seine Burgen und Schlösser, die sich jetzt bereits von den Grenzen, wo man sie gegen die Wildheit der streifenden Stämme zu erbauen angefangen hatte, durch das Innere des Reichs zogen, in verderbliche Wohnsitze des Raubes und der Plünderung. Seitdem ging ein allgemeiner Krieg, den die schwache königliche Macht nicht hindern konnte, durch das ganze Reich, und zog die Unterdrückung des ganzen freien Mittelstandes nach sich.

Vom Könige nicht beschützt, war das Volk der Willführ des übermüthigen Herrenstandes gänzlich preisgegeben. Er nahm ihm alle seine Rechte und Gesetze, und alle Unterscheidungszeichen der verschiedenen Nationen hörten auf; dagegen machte er seinen Willen zum einzigen Gesetz in seinem Territorium, und warf sich auf zum unumschränkten Herrn über Freiheit, Eigenthum und Leben seiner Unter-

thanen. Sollte dieses schwere Joch, das auf dem Nacken der sogenannten freyen Menschen lag, gelüftet werden; so konnte es nur dadurch geschehen, daß der königlichen Macht wieder aufgeholfen würde. Allein verglich man ihre Ohnmacht mit der Macht der Kronvasallen, und deren Wachsamkeit und Widerstand mit den möglichen Versuchen, sie zu mindern: so mußte man verzweifeln, ob sich die königliche Macht so bald erheben möchte.

II. Indes noch unter den ersten Capetingern rückte diese Zeit von ferne heran. Um das unbekümmert, was im Auslande vorging, ohne auf Burgund ihre Ansprüche zu erneuern, oder sich in Italien zu verbluten; schränkten sie sich auf das Reich ein, das Hugo in Besitz genommen hatte, und lauerten nur auf Momente zur Vergrößerung ihrer Macht. Ausgestorbene und erledigte Lehen vertheilten sie nicht wieder, und vereinigten mit der Krone, was sie konnten, um ihren Reichsständen respectabler zu werden. Die Fehden mäßigte der unter Hugo's Sohn Robert (997 — 1031) entstandene „Gottesfriede“ und kurz darauf „die Brüderschaft Gottes.“

Die sechs ersten Capetingen ließen jedesmal ihrem erstgebornen Prinzen noch bey ihrem Leben den Eid der Treue von den Ständen schwören, was unvermerkt Primogenitur und Untheilbarkeit des Reichs einführte. Zwar war die Normandie seit Heinrich I. (1031—1060) in beständigem Kampfe mit der königlichen Macht; aber doch entlud sie sich mancher ihrer Abenteurer nach Italien, die dann aus ihrem Vaterlande ganze Colonien von Normännern nach Salerno, Neapel und Sicilien nachzogen.

Endlich rief das Schicksal im J. 1066 den Herzog Wilhelm von der Normandie, den mächtigsten und furchtbarsten Kronvasallen, den Besitzer eines Fünftheils vom ganzen Königreich, unter Philipp I. (1060 — 1108) auf den Thron von England, dessen Befestigung ihn lange beschäftigte; und der König von Frankreich, von diesem übermüthigen Vasallen vorhin unaufhörlich geneckt, befehdt

und gedrängt, bekam dadurch Gelegenheit zur Sammlung neuer Kräfte.

Dreißig Jahre nachher (1096) wurden durch den Gang der Dinge die großen Kronvasallen und der Adel Frankreichs, mit dem Kreuze bezeichnet, auf die Schlachtfelder des Orients geführt, welche für ihn mörderischer als für den Adel anderer Reiche von Europa waren. Von diesem Zeitpunkte an wuchs die königliche Macht zusehends zur Consolidirung des Reichs und zur Wiederherstellung der Ordnung in demselben.

IX.

Italien.

1.

Lombardisches Italien.

I. Die königliche Würde von Italien blieb, nach dem Vertrage von Verdun, den sechs ersten Carolingern, Lothar I. (843 — 855), Ludwig II. (855 — 875), Carl dem Kahlen (875 — 877), Carlmann (877 — 880), und Carl dem Dicke (880 — 888) unbestritten. Sobald aber Carl der Dicke abgesetzt war, traten der Herzog Berengar von Friaul und der Herzog Guido von Spoleto um die Krone von Italien gegen einander auf den Kampfplatz, jeder von einem mächtigen Anhang unterstützt. Endlich wurde der deutsche König Arnulph gerufen, der aber doch nur unter vielen Widersprüchen und Streitigkeiten den Thron von Italien sammt der Kaiserwürde in Besitz nahm (893 — 898).

II. Nach Arnulph's Tod fing erst der Kampf um den Besitz Italiens an recht ernsthaft und zerrüttend zu werden. Fast jeder König zwischen ihm und Otto I., Ludwig von der Provence (901 — 915), Berengar I. (915 — 921), Rudolph II. König von Burgund (921 — 926), Hugo von Arles oder der Provence (926 — 940), und

Lothar (940 — 950), mußte wider einen Gegenkönig und dessen Partey die erlangte Krone vertheidigen. Um das Uebel voll zu machen, überschwemmten die Ungarn fünfzig Jahre lang (zwischen 900 und 950), bald von der Spoletischen, bald von der Friaulischen Partey gerufen, wiederholt das obere Italien, und halfen es verheeren. Die Ankunft Otto's I. (951 — 973) schien daher die Ankunft eines Befreyers von einer langen Plage, und die Verbindung Italiens mit Deutschland der Anfang glücklicherer Zeiten zu seyn. Die Macht des Königs, der es nun beherrschte, hielt bis auf wenige Jahre unter Heinrich II. (1004 — 1024) das Aufkommen eines Nebenbuhlers ab, und seine häufige Entfernung von dem Lande, in Verbindung mit andern günstigen Ereignissen, lüftete nach und nach das Lehensjoch, das dasselbe drückte.

III. Bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts hatte das Volk dieses Joch geduldig getragen, Städte und einzelne Herren gehorchten den kaiserlich-königlichen Statthaltern ohne Murren; und wenn einmal ein Bischof, Markgraf oder Graf nicht folgen wollte, so betrachtete man ihn wie einen Rebellen, und zwang ihn mit Gewalt der Waffen aufs neue zum Gehorsam. Otto II. starb im J. 983, und Otto III. folgte ihm noch als Kind in Deutschland; in Italien entstand ein Interregnum von fast sechs halb Jahren. Um diese Zeit fing die Sehnsucht nach Freyheit an in manchen Städten Italiens laut zu werden, begünstigt durch die nach dem Interregnum erfolgte Minderjährigkeit des neuen Königs, und bey seiner langen Abwesenheit aus Italien. Mailand zeigte sich zuerst (zwischen 978 und 997) in Gährung gegen seinen Erzbischof Landulph, der vermuthlich als Statthalter den Kaiser repräsentirte. Es kam zum Wassenkampf; das Volk behauptete den Sieg, und schloß nun mit dem Erzbischof eine Convention zur Wiederherstellung des Friedens. Das erste Beyspiel einer glücklich durchgeführten Gährung, das aber vor der Hand ohne Folgen war; denn Otto kam zur Selbstregierung,

und alles kehrte zur vorigen Ordnung zurück. Es waren erst wiederholte ähnliche Versuche nöthig, um planmäßige Beharrlichkeit zur Durchkämpfung der gewünschten Freyheit zu lernen. Otto III. starb 1002 ohne Kinder; und die Fürsten von Italien theilten sich über die Wahl eines neuen Königs. Die Patriotenpartey, die aus ihrer Mitte einen König auf den Thron erhoben wissen wollte, ernannte dazu den Markgrafen Har du in, die deutschgesinnten Fürsten den König Heinrich II. Während der Verwirrung — als die beyden Parteyen durch Feuer und Schwert, durch Verheerungen und Plünderungen gegen einander wütheten, bis endlich Heinrich seinen Nebenbuhler Har du in besiegte — brachen in mehrern Städten der Lombarden Gährungen von neuem aus, die sich nie wieder gänzlich setzten, sondern in den einzelnen Zwischenräumen der Ruhe wieder Kräfte zu neuen Explosionen sammelten, bis sich dieselben entweder eigene Municipalitäten, oder gar republiканische Form gegeben hatten. Die Städte-ergriffen bald gegen einander, bald gegen den Kaiser und seine Statthalter, bald gegen den Herrenstand überhaupt die Waffen; sie schlossen, wie unabhängige Staaten, Bündnisse und Frieden und kündigten Kriegs an; sie zerstörten die kaiserlichen Paläste innerhalb der Ringmauern ihrer Stadt, und verlegten sie außerhalb derselben; ja sie zwangen sogar die Kaiser zu dem Geständniß, daß sie kein Recht besäßen, bewaffnet durch die Städte zu ziehen und Quartiere in denselben zu haben. Schon 1039 hatten sich die Longobarden verschworen, daß kein Herr etwas gegen ihren Willen in Zukunft sollte verfügen dürfen; im J. 1055 finden sich in Ferrara, 1064 zu Lucca, und so anderwärts früher oder später Spuren der errungenen Freyheit. Von keiner Stadt läßt sich indeß der Anfang ihrer neuen Rechte und Freyheiten genau dem Jahre nach bestimmen; nicht nur, weil sich der Faden der neuen Ordnung fein und öfters unbemerkt und unsichtbar zuerst angesponnen hat, und wenn er deutlich sichtbar wurde, das Jahr seines

ersten unsichtbaren Anfangs nicht mehr auszumitteln war; sondern auch, weil das Feuer fast alle Archive der Städte Italiens bald durch Zufall, bald durch Hände politischer Nordbrenner verzehrt hat, und fast alle Urkunden der Städte von Italien erst mit Kaiser Friedrich I. ihren Anfang nehmen. Doch datiren die meisten Städte den Anfang ihrer Freyheit von den fünfzig Jahren der tragischen Regierung Heinrichs IV. (1056 — 1106), deren Schwäche auch noch unter Heinrich V. sichtbar blieb. Die Schmach, die jetzt den Könighenamen drückte, fiel natürlich auch auf seine Statthalter und Beamte. Die ansehnlichern Städte von der Lombardey entzogen sich der Gerichtsbarkeit der Herzoge und Grafen, bald mit Gewalt, bald durch Geld, das sie für ihre Freyheit boten. Als Nachahmung der alten römischen Verfassung wählten sie sich Consuln und eigene Magistrate, und regierten sich als freye Republiken, oder errichteten wenigstens Communen mit beynahe völliger republicanischer Autocratie, nur daß sie in jeder Stadt auf eine eigene Weise modificirt war. Jeder Bürger legte sich die Rüstung eines Ritters bey, um seine errungene Freyheit gehörig zu vertheidigen.

Die Freyheit auf dem Lande hielt mit der Freyheit in den Städten fast völlig gleichen Schritt. Die Gährung in den Städten theilte sich den sogenannten Freyen auf dem Lande mit. Vor allem wollten diese hinsichtlich ihrer Unterlehen nicht mehr von der Laune ihrer Herren oder dem Wechsel der Regierungen abhängen, sondern Sicherheit vor der Steigerung des Lehenszinses und der willkührlichen Vertreibung aus dem Besitze derselben erringen. Conrad der Salier verschaffte ihnen diese Sicherheit durch die merkwürdige Constitution auf den Feldern von Roncaglia (1038), welche alle Unterlehen erblich machte und gegen alle Unbilligkeiten der Lehensherren durch die Einrichtung sicherte, daß jeder nur von seines Gleichen, der Bauer nur von Bauern, und der Edelmann nur von Edelleuten gerichtet werden sollte. Zum Ueberfluß ward jedem, der mit dem

Aussprüche solcher Richter nicht zufrieden war, gestattete, an den König selbst oder seinen Commissär zu appelliren. Durch diese einzige Constitution des deutschen Kaisers ward dem freyen Landbewohner das schwere Joch der Knechtschaft, das wahre Hinderniß aller bessern Landescultur seit den lehtern Carolingern, abgenommen; von nun an gab es wieder Eigenthum, und der Landmann war, was er immer seyn sollte, ein kleiner König auf seinem Erbgut, sicher, daß der Erwerb seines Fleißes auch auf seine Nachkommenschaft sich forterben werde; und die Cultur des verwildeten Bodens von Italien fing von neuem an.

Dieser Veränderung in den Städten und auf dem Lande war die alte germanische Leibeigenschaft nicht mehr angemessen, und sie mußte von nun an selbst verschwinden. Doch fällt ihr Ende erst in das Zeitalter während und nach den Kreuzzügen.

2.

Griechisches Italien.

I. Nachdem der Anfang des Kirchenstaats vom Exarchate getrennt war, besaß der griechische Kaiser nur noch Apulien, Calabrien und Sicilien; und außerdem ward Neapel, Gaeta und Amalfi von Patriciern regiert, die in ihr Patriciat von Constantinopel eingeseht wurden.

Was weder die Longobarden noch die Carolinger vermocht hatten, das führten nun die Araber von Afrika her aus. Seit 827 landeten sie von Zeit zu Zeit auf Sicilien, und setzten sich endlich 832 auf dieser Insel fest. Von hier aus streiften sie auf das feste Land, und bemächtigten sich in der lehten Hälfte des neunten Jahrhunderts mehrerer Städte von Calabrien und endlich der Stadt Bari, die sie zum Mittelpuncte ihrer Plünderungen machten, welche sie bis gegen Rom hin mit immer wechselndem Glück unternahmen. Im zehnten Jahrhunderte nahmen sogar die Araber in Spanien, von den Herzogen von Benevent gerufen, an diesen Fehden Theil.

Otto I. verknüpfte Italien wieder mit Deutschland; er selbst unterwarf sich Benevent, und machte die Grafschaft Capua zu einem besondern Fürstenthum. Er hatte das Vorhaben, Calabrien und Apulien den Griechen zu entreißen, und das Herzogthum Neapel unter seine Oberherrschaft zu bringen; und Otto II. führte deshalb einen vergeblichen Krieg (981—983). Auf einmal wurden nämlich Griechen und Araber, die vorhin in beständigem Kampfe mit einander gelebt hatten, gute Freunde, und vereitelten die Pläne der Ottonen. Desto mehr gelangen sie den Normännern.

II. Im Jahre 1000 zogen Pilgrime aus der Normandie durch Apulien nach Jerusalem zum heiligen Grabe, und legten im Vorbeyziehen, wie der Uebung wegen, Proben ihrer Tapferkeit ab, über welche die weibischen Einwohner von Apulien erstaunten. Ein anderer Haufe Normänner wallfahrte 1016 nach dem Berge Gargamo, zu einem dem heil. Michael zu Ehren erbauten Tempel. Ihre starken nordischen Körper, verbunden mit neuen Proben ihres Muths, erweckten in den Bewohnern von Apulien den Wunsch, mit ihrer Hülfe von der griechischen Herrschaft frey zu werden. Die Normänner nahmen den Antrag an, und griffen, verstärkt durch eine größere Anzahl ihres tapfern Stämmes, die Griechen mit solchem Nachdruck und Erfolg an, daß endlich die lombardischen Fürsten von Benevent, Salerno und Capua sie für Beute förmlich in ihre Kriegsdienste nahmen. Kurz darauf (1022) wiesen sie ihnen, an der Grenze der longobardischen Länder, zwischen Capua und Neapel, einen Strich Landes an, wo ihr Graf Rainolf Aversa baute: die erste normännische Niederlassung in Italien.

Wenige Jahre nachher eroberten die Söhne des Grafen Tancred von Hauteville mit einem Schwarm Normänner nach und nach Apulien (1039.—1041). Sie theilten unter sich das eroberte Land, und errichteten eine Lehens-Aristocratie unter Wilhelm mit dem eisernen

Arme, Tancred's ältestem Sohne, der den Titel eines Grafen von Apulien annahm. Im J. 1046 nahmen die Normänner diese Länder vom Kaiser Heinrich III. zu Lehen; und drangen dann noch weiter vorwärts, selbst ohne die Besigungen der Kirche zu schonen, weshalb Leo IX. in eigener Person mit den kaiserlichen Truppen gegen sie zu Felde zog, die aber gänzlich aufgerieben wurden. Diese Gelegenheit ergriff einer der zwölf Söhne des alten Tancred, Robert, zugenannt Guiscard (Schlaukopf), indem er von dem überwundenen und truppenlosen Papste sowohl das bereits eroberte Apulien als vorläufig auch das, was er von Calabrien und Sicilien noch erobern würde, zu Lehen nahm. Ungehindert setzte er nun seine Eroberungen fort, und war sogar schon im Begriff, auch Sicilien den Griechen wegzunehmen, als ihn Papst Nicolaus II mit dem Titel eines Herzogs gegen einen jährlichen Genuß belehnte, unter der Verpflichtung, die Wahlfreyheit des Cardinal-Collegiums zu schützen (1060).

Von 1061 bis 1072 stürmte Roberts' jüngster Bruder, Graf Roger, auch Sicilien, und erhielt darauf die ganze Insel von seinem Bruder zum Lehen, ausgenommen Patermo und Messina, welche Städte Robert vor der Hand für sich behielt. Von hier aus wollte dieser das griechische Reich selbst angreifen, woran ihn nur der Tod hinderte (17. July 1085).

III. Zum Glück des Reichs erstarb Roberts' ganzer Mannsstamm schon mit seinen Söhnen. Sein Bruder Roger vereinigte nun unter sich die ganze von den Normännern eroberte Ländermasse (1098). Unter dessen Sohn und Nachfolger, Roger II. (1101—1154) ward nach und nach auch der kleine Rest von Unteritalien, der noch nicht dazu gehörte, erworben, so daß ihm zuletzt nichts als die Stadt Neapel und ihr Gebiet abging. Jetzt krönte ihn Papst Anaclet II. zum Könige von Neapel und Sicilien (1130), und belehnte ihn mit diesen beyden Sicilien; und seit 1150 ging an ihn auch das republicanische Neapel

über. Es unterwarf sich ihm freywillig; aber dafür behielt es auch seine bisherige Regierungsform, und hatte bloß außer einigen Abgaben, die es entrichten mußte, einen Richter aufzunehmen, der im Namen des Königs das Recht verwaltete. So vereinigten sich alle sowohl dießseits als jenseits des Pharus gelegenen Länder unter dem Namen Königreich beyder Sicilien, dessen Hauptstadt Palermo war. Die Organisation des neuen Reiches war in den wichtigsten Einrichtungen der französischen ähnlich; und so entstand auch in Neapel neben dem alten längst bestehenden lombardischen Rechte ein eigenes französisches Lehenrecht. Mit Grund hielten aber beyde Kaiser, der des Orients und der des Occidents, den neuen König für ihren gefährlichsten Feind; und beyde durften sich freuen, daß der Muth und Unternehmungsgeist, der Reiche umkehrt und neu gründet, selten auch nur auf den zweyten Erben übergeht.

3.

Venedig.

I. Venetien — so hieß schon zu Römer-Zeit das Land, welches heut zu Tage das feste Land von Venedig ausmacht, — litt bey den Einfällen der Barbaren, die gewöhnlich von Pannonien her einbrachen, fast mehr als irgend ein anderer Theil Italiens. Hier traf der erste Born und die erste Raubgier des Eroberers, und weil die vielleicht schon damals sehr verfallenen Städte keine sichere Zuflucht gewähren konnten, so flohen viele Einwohner, besonders die Vornehmen und Reichen, auf die kleinen Inseln, welche an der nördlichen Spitze des adriatischen Meerbusens liegen. Ueber dritthalbhundert Jahre lang (421 — 697) lebten die Flüchtlinge in einer Art von Gleichheit, die eine Folge von der Art ihrer Niederlassung war, unter Oberhäuptern, welche Tribunen hießen. Ihr Gewerbe war Schiffahrt und Handlung.

Nach und nach erwachte jedoch im Volke einige Eifer:

sucht gegen die Macht der Tribunen. Auch vermehrten sich die Seeräuberereien der Araber, und machten das adriatische Meer so unsicher, daß eine gemeinschaftliche Anstrengung aller Inseln gegen sie nothwendig ward. So wurden die Lagunen-Bewohner bewogen, einen gemeinschaftlichen Anführer — *Dux*, *Doge* oder *Herzog* — zu wählen; und das Loos des ersten Doge traf den *Daplucci Anafesto* (697). Nach dieser Einrichtung hatte das Volk (die Edeln, Bürger und Geistlichen) die gesetzgebende, die Tribunen die richterliche, und der Herzog die executive Gewalt. Der Sitz der Centralregierung war Anfangs *Heraclea*, nachher (737) *Malanocco*, späterhin (810) *Rialto*. Seitdem erhob sich die letztere Insel über die übrigen; die benachbarten kleinen Inseln wurden mit ihr durch Brücken verbunden, und eine mächtige Seestadt, *Venedig*, stieg nach und nach (gegen das Ende des achten und zu Anfang des neunten Jahrhunderts) wie aus dem Meere empor. Sie herrschte über alle umliegenden Inseln und auf dem adriatischen Meere, und schützte dasselbe nicht nur gegen die arabischen Seeräuber, sondern auch gegen die *Narentaner* und *Istrianer*.

II. Schifffahrt und Handlung der Venetianer breiteten sich von dem an immer weiter aus. Nur hatten sie an den ihnen zur See noch überlegenen Arabern lange mächtige Rivalen, die besonders ihren Handel nach Syrien häufig störten, bis sie ihnen endlich (871) bey *Taranto* die erste Seeschlacht abgewannen. Von dieser Zeit an stieg die Macht der Venetianer immer sichtbarer in die Höhe, je günstiger ihre Lage auf der Grenze beyder Kaiserthümer war, und je weniger auf dem festen Lande von Italien und in *Constantinopel* eine geordnete Regierung statt hatte. Hier erhielten sie sogar (991) Concessionen wichtiger Rechte und Privilegien (Freiheit von Ankergeldern und Zöllen in allen byzantinischen Häfen), die von Zeit zu Zeit erneuert und erweitert wurden. Zugleich schlossen sie um dieselbe Zeit vortheilhafte Handelstractate mit den Arabern in Syrien

und Aegypten. Ihre jetzt erlangte Macht bewog (997) mehrere Städte in Dalmatien, sich aus Furcht vor den arabischen Seeräubern unter den Schutz der Venetianer zu begeben: weshalb von da an der Doge von Venedig auch den Titel eines Herzogs von Dalmatien führte. Die Kreuzzüge erhoben endlich die Venetianer zu der größten See- und Handelsmacht in Italien.

Durch solche günstige Ereignisse mußten in Venedig sehr reiche Familien entstehen, welche die Gewalt des Döge, der in Kriegs-, Gerichts- und Finanzsachen fast unumschränkt war, nicht ertragen konnten, zumal, da es nicht an Versuchen der Dogen fehlte, die ihnen eingeräumte, schon halb monarchische Gewalt endlich gar in eine Monarchie zu verwandeln. Daher setzte man dem Döge aus Eifersucht (1032) zwei Räthe, die jährlich neu gewählt wurden, an die Seite, wodurch die Entstehung einer Monarchie allerdings gehindert wurde. Dafür schwankte aber die Verfassung zwischen Aristocratie und Demokratie, und zwar bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.

X.

Spanien.

Die Westgothen hatten im fünften Jahrhunderte durch einen großen Sieg über die Sueven ihre Herrschaft in Spanien gegründet und dieselbe bis zum Jahre 711, d. i. bis zur Schlacht bey Xeres de la Frontera, ungeschmälert behauptet *). Nach dieser Schlacht unterwarf sich allmählig das ganze Land von Cadix bis Narbonne, von Carthagena bis Corunna, mit demüthiger Bereitwilligkeit dem Chalifen von Damascus. Nur ein Lebensfunke der gothischen Monarchie erhielt sich noch in den Gebirgen

*) Unter König Reccared I. waren die bisher araischen Westgothen (589) zum katholischen Glauben der Provinzialen übergegangen.

von Asturien, Biscaya und Castilien, wohin die Kämpfer der Nation, entschlossen, frey zu seyn oder zu sterben, sich unter ihrem Haupte Pelayo, einem Sprößling des frühern Königsgeschlechtes, gezogen hatten.

1.

Arabisches Spanien.

I. Bey der Revolution im arabischen Reiche, durch welche die Abassiden die Herrschaft an sich rissen, entkam ein Dmmajiade, Abdorrahman, über Afrika nach Spanien und gründete daselbst (755) ein eigenes Reich, dessen Hauptstadt Cordova war. Nach und nach ward das ganze arabische Spanien ihm unterthan. Doch entriß ihm Carl der Große, gerufen von zwey arabischen Fürsten, welche Abdorrahman vertrieben hatte, die nördlichsten Provinzen Navarra und Catalonien oder die spanische Mark (778). Auch floßen die Regierungen der ersten Chalifen bis 912 in beständigen Unruhen dahin. Bald empörten sich die Statthalter in den Städten und Provinzen, welche die Araber beherrschten, bald die westgothischen Christen, bald beyde zugleich. — Im J. 844 landeten sogar noch Normänner in Andalusien und Portugal, und drangen von Bissabon bis Sevilien. Im Anfang des zehnten Jahrhunderts sah Abdallah (888 — 912) sein Ansehen auf die engen Grenzen seiner Residenz Cordova eingeschränkt.

Abdorrahman III. (912 — 961) stellte endlich den beynahe erloschenen Glanz des Chalifats wieder her. Durch sein standhaftes und geistvolles Betragen stillte er nicht nur die Unruhe in den arabischen Städten, sondern erweiterte sogar die Grenzen der arabischen Herrschaft durch glücklich geführte Kriege, und setzte seiner Regierung die Krone durch eine weise Staatsverwaltung auf. Er verdiente den Titel eines „Fürsten der Gläubigen,“ den bisher die Chalifen im Orient allein geführt hätten, und den er sich nun auch statt des Titels eines bloßen Emirs beylegte. Unter ihm stand das arabische Spanien in voller Blüthe durch den Acker-

und Kunstfleiß, in welchem die unterjochten Westgothen (von ihren Beherrschern nur Aferaraber, Moslaraber, genannt) mit den eingewanderten Arabern wettsieferten. Die enge Verbindung des spanischen Chalifats mit Constantinopel gab ihnen Baugeschmack und Kunstfertigkeiten; und die Handlung nach der griechischen Hauptstadt und an alle mit Mohammedanern besetzte Küsten des mittelländischen Meeres, und selbst auf den Wallfahrten nach Mecca, ermunterte die erweckte Industrie durch den leichten Absatz aller Fabricate und der reichen Producte ihres Landes.

Das einzige, was den spanischen Arabern zur Vollendung dessen, was sie je besessen haben, noch fehlte, die wissenschaftliche Cultur, fügte noch Abdorrahman III. Nachfolger, Abul Abbas al Hakem (961 — 976) hinzu. Unter ihm ward Cordova der Sitz einer mit einer großen Bibliothek versehenen Universität und der berühmtesten Gelehrten, die der Chalife aus dem Orient in sein Reich berief; von ihm wurden in dem übrigen arabischen Spanien viele kleine Institute und Bibliotheken zur gelehrten Erziehung und Ausbildung angelegt; durch ihn blühte sein ganzes Reich literarisch auf. Der Ruhm dieser neuen Anstalten verbreitete sich bald in das übrige Europa, und zog zuerst den berühmten Gerbert *), und nachher viele andere wißbegierige Gelehrte aus Frankreich, Deutschland, Italien und England herbey.

II. Nach dem Erlöschen der Familie Dinnajah (mit Almotammed im J. 1051) sank aber die Macht des

*) Gerbert, von geringen Eltern aus Auvergne geboren, kam in das Kloster Aurilla, bereiste Spanien, Italien, Deutschland und Frankreich, lehrte in Rheims Mathematik, Philosophie und classische Literatur, ward Erzbischof zu Rheims, dann zu Ravenna, und 999 Papst unter dem Namen Sylvester II. Er starb 1003 mit dem Ruhm eines der gelehrtesten Männer seiner Zeit, der besonders zur Ausbreitung der Philosophie und Mathematik außerordentlich viel beigetragen, mehrere hydraulische Maschinen erfunden hat, und wegen seiner physikalischen und chemischen Kunstfertigkeiten für einen Schwarzkünstler gehalten worden ist.

Chalifat von Cordova, indem die Statthalter der einzelnen arabischen Provinzen sich unabhängig zu machen, und in ihren kleinen Reichen unbeschränkt zu herrschen suchten. Das getheilte Interesse dieser kleinen Regenten schwächte die Kraft des ganzen arabischen Volkes in Spanien, und beförderte die Siege des Königs von Leon und Castilien Alphons VI. Um gegen diesen sich zu retten rief der Chalife von Cordova den Jussuf Ebn Taspchin, den Fürsten des Morabethenstammes, dessen Stifter, Abu Bekr Ebn Dmar (st. 1069) die Stadt Marocco erbaut hatte, aus Afrika zu Hülfe. Jussuf unterstützte den Chalifen treulich in der Besiegung der Christen; aber 1091 eignete er sich selbst das Gebiet zu, das er zu beschützen versprochen hatte, unterjochte außer Sevilla die meisten übrigen kleinen arabischen Staaten in Spanien, und ließ sich in seinen Eroberungen von dem Chalifen von Bagdad bestätigen.

2.

Westgothisches Spanien.

I. Die Wiederherstellung der christlichen Herrschaft in Spanien nach dem Untergang des westgothischen Reiches wider der Saracenen wohl besetzte und immer erneuerte Macht ist eines der erhebensten Schauspiele in der ganzen Geschichte, überreich an großen Thaten und Characteren, durch oft wechselnde Unfälle und Erfolge vielfach anziehend, ergreifend, erschütternd. Hier ist der außerlesene Schauplatz, die glorreichste Periode des christlichen Mitterthums. Allein diesem Buche ist es nicht gestattet, die Einzelheiten der vielgetheilten Geschichte eines Landes, und die Umständlichkeiten eines fast achthundertjährigen Kampfes darzustellen; und darum muß auch der Leser sich zufrieden geben, wenn er hier nur Weniges zur Uebersicht der allgemeinen Verhältnisse des christlichen Spaniens aufgezeichnet findet.

Als Pelayo, Enkel des westgothischen Königs Chindaswinth, an den Ufern des Guadalete (26. July 711) alles verloren sah, gedachte er seines väterlichen Erbtheils, der

Felsen in Cantabrien und Asturien, und gab Allen, deren Blicke und Hoffnungen auf ihn gerichtet waren, das Zeichen zum eiligsten Rückzuge. Während sich die Raubsucht der Araber mit der Beute sättigte, zog er, von den Edelsten der Gothen begleitet, und unterwegs mit zahlreichen Haufen der Flüchtlinge aus allen Gegenden verstärkt, über das Gebirge. Thätig benutzte er jetzt die Vortheile, welche ihm die innere Zwietracht der Araber und ihre fehlerhafte Staatsflugheit gewährte, zu seiner Befestigung in Asturien. Die Statthalter der Chalifen hatten anfänglich, um Meutereien vorzubeugen, den Einwohnern der eroberten Städte die Wahl zwischen Unterwerfung und Auswanderung freigestellt. Das fremde Joch verabscheuend wählten das letztere gerade die Edelsten und Tapfersten; haufenweise zogen sie zu Pelayo, und vermehrten seine Kriegsmacht. Das gemeinschaftliche Schicksal begründete ein gemeinschaftliches Interesse, und die Richtung desselben forderte Einheit der herrschenden Macht. Pelayo wurde zu ihrer Verwaltung für den würdigsten erkannt, und durch die vereinigte Stimme der Eingebornen und Eingewanderten zum Könige ausgerufen (718). Durch eine siegreiche Schlacht an den Ufern des Deva sicherte der neue König die Fortdauer seines christlichen Staates. Gijon, von den Arabern verlassen, ward der Zufluchtsort für alle Christen, die unter den Ungläubigen nicht leben wollten. Pelayo's Nachfolger verlegten ihren Sitz nach Oviedo, und, als sich ihr kleines Reich auf Kosten der Araber erweiterte, ward (918) Leon die Residenz — Königreich von Oviedo oder Leon.

Navarra, welches einen Theil der spanischen Mark ausmachte, stand anfangs unter fränkischer Hoheit. Bei den Unruhen aber, welche nach dem Tode Karls des Großen im fränkischen Reiche ausbrachen, benutzten die Einwohner die günstige Gelegenheit, indem sie ihre Unabhängigkeit wieder herstellten, und sich in der Person des Garzia Krista einen eigenen König erwählten, dessen Nachkom-

men den Arabern verschiedene Ortschaften in Aragon ent-
rissen — Königreich Navarra.

Um das Jahr 1000 herrschte in Navarra König Sancho
oder Sanctius III. Major, der auch wegen des Rechtes
seiner Gemahlinn Nunnia, als Erbinn von Castilien,
über diese Grafschaft gebot. Kurz vor seinem Tode (1035)
vertheilte er seine weiten Staaten unter seine Söhne. Dem
ältern, Garcias, gab er Navarra; dem zweyten, Ferdi-
nand, Castilien; einem dritten, Gonzales,
Sobrarva und Ribagorça; und dem jüngsten, Ramiro,
Aragon.

Ramiro vergrößerte 1038 seinen Antheil mit dem
Ertheile seines dritten Bruders, Gonzales. Peter I. er-
oberte von den Arabern 1096 Huesca, Alphons I. 1114
Ludela, und ein Jahr darauf Saragossa, das jetzt Haupt-
stadt ward. Im J. 1137 vermählte sich Petronella,
die Erbinn von Aragon, mit dem Grafen von Barcellona
oder Catalonien, Raymund V., wodurch unter ihrem
Sohne Alphons II. Aragonien, Barcellona, seine Fami-
liengüter in Südfrankreich, und durch ein Vermächtniß die
Grafschaft Roussillon zusammenfielen, die nun das Kö-
nigreich Aragonien bildeten.

Ferdinand in Castilien erwarb durch seine Gemah-
linn auch das Königreich Leon; aber diese Vereinigung
dauerte nur bis 1157, und erst 1230 wurden die beyden
Reiche für immer vereint. — Unter Ferdinands I. Söhnen
behauptete Alphons VI. (1065 — 1109) wider feindselige
Brüder das väterliche Band *), und vermehrte es durch Er-

*) Alphons's Feldherr war Don Rodrigo Diaz, Graf von
Bivar, von dankbar gemachten Feinden zuerst el mio Eid
(mein Herr), von seinem König und Volke Campeador
(Kampfheld ohne Gleichen) genannt. Ihm war es durch
Tugend, Tapferkeit und Klugheit gelungen, bey seinem Le-
ben den Königen gleichgeschätzt, und auch nach seinem Tode
(1099) der Stolz seiner Nation zu seyn. Noch lebt er fort
in der Poesie seines Vaterlandes, und Herder hat die
Romanzen, die seinen Ruhm verewigen, auch uns ertönen
lassen.

oberung der alten westgothischen Hauptstadt, des großen, volkreichen, durch Natur und Kunst wohlbesetzten Toledo, welches sofort der Königsitz ward.

An dieser Eroberung hatten Ritter aus allen Ländern der Christenheit Theil genommen und unter ihnen sich Heinrich, ein hochburgundischer Ritter, durch Kriegstugend besonders ausgezeichnet. Alphons gab ihm (1095) die Statthalterschaft über das Land zwischen den Mündungen des Duero und Tago. Heinrich vergrößerte sie durch Eroberungen wider die Ungläubigen. Von der Stadt Porto erhielt sein Gebiet den Namen Portugal. Sein Sohn Alphons I. (1112 — 1185) eroberte das weite, gesegnete Alentejo; und sein siegreiches Heer rief ihn zum König von Portugal aus.

Von der Geschichte Navarra's, das dem Garcias war zugetheilt worden, weiß man wenig mehr als Namen und kleine Fehden.

II. Die germanische Verfassung, welche die christlichen Westgothen bey ihrem Rückzug auf die Gebirge von Asturien mitgenommen hatten, dauerte auf denselben fort, und wurde auch in jedem neuen christlichen Reiche, das durch Eroberung entstand, eingeführt: nur, daß mit dem Adel, der in die Kriege gegen die Araber mitzog, zur Ermunterung seiner Tapferkeit das eroberte Land meistens ohne Einschränkungen getheilt wurde, wodurch, er endlich steuerfrei und unabhängig werden mußte. Dagegen hörte auch die Wahlfreyheit desselben auf; und wie die Baroneen bey dem Adel erblich waren, so ging auch die Königswürde in allen neuentstandenen christlichen Staaten erblich von den Vätern auf die Söhne über.

So wie eine Stadt und Gegend nach der andern den Arabern abgenommen wurde, mehrten sich die Muster des Acker- und Kunstfleißes für die christlichen Städte, die nun, mit ihnen unter Einem König vereint, in den letztern nicht ohne Nachahmung blieben. Nach und nach kam auch das

christliche Spanien zu Handlungs-, Industrie- und Cultur-
anstalten, wie das arabische.

XI.

England.

1. Wie die angelsächsischen Völker unter Anführung der Brüder Hengist und Horst (449 — 582) sich Britanniens bemächtigten, und darauf sieben Königreiche stifteten, ist bereits erzählt worden. Die Geschichte dieser Reiche ist, wie man schon vermuthen kann, voll von Krieg und Eroberungen. Dennoch hielten sie sich fast 400 Jahre lang. Da endlich griffen die Könige von Murcia um sich, und unterwarfen sich mehrere ihrer Nachbarn. Als aber der König Bernulf von Murcia sich zuletzt auch an Egbert von Wessex und Suffer wagte, fand er an diesem seinen Uebervinder; und so ward Egbert (827) der Vereiniger der getrennten Staaten. Aus den Königreichen wurden Provinzen, doch, nach deutscher Art, mit voller Freiheit. Sie gaben Tribut und waren Lehen, durften sich aber ihre Fürsten, die sogar noch den Königstitel führten, selber wählen.

Die durch die genannte Vereinigung bewirkte Ruhe im Innern ward jedoch bald durch äußere Feinde gestört. Dänemark war mit Menschen überfüllt, seitdem Carls des Großen Sachsenkriege die hartnäckigen Böhdienner auszuwandern genöthigt hatten; und die Folge davon war, daß die Muthigsten und Kühnsten sich Schiffe bauten, und auf denselben fremde Küsten aussuchten. So erschien schon 787 eine Flotte dänischer Seeräuber — von den Ueberfallenen Nordmänner oder Normänner genannt — an der englischen Küste. Ihr folgten von Zeit zu Zeit andere; doch wagten sie sich unter Egbert's kräftiger Regierung (827 — 838) noch nicht so dreist heran. Aber unter seinem schwachen Sohne Ethelwulf (838 — 857) kamen fast jährlich neue

Flotten herüber, plünderten die Küsten, und kehrten dann mit der Beute in ihre Heimath. Im J. 851 überwinterten sie zum ersten Mal in England. Zwar schlug Ethelwolfs Sohn, Athelstan, einige Schwärme derselben und versenkte ihnen 9 Schiffe. Aber im nächsten Frühling erhielten sie aus Dänemark eine Unterstützung von 350 Schiffen; und nun brachen sie von der Insel Thanet, ihrem Versammlungsorte, in das südöstliche England ein, verbrannten die Städte London und Canterbury, und drangen verheerend bis ins Herz von Surrey vor, bis sie endlich bei Okeley eine blutige Niederlage erlitten. Doch wurde dadurch die Ruhe nur auf kurze Zeit wieder hergestellt. Ethelwolfs erstgeborener Sohn und Mitregent starb noch vor ihm. Es folgten in der Regierung die übrigen Söhne, Ethelbald (857—860), Ethelbert (860—866), und Ethelred (866—871). Sie alle hatten gegen die unaufhörlich landenden Normänner zu kämpfen, und der letztere blieb sogar in diesem Kampfe. Da bestieg endlich auch der jüngste der fünf Brüder, der 25jährige Alfred, den Thron.

II. Alfred (871—901) war zweimal als Knabe in Rom gewesen, und auch vom Papste Leo IV. im voraus zum Könige gesalbt worden; aber eine wissenschaftliche Bildung hatte er weder in England noch in Italien erhalten. Die erste Aufregung soll sein jugendlicher Geist durch die altfächsischen Bardentieder bekommen haben, die seine Stiefmutter Judith, eine Urenkelinn Karls des Großen, gerne las und sang. Dadurch soll er (im zwölften Jahre seines Alters) zum Lesefernen angereizt worden seyn. Späters hin lernte er auch Latein. Seine Fertigkeit auf der Harfe dankte er vermuthlich gleichfalls der Mutter. Aber die Beschäftigung mit Studien und Künsten mußte auf lange Zeit ausgesetzt werden, sobald er den Thron bestieg. Die Dänen thaten immer neue Landungen, und überschwebten das Reich so verheerend, als nie vorher. Achtmal in Einem Jahre schlug sie Alfred; aber die Gefallenen wurden

immer doppelt ersetzt. Zulezt blieb den unglücklichen Einwohnern nichts übrig, als Unterwerfung oder Flucht. Alfred wählte das letztere. In Bauern-Kleidung verbarg er sich anfangs in die Hütte eines seiner Kuhhirten. Darauf zog er sich mit einigen Gefährten in eine unzugängliche Gegend, baute daselbst in aller Geschwindigkeit eine Verschanzung auf, und machte von dieser aus rasche und unerwartete Streifereyen durch die zerstreuten feindlichen Posten. Wohl ein Jahr lang blieb er verborgen. Unterdessen machte der in dem Schlosse Kinwith belagerte Graf Eddune von Devonshire einen glücklichen Ausfall auf die Dänen, und eroberte ihre Fahne, von den Schwestern der Anführer unter Zaubersprüchen gewebt, den Belagerten ein Palladium. Zu den Entmutheten kam Alfred als Harfner verkleidet, und während er ihnen Lieder sang, beobachtete er die Schwächen ihres Lagers und behörchte ihre Gespräche. Unentdeckt kam er zurück, und ließ zugleich durch treue Boten alle streitbaren Engländer heimlich nach Brixton berufen. Voller Freude, daß ihr König noch lebe, eilten sie zusammen; sein Erscheinen begeisterte alle. Er führte sie nach Eddington. Die Dänen, verwundert, ein englisches Heer wie aus dem Boden hervorgesprossen zu sehen, waren durch die Ueberraschung schon halb geschlagen; durch die Waffen wurden sie es ganz. Das Lager ward bedeckt mit den Zeichen der gefallen Feinde, der Rest entfloh in einen besetzten Ort. Der Hunger machte sie nachgiebig. Alfred versprach ihnen Leben und Freyheit, ja sogar Wohnsitz in dem von ihnen verödeten Ostangeln und Northumberland, wenn sie sich ruhig ansiedeln, und das Christenthum annehmen wollten. Dieß gelobten sie. Ihr Anführer Guthrum erwählte den Namen Athelstan, Alfred selbst war sein Taufzeuge (880). So hatte eines einzigen Mannes beharrliche Kraft einer schon fast erloschenen Nation wieder Daseyn und Freyheit gesichert. Dieses noch mehr zu thun, verwendete er die Zeit des Friedens zur Befestigung und Wiederaufbauung der zerstörten Städte, ja zur Errichtung

einer Flotte, mit der die Seeräuber geschreckt werden könnten. Hundert und zwanzig stets gerüstete Schiffe lagen in den Häfen des Reichs. Gleich vorsichtig wurden die Kriegsmänner in die festen Plätze vertheilt. Auch Befehle gab er seinem Volke; in ihnen wurden Engländer und Dänen vollkommen gleich gestellt. Sein persönlicher Character erwarb ihm allgemeines Vertrauen. Nicht mit Unrecht hat man ihn mit Carln dem Großen verglichen, und ihn selber den Großen genannt.

Aber eine neue Erschütterung stand seinem Throne noch bevor. Eine ungeheure Schaar Normänner, die bisher Frankreich verwüstet hatten und eben darum dieses Land verließen, weil sie sich in demselben nicht mehr ernähren konnten, setzten nun (893) unter ihrem Anführer Hastings auf 330 Schiffen über den Canal, und stiegen an der Küste von Kent ans Land. Auf eine so starke Anzahl war Alfred nicht gefaßt; zum Unglück war nun auch Guthrum gestorben, und die Dänen in Ostangeln und Northumberland standen alle wieder auf. Schwer war es, sich gegen zwei solche Feinde zu vertheidigen; und eine Reihe von Jahren verstrich unter blutigen Kriegen. Aber zuletzt siegte Alfred doch, und die ermatteten Dänen machten zum zweyten Male unter denselben Bedingungen, wie das erste Mal, Frieden.

Sechs und fünfzig Treffen rechnete Alfred in allem, in denen er persönlich mitgefochten. Und ein solcher Krieger vertauschte doch so gern das Schwert mit dem Scepter, ja mit der Feder und den Büchern. Er theilte seine Zeit in drey gleiche Theile, die er aus Mangel einer Uhr durch brennende Kerzen von bestimmter Länge abmaß. Acht Stunden täglich widmete er dem Gottesdienste, dem Gebete, der Betrachtung; acht Stunden den Reichsgeschäften und den Studien; die übrigen acht Stunden den leiblichen Bedürfnissen der Nahrung und des Schlafs. Zu einer Zeit, wo die Klöster zerstört, die Bibliotheken verbrannt, und die Geistlichen von den Dänen niedergebauen oder

versprengt waren, setzte der König selber Schriften auf zur christlichen und kriegerischen Bildung seines Volkes. Er sammelte, wie Carl der Große, die alt-sächsischen Volkslieder, dichtete selbst ähnliche Erzählungen, übersehte den Aesop, den Boethius, die Geschichten des Drosius und Beda, und das Hirtenbuch des heil. Papstes Gregorius ins Angelsächsische, und machte so selbst die Werke seiner Mühe noch belehrend und nützlich für seine Unterthanen. Nächstdem war er auf die Errichtung von Schulen und auf die Herbeyrufung fähiger Männer des Auslands für alle Arten des Unterrichts und der Künste bedacht. Die hohe Schule zu Oxford ward durch reiche Schenkungen gesichert. Auch Manufacturisten und Kaufleute zog er durch große Vergünstigungen ins Land, und fleißige Colonisten aller Art waren ihm als Bevölkere seiner durch so lange Kriege verödeten Provinzen willkommen. Um seinen Vasallen ein Beyspiel zu geben, setzte er den siebenten Theil aller seiner Einkünfte zu neuen Bauten aus, und beschäftigte dadurch einen Theil seiner Unterthanen, während er den andern an die Bedürfnisse gebildeter Völker gewöhnte. Selbst die feinem Lebensgenüsse des Südens wurden ihm von seinen Schiffen zugeführt, so, daß dieser König in jedem Betracht wie ein Licht unter den Barbaren erscheint, und nichts zu bedauern ist, als daß ihm unter seinen Dienern ein Eginhart gefehlt hat, der uns sein Bild in den kleinsten Zügen aufbewahrt hätte. *)

Ein durch so lange Kriege verwildertes und aus so vielerley Nationen vermisches Volk in so kurzer Zeit an eine so ruhige Verfassung zu gewöhnen, scheint fast unmöglich: und doch gelang es dem außerordentlichen Ansehen Alfreds. Vorgearbeitet war ihm durch die alte germanische

*) Einigermassen geschah dieses durch Asser, einen Ordensgeistlichen in St. Davids, nachher Bischof in Sherborn, den Freund und Vertrauten Alfreds. Nur schade, daß seine Lebensbeschreibung dieses Königs unvollendet geblieben.

Verfassung, die er, nur mit einigen Verbesserungen, wiederherstellte. Er theilte ganz England in Grafschaften, jede Grafschaft in Hunderte, und jedes Hundert in Behenden. Eine Behende war eine Gemeinde von 10 Hausvätern. Ihr Oberer war ein Behendmann oder Gemeindevorsteher. Dieser mußte für jedes seiner Gemeindeglieder haften, kleinere Streitigkeiten mit Hülfe der zusammenberufenen Hausväter entscheiden; größere Irrungen oder Zwiste vor die Versammlung der Hunderte bringen, die alle Monate zusammenkam. Hier wählte alsdann der Vorsteher dieser größern Versammlung zwölf Hausväter aus, welche, nach abgelegtem Eide, gerecht richten zu wollen, die Untersuchung der Anklagen vornahmen, und die Strafen nach dem Herkommen oder dem von Alfred gegebenen Gesetzen bestimmten. (Dies ist der Ursprung der Bürgergerichte, die unter den Namen der Jury's noch jetzt in England bestehen.) Auf einer besondern jährlichen Zusammenkunft der Hunderte mußte jeder Hausvater die Gemeinde aufzeigen, zu welcher er gehörte. Die Grafsengerichte versammelten sich jährlich zweymal, zu Ostern und zu Michaelis. In ihnen hatte der Bischof und der Aldermann den Vorsitz, ein Sheriff hatte die Militärgewalt, und vertrat die Rechte des Königs, zog auch die Geldstrafen ein. In diesen Versammlungen waren sämmtliche freye Männer einer Grafschaft, und, nach ächtdeutscher Sitte, alle bewaffnet zugegen. Alle Proceßse zwischen Glieder verschiedener Hunderte wurden hier geschlichtet. Endlich bezief auch noch der König selbst jährlich zweymal die Großen seines Reichs nach seiner Residenz London zusammen, um Sachen, die die allgemeine Wohlfahrt betrafen, mit ihnen zu verhandeln.

Man erzählt als einen Beweis von der strengen Polizey dieses englischen Pyrcurg, er habe öffentlich an der Landstraße goldene Spangen aufhängen lassen, und niemand habe sich getraut, sie anzurühren. Dabey hatte er so viel Achtung für die Rechte des Volks, daß er noch in seinem letzten Willen sagte: die Engländer müß-

ten für immer so frey bleiben, wie ihre eigenen Gedank-
 fen *) Ueberzeugt, daß die Bildung des Volkes ganz vorzüg-
 lich von den Schulen ausgehe, hielt er nicht nur alle freye
 Unterthanen an, ihre Kinder hineinzuschicken; sondern er
 zeichnete auch diejenigen besonders aus, welche sich einige
 Kenntnisse erworben hatten. In einer seiner noch vorhan-
 denen Schriften bezeugt er selber seine Freude über die
 Fortschritte des Schulwesens in England unter seiner Re-
 gierung.

Er hatte die Hälfte aller seiner Einkünfte, welche die
 öffentlichen Einnahmen in zwey Theile sondern mußten, dem
 Dienste Gottes gewidmet. Diese Hälfte sonderte er wieder
 in vier Theile, deren ersten er den Armen austheilen ließ,
 einheimischen und fremden, welches Volkes sie seyn möch-
 ten. Den zweyten Theil gab er den von ihm gestifteten
 Klöstern, den dritten der von ihm gestifteten und einge-
 richteten Schule, und den vierten den übrigen Klöstern im
 In- und Auslande. Keinen Tag versäumte er den
 öffentlichen Gottesdienst, und beobachtete, gleich Ordens-
 geistlichen, bestimmte Zeiten bey Tag und bey Nacht, in
 welchen er der Andacht oblag. Oft stand er heilich bey
 Nacht auf, und schlich sich in das Haus Gottes. Inmier
 trug er im Busen ein Büchlein, welches er sein Handbuch
 nannte, und welches Psalmen und Gebete enthielt, an
 denen er schon in der Jugend sich erbaut hatte. Den Bi-
 schöfen erzeigte er gebührende Ehrerbietung, sah aber auch
 voraus, daß sie die Pflichten ihres heiligen Amtes gewis-
 senhaft erfüllen, und ermahnte sie, wie die andern Gewäl-
 tigen des Reichs, mit sanften Bitten, und, wenn diese
 nicht fruchteten, mit Ernst; ja er zog sie auch zur Strafe
 sich selbst unterwarf er, wie es jedem Katholiken Pflicht
 ist, mit Demuth der Kirche, und pflegte zu sagen: Wahr

*) Indes ward die Rechtheit seines Testaments von den Ge-
 lehrten mit Grund in Zweifel gezogen.

und ächt sey des Königs Würde, wenn er im Reiche Christi, welches die Kirche ist, sich nicht als König ansehe, sondern als Bürger; wenn er sich nicht übermüthig erhebe über die Gesetze der Bischöfe, sondern sich den Gesetzen Christi, welche durch die Bischöfe bekannt gemacht worden, mit einem gehorsamen und demüthigen Herzen unterwerfe.“

Die letzten vier oder fünf Jahre des menschenfreundlichen Helden waren ruhig; sein Tod war ein Sonnennun-tergang am heitern Abendhimmel. Alfred starb am sechs und zwanzigsten des Weinmonats 901, im drey und fünfzigsten Jahre des Lebens, der Regierung im dreißigsten. „Die Geschichte ist das Lob diesen großen, liebenswürdigen, heiligen Mannes, der jede Größe, jede Tugend, jede Liebenswürdigkeit in einem Grade vereinte, wie sie vielleicht nicht jedes Jahrtausend in Einem vereinigt gesehen hat.“*)

III. Kaum hatte sich England unter Alfred etwas erholt, als es wieder unter seinen Nachfolgern Eduard I. (901 — 925), Athelstan (925 — 941), Edmund (941 — 946), Edbred (946 — 955), Edwy (955 — 959), Edgar (959 — 975), Eduard II. (975 — 978) und Ethelred (978 — 1016) hundert Jahre hindurch der Schauplatz dänischer Zerstörungen ward. Der letztere, Ethelred, kaufte sie 991 und 993 zuerst durch große Summen ab. Darauf wollte er Schutz und Verstärkung gegen sie in der Vermählung mit Emma, der Schwester des Herzogs Richard II. von der Normandie und in normännischen Söldnertruppen suchen; aber auch diese Hoffnung trug, weil die Normänner keine Neigung hatten, gegen die Dänen, ihre Geschlechtsverwandten, zu fechten. Diese bittere Erfahrung verleitete ihn, gegen alle Dänen und Normänner auf der ganzen Insel einen allgemeinen Mord zu beschließen (13. Nov. 1002). Der Mordthat traf auch die Schwester des Königs Swen von

*) S. Fr. Leop. Gr. zu Stolberg „Alfred der Große König von England.“ Münster, 1815, 8. 1 THEODOR BIRCH

Dänemark, die mit einem mächtigen Grafen vermählt, als Geißel des Friedens, von Seite der Dänen in England lebte. Die Rache führte Swen auf die englischen Küsten und Ethelred floh mit seiner ganzen Familie zu seinem Schwager, dem Herzoge von der Normandie, Richard II. Swen eroberte nun bis 1013 ganz England durch einen harten zerstörenden Kampf. Der Tod ließ ihn zwar nicht zum Genuß seiner schweren Eroberung kommen; aber er beförderte seinen Sohn Canut (1017) auf den Thron, der, wohl besser als sein Vater, die schwere Kunst verstand, zwey durch Antipathie getrennte Völker — Dänen und Sachsen — an einander zu gewöhnen und der Vereinigung näher zu bringen, wodurch er mit Recht den Namen des Großen verdiente. Nur die Uneinigkeit seiner beyden Söhne — Harald regierte seit 1036, und Hardecanut seit 1039 — und ihr früher Tod verhinderte die Vereinigung an ihrer rechten Festigkeit. Die dänische Regierung hatte 1041 ein Ende, und die Sachsen riefen voll Jubel in Ethelreds jüngstem Sohne, Eduard II. dem Bekenner (1041 — 1066), ihren frühern angelsächsischen Regentenstamm aus der Normandie herüber auf den Thron. Unter ihm ward England bereits in Sprache, Sitten und dem Personale der Regierung halb normännisch. Nach seinem Tode bewarben sich der König von Norwegen Harald Haarfager, der sächsische Graf Harald, Eduards Schwager, und der Herzog Wilhelm von der Normandie um den englischen Thron; der erste, um die dänische Regierung, die nach dem Tode der Söhne Canuts war unterbrochen worden, wieder fortzusetzen; der zweyte, weil ihn Eduard auf seinem Todtbette, und der letzte, weil er ihn als einen mit ihm verwandten Jugendfreund schon früher zu seinem Nachfolger ernannt haben soll. Die Waffen entschieden schnell. Den König von Norwegen hatte der Graf Harald bereits in der Schlacht bey Stanefordsbridge überwunden (25. Sept. 1066); und den Grafen überwand wieder der Herzog von der Normandie in der

blutigen Schlacht bey Hastings (14. Oct. 1066), in welcher überdieß sein Nebenbuhler auf dem Schlachtfelde blieb.

IV. Mit Wilhelm dem Eroberer (1066—1087) kam die ganze normännische Feudalverfassung nach England. Er theilte das ganze eroberte Land in 60,215 Lehen, wovon er selbst 1400 als sein Kammergut behielt, und die meisten übrigen an seine normännischen Ritter austheilte. Was davon Kirchen, Klöstern und den mächtigsten sächsischen Familien gelassen wurde, das verwandelte er aus Allodium in Lehengut, das einen jährlichen Lehenszins an den König bezahlen mußte, da er das ganze eroberte Land nach germanischer Sitte als sein Eigenthum ansah. Dagegen behandelten die Besitzer der Kronlehen die Freyen ihres Gebiets ebenfalls wie ihre Aftervasallen: so wie sie selbst ihrem Oberlehensherrn ihren Lehenszins entrichteten, so forderten sie ihn auch von diesen; so wie sie als Kronvasallen ihrem Könige bey jedem Aufgebot in den Waffen folgen mußten, so mußten diese wieder als Untervasallen das Geleite um ihren Lehensherrn bilden; so wie der König für seine Jagdlust große Forsten nach drückenden Forstgesetzen unterhielt, so auch die größern und kleinern Baronen in ihrem Gebiete; so wie die Kronvasallen unter dem königlichen Lehenshof standen, so die Aftervasallen wieder unter ihren Lehensgerichten; wie in jenem nach dem normännischen Rechte in französischer Sprache gesprochen wurde, so auch in diesen; ganz England ward in Verfassung und Sitten normännisch. Das Recht des Sachsen wurde durchaus aufgehoben, und dem gemeinen Manne zum Andenken an die vorigen Zeiten von seinen frühern Gewohnheiten nichts außer der sächsischen Sprache gelassen. — Auch über die Geistlichkeit ward die strenge Lehensrichtung in gewissem Sinne ausgedehnt; und weder Gregor der VII. konnte den König Wilhelm, noch der felsenfeste Erzbischof Anselm von Canterbury seinen Sohn und Nachfolger Wilhelm II. (1087—1100 von dem strengen Lehenssystem zurückbringen.

Doch hatte diese Feudalverfassung in dem Umfang, in welchem sie Wilhelm I. eingeführt hatte, kaum 34 Jahre bestanden. Adel und Geistlichkeit blieben von Anfang an gegen dieselbe in beständiger Bewegung; und schon unter dem dritten normännischen Regenten, Heinrich I. (1100 — 1135), wurde sie durch Erringung eines, die Strenge der Lehensgesetze mildernden Freyheitsbriefs durchbrochen, und der harte Lehenskampf begonnen, der sich nach hundert Jahren mit der Freyheit des Volkes in England endigte.

XII.

Scandinavien, Rußland, Polen.

I. Die Völker Scandinaviens standen mit den gleichzeitigen Angelsachsen auf einerley Stufe der Bildung, und wurden von den südlichen Fürsten keiner Beobachtung werth gehalten, als etwa vom Papste, der sie den Finsternissen und Greueln des Heidenthums entziehen wollte, und von einigen deutschen Kaisern, die ihre Einfälle in Niedersachsen abwehren mußten. Die Nachrichten von ihnen sind unzusammenhängend und einsörmig. Kriege und Grausamkeiten sind das ewige Thema. Doch muß man über die Menge des kriegerischen Volkes erstaunen, das, während es England unterjochte und Frankreich überschwemmte, zu gleicher Zeit mit seinen Flotten die Ostsee bestrich, und auch in Rußland fußte, ja sogar (861) das entlegene eisige Island entdeckte und bevölkerte *). Norweger waren es vorzüglich, die hieher auswanderten, um der strengen Herrschaft ihres Königs Harald zu entgehen. Sie bauten das öde Eiland in kurzer Zeit dergestalt an, daß schon

*) Von Island aus ward 893 von einem gesunknen Isländer auch Grönland aufgefunden, welche Entdeckung aber nachher wieder verloren ging, und also noch einmal gemacht werden mußte.

nach 60 Jahren alles bewohnbare Land besetzt war. So entstand dort oben eine kleine Handelsrepublik, die sich 928 eine Obrigkeit unter dem Namen *Ragmann* (Gesetzbewahrer) wählte, und über dreihundert Jahre ihre Unabhängigkeit behauptete, bis endlich innere Unruhen, die natürlichen Uebel der Freystaaten, sie veranlaßten, 1261 auf einem allgemeinen Landtage den König *Haquin VI.* von Norwegen für ihren Oberherrn anzuerkennen. Das Christenthum drang schon 982 in Island ein. Friedrich, ein sächsischer Bischof, und Thormold aus Bagdal bauten die erste Kirche daselbst. Der erste Bischof von Island war Isleif; ihn weihte dazu der Erzbischof Albrecht von Bremen (1056).

II. Die Urbewohner Rußlands gehörten zu dem großen slavischen Völkerstamme, zu welchem auch die Polen, Böhmen, Kassuben, Wilzen und Wenden zu rechnen sind, und welcher sich, der Sprache und dem ganzen Character nach, von dem germanischen durchaus unterscheidet. Zwischen sie drängten sich aber in der Mitte des neunten Jahrhunderts, eben wie zwischen die Engländer und Franken, jene wilden, unbezwinglichen Seemänner, die Dänen, ein, die hier *Waringer* (*Varagi*) genannt wurden. Die Führer dieser Schwärme waren die drey Brüder *Kurik*, *Sineus* und *Truwor*. Sie stifteten am *Reva-* und *Wohlschow-Strom* (862) drey kleine Staaten, die drey Jahre später, nach *Sineus* und *Truwor's* Tod, an den ältesten Bruder *Kurik* fielen, und dem Staate von *Novgorod* seinen Ursprung gaben. *Kurik* selbst ward der Stammvater eines Fürstenhauses, das bis 1598 geblüht hat. Während seines Sohnes *Ighor* Minderjährigkeit zog sein Vetter *Oleg* (879) von *Novgorod* aus am *Dnieper* herab nach Süden, unterwarf sich alles, und machte *Kiew* zum Hauptsitz des neuen *Waringer-Reichs*. Von da drang er bis nach *Constantinopel* vor, und nöthigte den schwachen griechischen Kaiser, den Frieden abzukaufen. Dieser Zug mag nicht ohne Frucht für die Bildung der

rohen Krieger gewesen seyn. — Olga, Ighors Gemahlinn, wahrscheinlich aus slavischem Stamme, ließ sich 955 zu Constantinopel taufen. Mit dem Christenthume kam nun auch Schreibkunst nach Rußland. »Da man aber (sagt Becker) die neue Lehre aus Constantinopel und nicht aus Rom erhielt; so konnten auch die Päpste dieses Reich nicht mit in den großen Christenverein ziehen, der die übrigen Völker Europas zu einer allgemeinen geistlichen Republik verband; und das ist ein Hauptgrund gewesen, warum dieß kräftige Volk in seiner Entwicklung so lange hinter allen übrigen zurückgeblieben.« — Ighors Enkel, Wladimir der Große (981 — 1015), nahm eine griechische Gemahlinn von Constantinopel, und veranlaßte durch seinen Uebertritt zum Christenthum, daß sich auch viele Slaven taufen ließen. Unter ihm ward der Staat von Kiew ein wahres Kaiserthum, und erstreckte sich vom Dnieper bis zum Ladoga-See und bis an die Ufer der Döna. Aber mit seinem Tode zerfiel das große Reich, indem er es selbst unter seine zwölf Söhne theilte, und es bloß durch das lockere Band eines zu Kiew residirenden Großfürsten zu Einem Ganzen zusammenhalten wollte. Seitdem zerfiel der Staat durch innere Unruhen, und ward schwach gegen äußere Feinde. Die Nation selbst rückte in dieser Lage in ihrer gesellschaftlichen Bildung nicht fort. Doch lebte in einem Kloster zu Kiew der erste russische Annaliste Nestor um das Jahr 1100.

III. Der Name Polen kommt erst im zehnten Jahrhunderte vor. Mieszko oder Miecislav (964 — 999), den der Annaliste Dittmar von Merseburg einen Herzog *) der Polonier nennt, war der erste der slavischen Fürsten in dem Lande zwischen der Warthe und Weichsel, der sich taufen ließ, und dem deutschen Könige zugleich den Lehn-

*) Als der erste Herzog Polens wird um das J. 840 Mlast genannt, von welchem seine Nachfolger den Namen der Mlasten führten.

eih leistete. Aber die Abhängigkeit konnte von Deutschland aus bey der großen Entfernung nicht wohl behauptet werden. Bladimir's Sohn, der tapfere Voleslav, legte sich 1025 den Königstitel bey, der aber noch lange nachher nicht anerkannt wurde. Das gemeine Volk finden wir schon damals in eben der harten Leibeigenschaft und dumpfen Erstarrung, wie in den neuesten Zeiten. Eben jener Dittmar sagt von demselben, es müsse Ochsenfutter und Eisesprügel bekommen, und ohne harte Strafen könne es gar nicht von den Fürsten regiert werden.

XIII.

U n g a r n.

I. Noch als Einwohner von Asien wurden die Ungarn der Geschichte ums Jahr 462 unter Kaiser Leo bekannt. Sie nahmen damals während des Völkerdrängens von den Bändern Besitz, welche die Wolga und das caspische Meer ostwärts, und den Don, die Däotis und das schwarze Meer westwärts begrenzen. Ein Theil von ihnen, die Utiguren, blieben in Asien sitzen; ein anderer Theil, die Kutriguren, gingen mit den Bulgaren nach Europa herüber, und nahmen nach Verdrängung der letzten Ostgothen das ganze Land vom Don bis zum Bog und hernach bis an den Dniester in Besitz. Diese Wohnsitze behielten sie bis 680; sie theilten sich in sieben Stämme oder Horden, unter denen Einer, der Magyaren-Stamm, der ganzen Nation den Namen gab, mit welchem sie sich selbst benennen. Sie wohnten vermischt mit den Bulgaren, und bildeten, wenigstens zu gewissen Zeiten, mit ihnen Einen Staat und Ein Volk.

Bis 680 standen sie unter eigenen Königen, und erscheinen in der Geschichte bald als Feinde der Byzantiner. Im J. 477 verheerten sie Thracien; im J. 514 waren sie in Gesellschaft der Bulgaren Hülfsvölker der Byzantiner;

im J. 539 streiften sie von der Donau her bis an die Vorstädte von Constantinopel; im J. 540 gingen sie über den Hellespont bis Kleinasien.

Seit 680 drangen die Chazaren von der caucasischen Landenge her vorwärts, unterjochten die Ungarn, und setzten über jeden ihrer sieben Stämme einen Boiowoden. Im J. 883 wurden sie gar von den Petschenegern, einem türkischen Stamme, aus ihren bisherigen Wohnsitzen vertrieben, und zogen sich nach Atelcufu, welches die heutige Walachei, Moldau, Bessarabien und vielleicht auch die ortschakowische Provinz umfaßte. Hier blieben sie zwar noch eine Zeitlang von dem chazarischen Chakan abhängig; doch wählten die Oberhäupter der sieben Stämme schon 884, selbst von ihrem Chakan dazu ermuntert, einen gewissen Almus oder Alom zu ihrem »Heerführer und Gebieter,« und versprachen unter Vergießung ihres Blutes, daß »in alle Zukunft ihr und ihrer Nachkommen oberster Heerführer aus Alom's Geschlechte seyn soll.« Wirklich ernannten sie auch, nachdem Alom sich wegen der Schwächen seines Alters zurückzog, seinen Sohn Arpad (890), mit unbeschränktem Erbfolgerecht für seine Nachkommenschaft, zu ihrem Beherrscher. Von ihm stammen alle ungarischen Könige bis zum Jahr 1301.

II. Erst im Jahre 894 zogen sie, bewogen durch die Verheerungen, welche die Bulgaren und Petscheneger in dem wehrlosen Atelcufu zu eben der Zeit anrichteten, da sie als Hülfsvölker des Kaisers Arnulph gegen das großmährische Reich abwesend waren, in das heutige Ungarn, das bis dahin ein Theil dieses Reiches gewesen war. Der Hauptanführer des wandernden Volkes betrachtete das eroberte Land von den Carpathen bis an den Saufluß und von der Morava bis an die Grenze von Siebenbürgen und der Moldau wie sein Eigenthum, und theilte es mit den Unteranführern der verschiedenen Horden, und diese theilten wieder mit den ihrigen, beynahe auf germanische Weise. Bis in die Mitte des zehnten Jahrhunderts begriff schon

Ungarn: 1) ganz Oberungarn, 2) die Balachen, wenigstens bis an die Aluta, 3) Niederungarn, und 4) Oesterreich im Süden der Donau, das aber die Ungarn im J. 979 wieder verloren.

In ihrem neuen Wohnsitz thaten die Ungarn bis gegen das letzte Viertel des zehnten Jahrhunderts (unter den Beherrschern Arpad 890—907, Boltan 907—947, und Loris 947—972) zerstörende Einfälle gegen Osten und Westen: in das byzantinische Reich (bis gegen 970), und nach Deutschland, Italien und Frankreich (bis gegen 955). Erst unter Geyfa (972—997) stellten sie ihre Streifereien ganz ein, und legten sich auf Ackerbau, Gewerbe und Handlung. Unter ihm kam schon das Christenthum zu ihnen, vornehmlich durch die Bemühungen seiner frommen Gemahlinn Sarolta und des Passauer Bischofs Piligrin, welcher aus den Klöstern Bayerns eine Anzahl bewährter Männer nach Ungarn sandte, die über fünftausend der Bornehmsten und den Herzog selbst durch die Taufe in die Gemeinde der Gläubigen aufnahmen.

III. Nach Geyfa's Tode folgte sein Sohn Stephan (997—1038). Er war erst neunzehn Jahre alt, doch an Muth, Entschlossenheit und Klugheit bereits ein Mann. Die Ungarn kannten ihren Herzog nur halb; nur seinen ehrbaren Wandel, seine theilselige Güte, seine Neigung zur Wohlthätigkeit, seine freundliche Sanftmuth; nichts weniger als einen Feind der Rohheit und unerbittlichen Rächer der Ungerechtigkeit in ihm fürchtend. Daher geschah es, daß bald nach Geyfa's Tode gegen die von diesem berufenen oder aufgenommenen Deutschen ein gewaltsamer Ausbruch sich erhob; allein da ihn weder Einsicht noch Einheit des Willens leitete, so ward er ohne erheblichen Schaden der Verfolgten, und ohne große Anstrengung des Herzogs schnell wieder gedämpft. Auch hatte Stephan von den benachbarten Völkerschaften keine feindlichen Angriffe zu befürchten. Kaiser Otto II. um ein Jahr jünger als Stephan, ihm gleich an Gottseligkeit, nur an gelehrter

Bildung ihn übertreffend, war ihm Freund im edlern Sinne des Wortes. Für Heinrich's, des Bayern-Herzogs, treuen Beystand mit Rath und That, hatte er an dessen edler Schwester Gisela, seiner Gemahlinn, ein liebliches und sicheres Unterpfand; auch war Heinrich selbst fromm und voll alten, deutschen Geistes. Der Markgraf von Oesterreich, Heinrich, Leopolds Sohn, sorgte für den Wohlstand des ihm anvertrauten Landes, und bewarb sich um den Ruhm des Tapfern nur dann, wenn ihn Pflicht gegen Kaiser und Reich zum Heerbann rief. Byzantiner und Bulgaren waren jetzt nicht im Stande, an den Angelegenheiten der Ungarn Theil zu nehmen; und das wilde Volk der Petscheneger fand auf russischem und byzantinischem Gebiete weit bessern Raub, als ihm auf ungarischem geboten werden konnte. So war also von aussen für den Herzog der Ungarn nirgends Gefahr, für Aufrührer im Lande überall keine Aussicht auf Beystand. Dennoch wurde Stephan bald genöthigt, das Schwert zu ziehen, und seinem Volke sich als Herrscher furchtbar und verderbend anzukündigen. Kuppá, Arpads Enkel, Graf des Sümegher Landes, stieg, beleidigt, daß Geysa's junge Wittwe, Adelheid, seine Hand ausschlug, die Fahne der Empörung auf mit der Aufforderung zum Kampfe für Freyheit und Heidenthum (998). Schnell vermehrten sich seine Rotten; aber eben so schnell eilten die treuen Verehrer des Rechts und des Eides ihrer Väter, sich unter Stephans Heerbann zu versammeln, um ihres Fürsten gerechte Sache auch gegen die überlegene Heerkraft Kuppá's zu vertheidigen. Vergeblich sandte der Herzog Friedensboten an diesen, um ihn von so ungerechter Befehdung abzumahnern. Vor Palutta stießen die Heere auf einander; da mußte geschlagen werden. Der Bayer Wenzelin erhielt von Stephan den Oberbefehl; er ordnete und leistete die Schlacht. Der mörderische Kampf blieb lange unentschieden, die Tapferkeit der Treuen schien der Wuth der Rebellen zu unterliegen. Kuppá wagte in den Mittel-

punct des herzoglichen Heers einzubringen; aber unter Benzellins Streichen fällt er der erste, und eiligst läßt der Bayer das Haupt des Fürsten vom Rumpfe trennen und zum Schrecken seiner Rotten auf eine Lanze stecken. Nur wenig vermag noch ihre Verzweiflung gegen den besonnenen Muth der frohlockenden Sieger. Unmöglich wird es jenen, das Treffen wieder herzustellen. Die Tapfersten erkämpften sich den Tod, die meisten gaben sich gefangen, die Reichern und Mächtignern suchten Heil in der Flucht, und Stephan verbot, sie zu verfolgen, um ihrer Rückkehr zur Pflicht und ihrem Uebertritte zum Christenthum das Verdienst der Freyheit zu erhalten.

Da Kuppas seiner Empörung mit dem Vorwande, das Heidenthum zu retten, Anhang und Theilnahme verschafft hatte: so ließ Stephan überall im Lande verkünden: »Jesus, der Sohn Gottes, ist der unsichtbare König aller Welten, und sein Evangelium das Gesetz, dem alle Völker und Nationen, folglich auch die Ungarn, unterthänig werden müßten. Er würde daher auf Gottes Geheiß in alle Gegenden Pannoniens Priester senden, welche das in der Nacht des Heidenthums erblindete Volk durch Unterricht erleuchten, es aus der Dienstbarkeit des Satans befreien, und durch die Taufe zu auserwählten Bürgern des göttlichen Reiches auf Erden weihen sollten. Der Gräuel des Gögendienstes müßte verschwinden und der Herrlichkeit des Kreuzes Christi Platz machen. Seine Macht, von dem Allerhöchsten ihm verliehen, würde jeden Widerstand besiegen, und die Großen wie die Niedrigen im Volke, die seinem Willen widerstreben würden, in den Abgrund des Verderbens stürzen.« So drohend diese Sprache Stephans war, so mäßig war seine Handlungsweise. Nach seinem Willen sollten die Ungarn nur die von ihm ausgesandten Boten des Heils im Lande ungestört und ungelästert wirken lassen; nur hören sollten sie, was ihnen zu ihrem und ihrer Kinder Heil verkündigt würde. Darum war er auch vor allem auf Errichtung fruchtbarer Pflanzschulen bedacht,

aus welchen er in der Folge Priester und Bischöfe, so wie er sie wünschte, erzogen und gebildet erhalten konnte. In dieser Absicht legte er, außer dem Erzstifte auf dem Pannongerger, noch zu vier Benedictiner-Abteyen den Grundstein; und um den Bau derselben schneller zu vollenden, ließ er von dem Berge Cassino und aus den kunstberühmten Klöstern Deutschlands bauverständige Mönche kommen *). Auch stiftete er zum gottseligen Andenken Adalberts, von dem er die Weihe der Religion empfangen, und der kurz vorher, als Preussens Apostel, die Märtyrer-Krone errungen hatte, auf der Graner Burg den hohen Dom, und erhob ihn zur Metropolitankirche von Pannonien. Dann theilte er das ganze Land in zehn Diöcesen ein, und wies zehn Städte zu Wohnsitzen der künftigen Bischöfe an. Die liegenden Gründe und Beheuten zu ihrer Unterhaltung wurden ausgemittelt, der Bau der Cathedralkirchen ward überall angefangen und mit keiner Schonung der Kosten aufs eifrigste fortgeführt.

Jetzt riefen ihm seine Freunde und Verwandten, der Kaiser Otto und der bayerische Herzog Heinrich, daß er sich bey dem apostolischen Stuhle zu Rom nicht nur um Bestätigung seiner kirchlichen Einrichtungen, sondern zu seiner eigenen Befestigung auch um Krone und Königswürde bewerben sollte. Eine feyerliche Gesandtschaft wurde deshalb von Stephan nach Rom geschickt. An ihrer Spitze stand Astricus, des heil. Adalberts würdiger Schüler, den der

*) An Zünfte und Innungen der Handwerker war bey der Verfassung des Land und Städte-Wesens jener Zeit gar nicht zu denken. Jeder baute sich sein Haus selbst, so gut er konnte; für Prachtgebäude waren Mönche die Baumeister. Alle Werke der höhern Baukunst vom achten bis in das elfte Jahrhundert waren nach ihren Entwürfen, unter ihrer Leitung und durch ihre Theilnahme an den Arbeiten aufgeführt worden. Die Abteyen zu Cassino und zu Corvey hatten wohl eingerichtete Kunstschulen. Erst im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte bildeten sich in diesen Schulen auch aus den Laien Meister in der höhern Baukunst.

Herzog zum Abte erhoben und zum Bischofe von Colocz ernannt hatte. Bescheiden und der Wahrheit würdig schilberte der Abt dem Papste Sylvester II. (Gerbert) die Gottseligkeit und den Eifer, die Gesinnungen und die Thaten seines Fürsten, wodurch in Ungarn dem Glauben der Sieg über den Götzendienst verschafft und ein kirchliches Reich daselbst gegründet worden sey. In freudiger Begeisterung rief der Papst mehrmals aus: »Ich heiße der Apostolische; aber euer Fürst, durch den Christus ein so großes Volk gewonnen hat, ist der Apostel.« Alles, was die Gesandten verlangt hatten, und noch mehr, ward vom Papste bewilliget. Er selbst weihte den Abt zum Bischofe von Colocz und den Mönch Dominicus, welcher die Gesandtschaft begleitet hatte, zum Erzbischofe von Gran und Metropolitan für das ungarische Reich. Einen dritten Bischof ernannte er zum Legaten, welcher mit den Abgeordneten des Herzogs nach Ungarn ziehen, und mit den zwey neugeweihten die übrigen von Stephan ernannten Bischöfe weihen sollte. Endlich verließ er dem Herzoge, so wie seinen Erben und Nachfolgern, nebst Krone und Königstitel, durch ein eigenes Sendschreiben den Vorzug, sich das Kreuz als Zeichen des Apostolats allenthalben vortragen zu lassen, und das Recht, nach dem Maasse der göttlichen Gnade und als Stellvertreter des Papstes, die gegenwärtigen und künftigen Kirchen des ungarischen Reiches einzurichten, zu ordnen, und mit Rechten und Vorzügen auszuzeichnen. Am Feste der Himmelfahrt Mariä, der »Mutter der schönen Liebe,« welche Stephan zur Königin und Patroninn des Reichs erwählt hatte, ward die Krönung aufs feyerlichste vollzogen.

Sogleich nach vollbrachter Krönungsfeier, als der Eindruck derselben noch alle Gemüther beherrschte, ward durch Vermittlung der Edlen des Reichs ein ewiger Vertrag zwischen dem Könige und dem Volke aufgesetzt, und durch ihre Betriebsamkeit allgemein angenommen. Kraft seines Inhalts wurde in dem Könige die Befugniß zur Einrich-

tung der Staatsverfassung sammt der vereinigten gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt feyerlich anerkannt, und mit den übrigen Puncten des ursprünglichen Grundvertrages in Uebereinstimmung gesetzt. Drey Stände wurden von Stephan aufgestellt, deren jeder in seiner Art an der Verwaltung des Reichs wirkamen Antheil hatte: die Prälaten, die Magnaten und die Ritterschaft (*Servientes Regis*). Der erste Stand sollte forschen, entscheiden, lehren, und den Gemüthern einprägen, was vor Gott gerecht, gut und wahr sey; der zweyte sollte dies hören, vollziehen, behaupten, und so des Reiches innere Wohlfahrt gründen; der letzte sollte das Vaterland gegen auswärtige Feinde beschützen und vertheidigen. Aus den zwey ersten wählte der König eine Anzahl der Bewährtesten und Einsichtsvollsten, welche zu einem königlichen Senate vereinigt, mit ihm die wichtigsten Angelegenheiten zu entscheiden hatten. Die einzelnen Verordnungen, welche das Leben der Ungarn regelten, ließ der König, nachdem sie durch mehrjährige Beobachtung eingeführt waren, zusammentragen, für besondere Fälle genauer bestimmen, und in einer Versammlung der Stände (1016) als bleibende Gesetze verkündigen.

Dreymal noch mußte Stephan sich zum Kriege rüsten: das erste Mal gegen einen seiner Verwandten, Namens Gyula, der des Königs freundlichen Aufforderungen zur Annahme des Christenthums anfänglich mit Troß und Lästerungen, endlich mit kühnen Verheerungen des ungarischen Gebietes begegnete (1002); das zweyte Mal gegen den lehenspflichtigen Markgrafen Ahtum, welcher, der schlaffen Oberherrlichkeit der byzantinischen Kaiser mehr, als Stephans strenger Regierung geneigt, nach Unabhängigkeit strebte (1016); endlich, nach dem Tode des heiligen Kaisers Heinrich, mit Conrad dem Salier, der eine abgedrungene Selbstvertheidigung Stephans für einen Angriff auf das deutsche Reich erklärte und zur Rache den kaiserlichen Heerbann in Ungarn einbrechen ließ (1030).

Nachdem sich Stephan, vornehmlich durch die Vermittelung Herzog Heinrichs, des Sohns Conrads, von dem letztern Kriege befreit sah, und auch in dem ganzen Reiche Wohlstand, Ruhe und Ordnung herrschte: beschloß er bey sich, die Regierung seinem Sohne, dem einzigen, der ihm von mehrern übrig geblieben war, zu übertragen. Emerich war, jetzt in seinem vier und zwanzigsten Jahre, des Vaters Trost, des Volkes Liebling, des Vaterlands Hoffnung, seit fünf Jahren mit der Tochter eines Königs der Croaten in jungfräulicher Ehe vermählt. Am Festtage der Geburt Mariä wollte Stephan sich der Bürde aller irdischen Hoheit entledigen; da sollten sämtliche Bischöfe, Prälaten und Magnaten des Reichs zu Stuhlweissenburg dem Erben seiner Gottseligkeit, Weisheit und Gerechtigkeit als ihrem Könige huldigen. Allein im Rathe des Ewigen war es anders beschlossen: „sechs Tage vorher“ (2. Sept. 1031) — so wurde den versammelten Ständen verkündiget — „ward Emerich weggenommen aus dem Leben unter den Sündern. Er war bald vollkommen worden und hatte viele Jahre erfüllt; denn ein unbeflecktes Leben ist das vollste Alter.“

Sieben Jahre noch führte Stephan die Zügel der Regierung. Da, als ihn eben der Bau des Doms zu Ofen beschäftigte, befiel ihn ein Fieber, dessen Erschütterungen ihm seine herannahende Auflösung verkündigten. Am Vorabende des Festes der Himmelfahrt Mariä war alle Hoffnung der Genesung verschwunden. Am Feste selbst empfing er die Sacramente der gottselig Sterbenden; dann ermahnte er die anwesenden Bischöfe und Magnaten väterlich zur Eintracht und Liebe, zur Treue in dem kirchlichen Glauben, zur Wachsamkeit und Sorgfalt für die noch junge Pflanzung des Christenthums in Ungarn. In inbrünstigem Gebethe empfahl er das Reich nach Gott dem Schutze der himmlischen Jungfrau, und die Anrufung ihres Namens war sein letzter Lebenshauch (15. August 1038). Der Leichnam des Vollendeten ward nach Stuhlweissenburg gebracht, und in der von ihm erbauten Marienkirche beigesetzt. „Er

hatte sechzig Jahre als Bieder seines Zeitalters gelebt, zwey und vierzig als Vater und Erzieher seines Volkes nach Gottes Geist regiert. Sein Werk konnte oft erschüttert und beschädigt werden; aber untergehen konnte es nicht bis auf den heutigen Tag: denn sein Grundstein trogt der Zeit. Er hat es gegründet auf Gottseligkeit, welche die Verheißungen dieses und des künftigen Lebens hat.“*)

IV. Nach Stephans des Heiligen Tode entstand ein 47jähriger Krieg über die Thronfolge, während welchem Ungarn auf kurze Zeit (1045 — 1060) sogar ein deutsches Reichsthehen wurde. Erst als Ladislaw I. der Heilige (1077 — 1095) im J. 1085 alleiniger König wurde, ward die Ruhe wieder hergestellt. Unter ihm kam 1079 Serbien, und 1088 Croatien und Dalmatien zum großen Magyarenreiche.

XIV.

Das griechische Reich.

„Innerlich leidend, nach Aussen unkräftig, ohne edles, selbstthätiges Lebensprincip, bestand das griechische Kaiserreich schon längst nur durch sein einmal vorhandenes Daseyn, als eine ruhende Masse, die, wenn die Gunst der Umstände eine gewaltsame Zerstörung von ihr abhält, nur durch langsame Einwirkung der Zeiten zerfällt; als ein alter einst gewaltiger Baum, der, ob er auch die Krone und die mächtigsten Aeste unter Stürmen eingebüßt, noch den mürben Stamm mit tiefgehender Wurzel hält, und ohne des Beiles scharfen Hieb noch lange Zeit dürstig grünt.“

*) S. J. A. Fessler „Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen.“ Leipzig, 1815. Bd. I. S. 253 — 409. Die katholische Kirche verehrt den König Stephan und seinen Sohn Emerich als Heilige.

I. **Nicephorus** (802 — 811), welchen Irenens Feinde auf den Thron erhoben, regierte ohne Ruhm und ohne Glück. Harun al Raschid erniedrigte ihn zur Tributpflichtigkeit, die Bulgaren erschlugen ihn in der Schlacht. — Sein Sohn **Stauracius** (811) ward von einem Theile der Armee, sein Schwiegersohn **Michael I.** Rhangabe (811 — 813) aber vom Senate gewählt. Jener ging sogleich ins Kloster, und Michael folgte, nach einer von den Bulgaren (813) erhaltenen Niederlage, seinem Beispiele. — **Leo V.** (813 — 820), ein Feind der Bilderverehrung, bestieg den Thron, und ward nach sieben Jahren in einer Empörung ermordet. — Unter seinem Nachfolger, **Michael II.** oder dem Stammeler (820 — 829), eroberten die Araber Sicilien, Calabrien und Creta. — Sein Sohn **Theophilus** (830 — 842) besiegte die Araber und beförderte die Blüthe des Handels. — Während der Minderjährigkeit seines dreijährigen Sohnes **Michael III.** (842 — 867) führte die Mutter **Theodora** die Herrschaft. Unter ihrem Schutze ward auf einer zu Nicäa noch im J. 842 gehaltenen Kirchenversammlung die Verehrung der Bilder in der griechischen Kirche wieder allgemein hergestellt, und so die iconoclastische Kezerey nach einer, nur manchmal kurz unterbrochenen Dauer von 116 Jahren wieder gehoben. Da **Theodora** überhaupt mit Gewissenhaftigkeit regierte, so beredete der durchaus schlechtgesinnte Oheim und Erzieher des jungen Kaisers, **Bardas**, diesen, sich der Vormundschaft derselben zu entziehen (856), und nun ward **Bardas** selbst der eigentliche Gebieter, indem er sich zum Cäsar ernennen ließ, während Michael der schändlichsten Lieberlichkeit fröhnte. Unter ihnen und durch sie konnte der durch seine hohe Geburt und seine große wissenschaftliche Bildung eben so berühmte, als durch Ehrgeiz, Heuchelei und Ränkesucht berückigte Staatssecretär **Photius** es wagen, nach Verdrängung des würdigen Patriarchen **Ignatius** sich, ob schon er noch Laie war, zum Patriarchen von Constan-

tinopel zu erheben, und, ungeachtet der Papst Nicolaus diese seine Erhebung, als den kirchlichen Gesetzen widersprechend, für null und nichtig erklärte, durch Gewalththaten und Betrügereyen aller Art sich auf dem Patriarchenstuhle zu erhalten, ja sogar den Papst selbst, wegen eines — den Ausgang des heiligen Geistes vom Vater „und vom Sohne“ lehrenden — Zusatzes zum Glaubenssymbolum und wegen einiger Abweichungen hinsichtlich der Kirchendisziplin, mittelst eines von ihm fingirten Conciliums zu excommuniciren. — Im J. 866 ward Bardas durch eine listige Verschwörung gestürzt, und an seine Stelle kam der Macedonier Basilus, der sich aus niederm Stande bis zum Oberstaalmeiſter emporgeschwungen hatte. Michael vereinigte zuletzt mit seinen wilden Ausschweifungen eine Grausamkeit, die selbst seiner nächsten Umgebungen nicht schonte. Da wagte es der Cäsar, der mit Ernst die Geschäfte verwaltete, dem Kaiser die gehörigen Vorstellungen zu machen, die aber diesen so sehr zum Zorn reizten, daß er beschloß, den Basilus in seinen frühern Stand zurückzustossen, und einen gewissen Basilinus, der sich als Kuder knecht durch seine körperliche Stärke empfahl, zum Cäsar zu ernennen. Allein noch bevor er diesen Beschluß ausführen konnte, ward er bey Gelegenheit eines Festes, das ihm von Bonifacius auf einem Landhause gegeben wurde, von Verschwornen erdroffelt. Mit ihm starb der bisherige Regentenstamm aus.

II. Basilus der Macedonier bestieg nunmehr den griechischen Kaiserthron (867 — 886). Schon wenige Tage nach seiner Krönung versammelte er die in Constantinopel anwesenden Bischöfe zu einem Concilium, mit dem Auftrage, die Wahl des Photius zu untersuchen; und in Folge dieser Untersuchung entsetzte er den stolzen Mann seiner usurpirten Würde, und befahl, den rechtmäßigen Patriarchen Ignatius wieder auf seinen Stuhl zurückzuführen. Auch kam auf seine Vermittlung im J. 869 unter Papst Hadrian II. das achte allgemeine Concilium

nach Constantinopel zusammen, auf welchem die Sache des Photius neuerdings untersucht, und dieser, nachdem er sich durchaus halsstarrig gezeigt hatte, als Usurpator, Falsarius und Urheber eines Schisma mit einem neunfachen Anathema belegt wurde. — Auch sonst noch sorgte Basilius für die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung, und gab dem Reiche für den Augenblick eine neue Haltung durch seine Siege gegen die Araber und Bulgaren, und durch die Verbesserung der Finanzen und der Gerechtkeitspflege. — Sein Sohn Leo VI. (886 — 911) verdiente durch seine Kenntnisse und seine schriftstellerische Thätigkeit in einem so gesunkenen Zeitalter wohl den Beynamen des „Philosophen.“ Aber sein Bruder und Nachfolger Alexander (911—912) entweihete den Thron durch Thatenlosigkeit und Grausamkeit. — Leo's Sohn, Constantin VII. Porphyrogenneta (912 — 959), hatte zwar von seinem Vater den Sinn für classische Literatur, deren Studium er von neuem belebte, und für die Künste geerbt, war aber von so geringen Regierungstalenten, daß er seinen Schwiegervater und dessen Söhne für sich regieren ließ, bis er endlich (944) diese willkürlich regierende Familie ins Kloster schickte, und seinen Sohn Romanus zum Mitregenten erhob. Doch diesem lebte er zu lang; ein Gisttrank, vom eigenen Sohne bereitet, sollte den Kaiser tödten. Er genas aber davon wieder, und starb erst im folgenden Jahre. — Romanus regierte nun (959 — 963) wie ein zweyter Nero, während sein talentvoller Feldherr Nicephorus Phocas die Araber besiegte. Er starb durch das Gift seiner Gemahlinn Theophano, die während der Minderjährigkeit ihrer Söhne zuerst mit dem eben genannten Nicephorus Phocas (963—969), und nach dessen Ermordung mit Johannes I. Zimisces (969—976) die Regierung führte. Die fünfzehn Jahre, während welcher die beyden Fremdlinge an der Stelle der regierenden Familie das Reich beherrschten, waren die glänzendste Periode des byzantinischen Reichs in diesen späten Zeiten: im In-

nern herrschte Ordnung, und an den Grenzen siegten die
 Waffen über Araber und Russen. Das Gift, an dem auch
 Zimisces mitten in seiner verdienstvollen und thatenreichen
 Regierung sterben mußte, half endlich den mittlerweile er-
 wachsenen Söhnen des Romanus, Basilus II. (976 —
 1025) und Constantin VII. (976—1028), jenem, einem
 Kriegerhelden, der die Araber demüthigte und das Reich der
 Bulgaren zerstörte, in den europäischen, — diesem, einem
 schwachen Wollüstling, in den asiatischen Provinzen zur
 Regierung. Als Basilus starb, beschäftigte sich der weich-
 liche Constantin die ganze übrige Zeit seiner Herrschaft mit
 nichts, als mit der Bestimmung der Nachfolge. Von sei-
 nem Tode an, bis die macedonische Dynastie erlosch, ver-
 gab seine Tochter Zoe unter den schrecklichsten Lastern
 den Thron. Zuerst erhob sie ihren ersten Gemahl, den
 Patricier Romanus II. Argyrus (1028 — 1034), auf
 denselben. Darauf vergiftete sie ihn aus Zuneigung zu
 einem Kämmerling, dem Paphlagonier Michael IV. (1034
 —1041) der aber bald, durch Epilepsie bis zum Blödsinn
 geschwächt, seinem Bruder, dem Kämmerling Johannes,
 die Regierungsgeschäfte überlassen mußte. Zoe adoptirte
 nun ihren Neffen, Michael Calaphates, und ließ ihn
 nach dem Tode ihres blödsinnigen Gemahls den Thron be-
 steigen (1041). Seine nur viermonatliche Regierung zeich-
 nete der Undank gegen seine kaiserliche Wohlthäterinn durch
 die über sie verhängte Verbannung aus; doch ward Zoe
 vom Volke wieder unter einem dreytägigen Tumulte zu-
 rückgerufen, und dem Calaphates wurden die Augen aus-
 gestochen. Nun präsidirte Zoe und ihre jüngere Schwester
 Theodora, die aus dem Kloster zur kaiserlichen Würde
 gerufen ward, drey Monate lang im Senate, bis endlich,
 da Theodora sich ihres klösterlichen Gelübdes wegen sich
 nicht vermählen wollte, Zoe zur dritten Ehe schritt mit
 Constantin IX. Monomachus. (1041—1054), während
 dessen Regierung der erste Einfall der seldschukischen Tür-
 ken in die asiatischen Provinzen des griechischen Reichs

geschah. — Nach Constantins Tod regierte Theodora, welche ihre Schwester überlebt hatte, noch 19 Monate (1054 — 1056). Mit ihr erlosch der macedonische Stamm, weshalb sie noch vor ihrem Tode einen bereits sehr gebrechlichen Veteran, Michael VI. Stratioticus, zum größten Mißvergnügen der Armee als ihren Nachfolger ernannte. Die Generale dagegen erhoben ihren Kollegen Isaac Comnenus zum Kaiser (1057); und Michael, der sich gegen Isaac durch die Waffen nicht halten konnte, mußte den Palast verlassen, und trat in den Privatstand zurück.

III. In diese letzte Zeit der macedonischen Dynastie fällt auch die gänzliche Trennung der griechischen von der römischen Kirche durch den Uebermuth des constantinopolitanischen Patriarchen Michael Cerularius (1043 — 1059), welcher, nach dem Vorgange des Patriarchen Photius, den Römern als Kezerey vorwarf, daß sie die Worte „und vom Sohne“ in das Glaubensbekenntniß einschalteten; dann, daß sie verheiligte Männer nicht zu Priestern weihten (wirkliche Priester dürfen auch in der griechischen Kirche nicht mehr heirathen), und sich beym heiligen Abendmahle eines ungesäuerten Brodes bedienten; ferner, daß sie an den Samstagen fasteten, von Blut und Erstickten aßen, und in der Fastenzeit das Aelulja nicht sängen; endlich daß sie durch eine einzige Untertauchung taufte, dem Täuflinge Salz in den Mund gäben, und die Reliquien und Bilder nicht verehrten. „Unter diesen Vorwürfen (sagt Döllinger in seinem Lehrbuche der Kirchengeschichte) war nur der erste von Bedeutung; die andern waren theils kleinlich und nichtig, theils ganz unwahr; und es gehörte der byzantinische, mit Unwissenheit gepaarte Dünkel, und das Kleben an Aeußerlichkeiten bey zunehmender Geistlosigkeit dazu, um solche Dinge zum Vorwand einer Spaltung zu nehmen, deren heillose Folgen nicht schwer vorauszusehen waren.“







